Charlotte von Schiller und ihre Freunde

Auswahl aus ihrer Korrespondenz.

Herausgegeben von

Ludwig Geiger.

Hans Bondy Verlag
Berlin

UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

5



LG
S3336c

Charlotte von Schiller und ihre Freunde.

Auswahl aus ihrer Korrespondenz.

Herausgegeben von

Ludwig Geiger.

102601
21/6/10

Hans Bondy, Verlag
Berlin

HBV

Einleitung

Die nachfolgende Sammlung soll nicht eine Auswahl aus dem Gesamtbriefwechsel der Charlotte v. Schiller geben, sondern hauptsächlich eine Zusammenstellung der wichtigeren und lesenswerten Stücke aus dem Buche: Charlotte v. Schiller und ihre Freunde, herausgegeben von L. Urlichs, Stuttgart 1860—65, 3 Bände. Dieses Werk ist vielleicht infolge seines großen Umfangs — denn es faßt 1600 Seiten — und des dadurch bedingten hohen Preises, trotz des Beifalls, ja des Enthusiasmus, den es in Kenner- und wirklichen Liebhaberkreisen erregte, wenig beachtet worden; auch eine vor einigen Jahren eingetretene Herabsetzung des Preises hat ihm nicht den Eingang in die breiten Massen verschafft, der ihm zukommt. Sollte die Sammlung aber wirklich erneuert werden, so mußte sie eine Veränderung von Grund aus erfahren. Urlichs hatte zuviel aufgenommen und das, was er gab, in einer Ordnung vorgeführt, die man nicht recht billigen kann. Zuviel, indem er eine große Masse unbedeutender Zettel abgedruckt hatte und dann alles in einer Aneinanderreihung, die das Zusammengehörige zerriß und das Bedeutende nicht recht hervortreten ließ.

Im ersten Bande hatte er als „Vermischte Aufzeichnungen" Blätter aus Charlottens Nachlaß gedruckt, etwa zehn Druckbogen, von denen nur der allerkleinste Teil allgemein interessiert, und in diesem Bande als „Briefwechsel" sieben Abschnitte folgen lassen, von denen nur wenige diesen Titel verdienen. Denn hier waren gar manche Briefe Schillers mitgeteilt, die man gerade in diesem Buche am wenigsten suchte und die man seither an verschiedenen Stellen abgedruckt findet, sodann Briefe Charlottens an verschiedene, z. B. Karoline v. Humboldt und Karoline v. Wolzogen, deren Antworten an ganz anderer Stelle sich finden. Nur zwei wirkliche Briefwechsel finden sich: der mit Fritz v. Stein und der mit der Erbprinzessin Karoline, aber es war ziemlich verfehlt, diese beiden nahe aneinander zu rücken, da der erste für die Jugendzeit, die Zeit vor der Verheiratung mit Schiller oder während der Ehe wichtig ist, der letztere aber in die Epoche von Charlottens Witwenschaft gehört.

Der zweite Band brachte drei fernere Abschnitte: die Familie, die Erfurter und Weimarer Freunde, der dänische Kreis. In dem ersten waren Mutter und Schwester vertreten, bei beiden Ergänzungen und Erwiderungen zu den schon in dem ersten Bande mitgeteilten Stücken, ferner Briefe des Wilhelm v. Wolzogen und der fürstlichen Gönner. Im zweiten Abschnitt fanden sich die zum Teil herzlich unbedeutenden Episteln der Karoline v. Humboldt, die man wirklich kaum als Erfurterin in Anspruch nehmen darf, sodann Frau v. Stein und Goethe, deren Bedeutung doch viel zu groß ist, als daß sie nur als Weimaraner aufgefaßt werden dürften; übrigens sind die Briefe Goethes nicht ganz vollständig und oft

nicht recht verständlich, weil Charlottens Äußerungen fehlen, durch die sie hervorgerufen wurden.

Im dritten Abschnitt stehen außer der wichtigen Schimmelmannschen Korrespondenz die wenig bedeutenden Briefe der Frau Sophie Baggesen und der Ida Brun. Ein noch viel bunteres Aussehen hat der vierte. Zunächst wurden da unter einer Aufschrift Dresdener Kreis: Ch. G. Körner nebst Gattin und Schwägerin vorgeführt; als Mitglieder des „Jenaer Kreises" wurden zwölf verschiedene Personen zusammengestellt, von denen einige nur ein paar Jahre in Jena gelebt, einzelne andere nur an der dortigen Universität studiert hatten, der bedeutendste und durch die zahlreichsten Schriftstücke vertretene, Heinrich Voß, nur einen Teil seiner Kindheit in Jena verbracht hat. Übrigens bot der ganze Abschnitt viel Nichtssagendes und nur wenig wirklich Hervorragendes. Der einzige, der wirklich als Jenenser gelten konnte, K. L. v. Knebel, der viele Jahrzehnte dort geweilt und als eine Art Wahrzeichen der alten Universitätsstadt galt, trat nicht in diesem, sondern in dem letzten Abschnitte auf, dem die seltsame Aufschrift „Andere Freunde" zuteil geworden war. Er mußte die Nachbarschaft des K. W. v. Hoven, eines Freundes aus Schillers Jugendzeit und des K. v. Laroche, eines schwärmerischen Genossen aus Charlottens Mädchentagen teilen.

Eine derartige Einteilung konnte natürlich nicht bestehen bleiben und ebensowenig durfte das zusammengehäufte Material intakt erhalten werden, das infolge seiner Massenhaftigkeit das Wertvolle unter dem wertlosen Ballast untergehen ließ. Bei der Anordnung wurde darauf gesehen, daß die Gruppen sich inhaltlich voneinander abhoben, sodann, daß der chronologische Gesichtspunkt in ganz anderer Art beachtet wurde,

als dies bei Urlichs der Fall gewesen war. Ich glaubte am besten zu tun, wenn ich vier Hauptabschnitte zusammenstellte, von denen die drei ersten als Zusammenfassung der frohen Lebensepochen, der vierte als Epilog zu betrachten ist. In dem ersten die Jugendzeit, die bis 1805 reicht. In diesem werden die eigenen Aufzeichnungen Charlottens vorangestellt; diesen folgt eine Auswahl der Korrespondenz in der Mädchenepoche, dem Braut- und Ehestand angehört. Der zweite kurze Abschnitt: Schillers Tod, sucht, soweit es aus dem vorhandenen Material möglich ist, den vielstimmigen Chorus wiederertönen zu lassen, der bei dem tragischen, frühzeitigen Ende Schillers erscholl. Der dritte, inhaltlich vielleicht nicht der anziehendste, ist literarhistorisch der wichtigste: es ist der Briefwechsel mit Goethe. Er war bisher noch niemals vollständig zusammengestellt. Urlichs' Sammlung brachte, wie schon erwähnt, nicht alle Briefe Goethes, daher mußten einige aus den Briefbänden der großen Weimarer Ausgabe nachgetragen werden. Die Briefe Charlottens sind zerstreut in mehreren Bänden des Goethe-Jahrbuchs (besonders im vierten und achten) und werden hier zum ersten Male vereinigt. Diese Briefe helfen erst das Bild Charlottens vervollständigen. Denn sie war es, die in ihrer Jugend schon den Blick Goethes auf sich gezogen hatte, durch die Kraft dieser alten Beziehung, mehr noch durch ihre Anmut und den apostolischen Eifer einer liebenden Gattin und verehrungsvollen Freundin, die halb widerwilligen Partner, den Gatten und den Freund, Schiller und Goethe zueinander zog, die sich fliehen wollten und doch finden mußten; sie galt während des Bestehens des Freundschaftsbundes als ebenbürtige Dritte, — ganz im Gegensatz zu der guten Christiane,

der in dieser Vereinigung keine Stelle gegönnt war; sie war und blieb nach dem Tode ihres Gemahls eine der verständnisvollsten Zuhörerinnen, eine der wärmsten Verehrerinnen des „Meisters", des Alten von Weimar; sie wahrte ihm dauernde Anhänglichkeit, mochte sie auch in ihrer Frauenwürde durch die Unebenbürtigkeit Christianens gekränkt und eine Zeitlang in ihrer Empfindung verletzt sein durch die Zurückhaltung, die Goethe nach Schillers Tode beobachtete.

Der vierte und letzte Abschnitt endlich gibt Auswahl aus den Korrespondenzen der letzten Jahre: mit der Erbprinzessin von Mecklenburg, H. Voß, K. L. v. Knebel.

Zur Einführung genüge eine Betrachtung der Frau, die als Adressatin ausschließlich und vielfach als Korrespondentin auftritt. Ich habe ihr in meinem Buche: Dichter und Frauen, Berlin 1896, eine eingehende Schilderung gewidmet und lasse diese mit ausdrücklicher Genehmigung der Verlagshandlung (Gebrüder Paetel), der ich meinen herzlichen Dank für diese Erlaubnis ausspreche, hier folgen.

In der Schillerstraße zu Weimar, die früher Esplanade genannt wurde und ehedem, nur auf einer Seite bebaut, den Blick ins Freie und Grüne schweifen ließ, steht ein mäßig großes Haus; vier Fenster des ersten Stocks gewähren die Aussicht auf eine ruhige, ziemlich breite Straße; sie bieten noch heute dem Besucher durch ihre Anordnung und ihre Möbel den Anblick dar, welchen diejenigen empfingen, die Charlotte

v. Schiller zur Zeit ihrer Ehe und während ihrer Witwenschaft zu besuchen kamen. Noch heute das alte Spinett und eine altersschwache Zither, denen Charlottes kunstgeübte Finger holde Töne zu entlocken vermochten, der runde Tisch vor dem Sofa, steife, nicht zur Ruhe einladende Stühle, der Arbeitstisch, an welchem sitzend Schiller unsterbliche Werke schuf, das Bett, auf dem er nach langen Leidensjahren den letzten Seufzer ausgehaucht. Ein Schauer wehmütigen Gedenkens, schmerzlicher Erinnerung ergreift uns beim Betreten dieser Räume; es ist alles so klein und eng, so armselig und unbequem; wer aber zu jener Zeit das Haus betrat, der merkte nichts von Armseligkeit, nichts von Unbequemlichkeit: das Abbild des Glückes, das er vor sich gesehen, verließ ihn nie, und ein Strahl des Geistes, der von Schiller ausging, verklärte auch ihn.

Wenige Jahre vor seinem Tode zog Schiller in dies Haus; es hatte lange gedauert, bis er nach mannigfachem Herumirren den Segen einer geordneten Häuslichkeit erwarb. Aber auch die wahre Liebe hatte er erst kennen gelernt, als er Charlotte fand. Nach seiner ungesunden Neigung zu Laura, welche jene überschwenglichen lyrischen Produkte zeitigte, die heute doch nur noch das Entzücken unreifer Jünglinge und schwärmerischer Jungfrauen ausmachen, war er in die Bande der Charlotte v. Kalb verstrickt gewesen und hatte mit ihr seine Sturm- und Drangperiode durchgemacht. Damals hatte er die „Freigeisterei der Leidenschaft" besungen, hatte wie ein Knabe nach verbotenen Früchten verlangt und wie ein Tor an den Gesetzen zu rütteln versucht, welche ihm den Besitz der Geliebten verwehrten, hatte sich in ohnmächtigen Anstrengungen verzehrt und war an sich und der Welt irre geworden.

Aus dieser unbehaglichen, entnervenden Stimmung wurde er durch einen Brief zweier Freundespaare gerissen, der ihn veranlaßte, seinen Wohnsitz von Mannheim nach Dresden zu verlegen, und der ihn statt unwahrer Liebe wahre Freundschaft kosten ließ. Einer dieser Briefschreiber, Chr. G. Körner, wurde sein intimer Freund und ein Berater der Seinigen; der Briefwechsel zwischen Schiller und Körner ist eine der wichtigsten, leider noch immer nicht genügend gekannten Quellen zur Erkenntnis von Schillers äußerem und innerem Leben.

Körner war „ein Mensch, auf den man sich ganz verlassen kann", ein pflichttreuer Beamter, ein zärtlicher Vater, ein aufopfernder Freund, ein vielseitiger reicher Geist, „er hatte," wie Schiller ihn einmal charakterisierte, „ein freies, kühnes, philosophisch aufgeklärtes Gewissen für die Fehler und Tugenden Anderer und ein ängstliches für sich selbst". Die ganze Familie schien zum Glück geboren, und jeder hatte ein besonderes Leid zu tragen; nach dem frühen Tode der beiden Kinder schrieb Dora Stock, Körners Schwägerin: „Wir leben, weil Gott es will, aber wir leben um unseren Schmerz." Körner wurde Schillers Gewissen und sein bester Ratgeber; er, der infolge langsamer Arbeit und ewiger Störungen nur wenige kleine Aufsätze zustande brachte, war der ästhetisch gebildetste Kritiker und der beständige Ansporner zu eifriger Tätigkeit; er, der aus seinem eigenen beglückten Familienleben heraus auch andere glücklich zu sehen wünschte, wurde Schillers Berater und Vertrauter. An ihn schrieb Schiller kurze Zeit, nachdem er sich in Jena angesiedelt hatte, einen Brief, der zu seinen merkwürdigsten Geistesprodukten gehört: eine Revision seiner Geistestätigkeit, seines Gesamtzustandes,

ein Ausruf der Verzweiflung und der Klage, daß er keine Dichterkraft mehr in sich spüre, der traurigen Resignation, nun als Lohnschreiber sein Brot zu verdienen. Nur eines könne ihn retten: „Ich bedarf eines Mediums, durch das ich die anderen Freuden genieße. Freundschaft, Geschmack, Wahrheit und Schönheit werden mehr auf mich wirken, wenn eine ununterbrochene Reihe feiner, wohltätiger, häuslicher Empfindungen mich für die Freude stimmt und mein erstarrtes Wesen wieder durchwärmt. Ich bin bis jetzt ein isolierter, fremder Mensch in der Natur herumgeirrt und habe nichts als Eigentum besessen. Alle Wesen, an die ich mich fesselte, haben etwas gehabt, das ihnen teurer war als ich, und damit kann sich mein Herz nicht behelfen. Ich sehne mich nach einer bürgerlichen und häuslichen Existenz, und das ist das einzige, was ich jetzt noch hoffe."

Der Brief ist vom 7. Januar 1788; einen Monat vorher, am 6. Dezember 1787, hatte er in ihrem Hause zu Rudolstadt Charlotte v. Lengefeld gesehen. Er war in Begleitung des jenem Hause nahe verwandten Wilhelm v. Wolzogen widerwillig dorthin gegangen; der erste Eindruck, den er empfing, war entscheidend.

Charlotte ist die Tochter wackerer Eltern. Der Vater Karl Christoph (geb. 1715, gest. 1775), Oberforstmeister, tüchtig in seinem Fache, praktisch und theoretisch tätig, durch mehrere Berufungen ausgezeichnet und in einer Unterredung mit Friedrich d. Gr. durch das anerkennende Wort geehrt: „Er versteht es." Er verheiratete sich spät, mußte, nachdem er schon 1744 einen Schlaganfall gehabt, lange leiden, blieb aber stets heiter und angeregt, ein freundlicher Gefährte der Seinigen, denen er keine Stütze sein

konnte. Die Mutter, Louise Juliane geb. v. Wurmb, war am 27. Juli 1743 geboren und starb hochbetagt am 11. Dezember 1823. Sie hatte, kaum achtzehnjährig, die Ehe mit einem Manne geschlossen, der ihr Vater hätte sein können, genoß daher eine neue Jugend mit ihren Töchtern. Sie war eine ruhelose Natur, aber sie wußte, daß eifrige Tätigkeit sie ihre Kränklichkeit vergessen machte und ihr Ruhe des Gemütes verschaffte; gern nahm sie daher, als ihre Töchter herangewachsen waren, die Stelle einer Prinzessinnen-Erzieherin und später die einer Oberhofmeisterin am Rudolstädter Hofe an. Sie liebte den Hof und bewegte sich gern in höfischen Kreisen; sie war stolz auf ihren Adel und konnte es schwer über sich gewinnen, eine ihrer Töchter einem Bürgerlichen zur Frau zu geben. Sie hatte Freude an klatschhaftem Gespräch, war nicht frei von kleinlichen Schwächen; sie war abergläubisch, frömmelte ein wenig, so daß sie nicht selten wegen ihres „Vorsehungsglaubens" bespöttelt wurde und ihrer Tochter Karoline die Bemerkung entlockte: „Wenn die chère mère" — so wurde Frau v. Lengefeld im Kreise der Vertrauten genannt — „nichts zu tun hat, muß sie sich mit Beten amüsieren." Aber sie besaß Charakter und Liebe, sie ließ sich von Grundsätzen strenger Moral leiten und zürnte, wenn diese verletzt wurden; sie wünschte nichts sehnlicher als das Glück ihrer Kinder. Als sie ihre Einwilligung zur Verbindung Schillers mit Charlotte gab, schrieb sie ersterem, „meinem guten, lieben Schiller", daß sie ihm ihr Liebstes und Bestes anvertraue, das sie besitze. Sie erwies sich den Vermählten stets hilfreich mit Wort und Tat und erntete für ihre Liebe reichen Dank. Denn es ist keine Phrase, wenn Schiller ihr einmal schreibt: „Ich ehre Ihr Gefühl, es ist zart

und wahr, und wenn ich Sie rühren kann, so bin ich mit meiner Arbeit zufrieden," und wenn er von Weimar aus nach den schlimmen letzten in Jena zugebrachten Wochen seinen Dank in die Worte zusammenfaßte: „Ich werde es mein Lebtag nie vergessen, wie viel Sie uns Allen und mir besonders gewesen sind, und wie man einander eigentlich nur im Unglück erst kennen lernt; so hat diese schreckliche Zeit auch für mich das Gute gehabt, daß ich es in seinem ganzen Umfang fühlen konnte, was wir in unserer chère mère besitzen." Würdiger aber als Karoline sprach Charlotte von dem „kindlich reinen schönen Gemüt" der Mutter und rühmte sie als eine, die „Alles zurechtlegen und zum Besten kehren wolle". Sie wußte sich auch in widrige Lage zu fügen, sie besaß Talent, Freundin und Genossin ihrer Töchter zu bleiben; sie erhielt sich jung bis in ihr hohes Alter, so daß sie noch zuletzt von Wilhelm v. Humboldt gerühmt wurde als „lebensfrisch, theilnehmend an den Freuden und Leiden Anderer".

Solchen Eltern wurde Charlotte am 22. November 1766 geboren. Sie verlor früh ihren Vater, dessen Liebling sie war, dessen letzte Jahre sie durch Zärtlichkeit und munteres Geplauder verklärt und von dem sie köstlichere Gaben als Schätze, nämlich Heiterkeit und Genügsamkeit geerbt hatte. Die Mutter, nun einzige Erzieherin, suchte die Tochter in die Laufbahn zu lenken, in der sie sich selbst glücklich fühlte, sie zu einer Stellung am Hofe fähig zu machen. Zu diesem Zwecke unternahm sie mit ihr eine Reise in die französische Schweiz, wo Charlotte Französisch, die Sprache des Hofes, sich aneignen sollte. Der Zweck wurde erfüllt, die Sprache erlernt, zugleich aber der Natursinn des jungen Mädchens erweckt und ihre Lust

erregt, das Bedeutende zu bewundern, die Größen der Vergangenheit und Gegenwart anzustaunen. Sie lernte Lavater kennen und, wie die meisten Zeitgenossen, die unter dem Zauber seines Wesens standen, ihn verehren; sie nannte ihn einen Engel und vermochte sich nicht zu denken, daß es Menschen geben könne, die seiner spotteten; sie schwärmte in Vevey, einem Orte, „den jedes jugendlich fühlende Herz im Zauberduft der Rousseauschen Dichtung erblickt". Durch die Erinnerung an Rousseausche Dichtung wurde vielleicht in ihr auch „die erste Liebe" erregt, der sie in folgenden echt mädchenhaften Versen Ausdruck gab:

O, wie oft erwacht in meinem Herzen
Liebevoll dein Bild!
Statt der Freuden fühl' ich bittre Schmerzen
Und mit Sehnsucht meine Brust erfüllt.

Jener Stunde dacht' ich weinend immer,
Da ich einst dich fand,
Dachte dein beim sanften Abendschimmer
Oft an meines blauen Flusses Strand.

Endlich heilte meiner Liebe Wunden
Die wohltät'ge Zeit,
Und mein Herz hat wieder Ruh' gefunden,
Aber, glaube, nicht Vergessenheit.

Jedoch das Vergessen stellte sich bald ein trotz der pomphaften Versicherung des Gegenteils. Denn als sie zur Heimat zurückgekehrt war und in Weimar lebte, eine Hofstellung erwartend, zeichnete sie unter manchen Bewerbern, in deren Zahl sich auch Knebel befand, den jungen schottischen Kapitän Heron aus, der ihr eine zarte Neigung entgegenbrachte. Vor seiner Abreise hatte er ihr einen Brief geschrieben, in welchem er den Eindruck bekundete, den sie auf

ihn gemacht, in Rücksicht auf seine unsichere Stellung aber auf weitere Ansprüche verzichtete; 1788 richtete er aus Madera an seinen Nebenbuhler und Leidensgenossen Knebel ein Schreiben, in welchem er nicht mit Unrecht die Verse der Herderschen Romanze auf sich anwandte:

Und zum Schlusse dieses Festes
Kosten wir ein Glas Madera,
Süß und traurig, zum Gedächtnis
Aller unglücksel'gen Liebe.

Nicht mit Unrecht; denn vielleicht zu derselben Zeit, in welcher er diese Verse niederschrieb, erhielt Charlotte einen Brief, in welchem die Worte vorkamen: „Wie beneide ich Ihre Familie und Alles, was um Sie sein darf. Aber auch Sie beneide ich um Ihre Familie; ein einziger Tag war mir genug, mich zu überzeugen, daß ich unter sehr edlen Menschen wäre. Warum kann man solche glückliche Augenblicke nicht festhalten! Man sollte lieber nie zusammengerathen oder nie mehr getrennt werden!"

Der Schreiber dieser Worte war Schiller, der in ihnen den Eindruck zusammenfaßte, den er bei seinem ersten Besuche in Rudolstadt empfangen hatte, wo ihm Charlotte sicherer und erquicklicher, in passenderem Rahmen und in wirkungsvollerer Umgebung als in Weimar entgegengetreten war.

Charlotte war eine anmutige Erscheinung, keine blendende Schönheit. Wir besitzen Bilder aus ihrer Jugendzeit, sie zeigen ein liebliches, anziehendes Gesicht, einen schönen Mund, der zu schmollen wußte — „unnachahmliches Schmollen" schreibt eine Freundin ihr zu —, glänzende Augen, das Antlitz umrahmt von einer Fülle blonder Locken. Charlotte war

still; sie mußte von ihrer lebhafteren Schwester stets zum Sprechen angeregt werden; aber wenn sie sich an der Unterhaltung beteiligte, so betätigte sie zwei Eigenschaften, die ihr bald die Herzen gewannen: sie verstand zu fragen und zu hören.

Durch solches Wesen gehörte sie zu den Frauen, denen gegenüber man nicht leidenschaftliches Verlangen empfindet, sondern Vertrauen und geschwisterliche Zuneigung; dem feurigen Liebhaber mochte sie kalt und teilnahmslos erscheinen; dem hingebenden Freunde und noch mehr der bekenntnislustigen Freundin war sie eine aufmerksame Beichtigerin, stets bereit zu freundlichem Zuspruch.

Was sie sprach, zeugte von Tätigkeit und Verstand; sie las gern und viel; als Mädchen, Frau und Witwe widmete sie einen bestimmten Teil des Tages vielseitiger Lektüre: „Ich könnte wochenlang leben," meint sie einmal, „ohne Lebende zu sehen, wenn mir die Blüten ihres Geistes in ihren Schriften nur blieben." Aber auch in der Auswahl ihrer Lektüre zeigte sie die Fähigkeit des Anschmiegens, die in ihrem Wesen tief begründet war. Sie hatte unter den Schriftstellern keine Lieblinge, sondern wählte diejenigen, zu denen ihre Freunde sich hingezogen fühlten. So war es Schiller, der, als er ihr zuerst entgegentrat, sich mit historischen Dingen beschäftigte, leicht, sie für Geschichte zu interessieren. Sie las Montesquieu, dessen philosophischen Tiefblick sie bewunderte, Johannes v. Müllers Schweizer Geschichte, dessen Begeisterung für die landschaftliche Schönheit seiner Heimat und für die Sitteneinfalt und Tapferkeit ihrer Bewohner sie mitempfand; sie bildete ihr Urteil an den Alten, unter denen sie Plutarch mit besonderem Vergnügen las, dergestalt, daß sie Schiller zu einer Darstellung

der großen Männer des Altertums nach Art jenes Historikers veranlassen wollte, und daß sie ihn, den Alten, über Friedrich den Großen stellte, trotz aller sonstigen Verehrung des großen Königs, dessen historische Schriften denen des antiken Schriftstellers gegenüber sie bezeichnete als „einen Garten mit verschnittenen Alleen und Bäumen gegen einen Hochwald". Sie bildete an diesen Schriften ihr Urteil, denn sie begnügte sich nicht, die mitgeteilten Tatsachen in sich aufzunehmen, sondern suchte diese in eigenartiger Weise zu betrachten, und sprach ihr Urteil entschieden, aber ohne Heftigkeit aus.

Geringere Neigung als der Geschichte schenkte sie der Philosophie. Schon vor der Bekanntschaft mit Schiller hatte sie philosophische Schriften gelesen; durch Schiller wurde ihre Neigung und Lektüre auf ein bestimmtes Ziel gelenkt; von ihm veranlaßt studierte sie Kant und hatte bald Gelegenheit, für den von ihr Gelesenen und schnell Bewunderten einen Kampf zu bestehen.

Mehr aber als der Geschichte und der Philosophie war der Poesie ihre Teilnahme gewidmet. Nach Schillers Tode schrieb sie einmal, daß sie ihm um so besser habe folgen können, je mehr er sich in seinen späteren Jahren mit poetischen Produktionen beschäftigt habe; in ihrer Jugend, so bekannte sie später, verschlang sie Romane und versuchte als Mädchen und noch als Frau mit keuschem Sinn, mit leichtem, wenn auch nicht sehr vielseitigem Talent das Gelesene nachzudichten, Fremdsprachliches zu übersetzen, kleine Erzählungen eigener Erfindung aufzuschreiben, literarische Arbeiten, die Schiller später zum Druck beförderte und einer Verbesserung für wert hielt.

Solche literarische Tätigkeit gehörte jedoch den Nebenstunden an; „den Strickstrumpf vergesse ich darüber nicht, der immer meine Hände mitbeschäftigt", bemerkt sie gelegentlich; sie selbst wäre sicherlich die letzte gewesen, die den Namen einer Schriftstellerin für sich beansprucht hätte. Obwohl sie einmal als Forderung für sich aufstellte: „Zur Ruhe und Heiterkeit meiner Seele ist mir Einsamkeit und Beschäftigung nötig", so wollte sie sich doch keineswegs in ihr Gelehrtenstübchen zurückziehen, sondern war bereit, vereint mit den anderen ihr Leben zu genießen. Sie beteiligte sich daher ohne Unwillen an dem Leben des Hofes, an dem sie aufgewachsen war, bewegte sich mit Anmut in den feinen kleinen, wohl auch kleinlichen Kreisen, taugte freilich, wie sie selbst bekennt, nicht für die großen Gesellschaften, sondern fühlte sich in ihnen leer und arm; verschmähte aber nicht die geselligen Vergnügungen und den Tanz, und zog sich durch solche unschuldige Mädchenneigungen wohl eine moralische Abhandlung des Freundes und, wie böse Zungen behaupten, später eine Abkanzelung des strengen Eheherrn zu.

Doch so gern sie an den Vergnügungen des Winters teilnahm, so jubelte sie, wenn der Frühling kam; auf dem Lande erzogen, mit der Natur vertraut, mochte sie das Grün der Wiesen, die bewaldeten Berge, die Saale, welche die Täler durchströmte, nicht missen; sie konnte in dem städtischen flachen Weimar ihr ländliches, von Bergen umsäumtes Rudolstadt nicht vergessen; als Blumenfreundin pflegte sie die lieblichen Kinder der Natur im Garten und im Zimmer, sendete sie den Freunden und freute sich des Zusammenlebens mit ihnen durch solche lebendige Angedenken.

Die Natur war ihr die einzige beständige Freude und Freundin, da alle anderen vom Schicksal weggenommen werden können; „mich könnte", sagt sie einmal, „nichts so ganz niederschlagen, so lange ich das Gefühl für die Natur behalte." Und an einer anderen Stelle schreibt sie: „Die Natur ist die treueste Freundin und ein Symbol des böchsten innigsten Lebens. Wenn ihre Stürme, ihre Verheerungen die Werke der Menschen zerstören, so führt sie doch zur Harmonie in sich selbst, indem sie ihren ewigen Gesetzen treu bleibt, bleibt sie es auch dem Gemüth, das sie zu fassen strebt."

Durch die Natur wurden fromme Gedanken in ihr erregt. Gottes Werk näherte sie dem Schöpfer. Charlotte gehörte zu jener Zeit, da starre Gläubigkeit und possenhafte Ungläubigkeit einander gegenüberstanden, zu der nicht eben großen Schar derjenigen, welche die Religion als eine Gefühlssache betrachten, welche glauben, weil sie durch ein inneres Bedürfnis dazu gedrängt werden, welche aber ungern Worte darüber machen und schalkhaft spötteln über die, welche die Vorsehung beständig im Munde führen. Sie war gläubig aus innerer Empfindung heraus, nicht etwa durch körperliche Hinfälligkeit oder schwere Schicksalsschläge zum Bekennen Gottes gedrängt; sie war gläubig, aber deswegen nicht begierig, einem anderen ihre Überzeugung aufzuzwingen und das Bekenntnis des anderen herabzusetzen; in ihren Glauben mischte sich ein wenig Schwärmerei, Ahnungen, abergläubische Ideen, aber alles mit einem kindlich-naiven Anstrich, der den Andersdenkenden nicht verletzt.

Sie glaubte an Gott, aber sie vertraute ihm auch mit heiterem, frohem Mut; ihr sicheres Vertrauen hielt sie selbst in den trübsten Tagen ihres Lebens

aufrecht und machte sie stark. Als Schiller in einem Briefe über das rauhe Klima klagte, rühmte Charlotte ihm gegenüber „die Widerstandskraft, die solche Hemmnisse erwecken". Sie sah wohl nach den Sternen, aber nur aus Wißbegierde, nicht aus Sehnsucht: „Die Welten da droben", so rief sie aus, „die ich nicht kenne, verleiden mir die, wo ich bin, gar nicht; es ist viel Gutes drin."

Denn sie war ein Weltkind, mitten im Leben stehend, das Leben genießend und den Menschen ein Wohlgefallen. Neidlos, gut, offen und natürlich schenkte sie Liebe und erwarb sich Vertrauen; „Dein Herz ist groß und kann viel Liebe geben", hat Wilhelm v. Wolzogen einmal zu ihr gesagt. Und Wilhelm v. Humboldt erinnerte sie an ein Geschichtchen, „an sich nicht bedeutend", wie er selbst sagt, „aber der Ton war so innig und herzlich, daß er mir noch vorschwebt. Es war in Eurer Eßstube, den Abend nach Tisch am Fenster, es war die Rede davon, ob Du wohl, um Einem zu helfen, in der strengen Kälte nach Erfurt zu Fuße gehen wolltest, und da wir Dir sagten, Du hieltest es nicht aus, da sagtest Du mit dem Tone, den ich noch höre: Ich versuchte es doch." Diese Güte war der Grundzug ihres Wesens. Als Schiller für die Griechin im „Geisterseher" von ihr das Porträt einer Schönheit verlangte, die nur durch Antlitz und Gestalt, nicht aber durch ihre Seele den Beschauer bezauberte, da erwiderte sie, daß sie sich Schönheit und Liebenswürdigkeit nicht denken könne ohne innere Wahrheit und Güte. Und als eine Freundin in einem Roman die Worte las: „Ich habe noch niemanden vergessen", da trat Charlottes Bild ihr lebendig vor die Seele.

Sie verstand zu lieben, aber sie verstand auch zu

hassen. Denn sie haßte den Feigen, der sich selbst zum Knecht herabwürdigte, und den Tyrannen, der gern über Unfreie gebot. Deshalb mochte sie an einem Hofe nur dann leben, wenn ihr die Menschen daselbst wegen ihres Wertes gefielen, nicht aber bloß durch ihre Stellung imponierten; deshalb jubelte sie, als sie, fast ein Kind noch, aus den kleinlichen Verhältnissen des damaligen Deutschland heraustretend, in der Schweiz freie Bürger sah; deshalb klagte sie, als Deutschland das schwere Joch Napoleons zu tragen hatte, und frohlockte, als deutscher Heldenmut die Befreiung errang.

Mit solchen Eigenschaften ausgestattet, trat sie Schiller entgegen; er, der schnell Entzündliche, war vom ersten Augenblicke an entflammt. Aber wenn sonst seine rasch erregte Glut ebenso geschwind verrauchte, so wurde diese zum nährenden, sein Leben erhellenden Feuer. Es hat sich ein Albumblatt erhalten, ziemlich aus dem Beginn der Bekanntschaft, 3. April 1788, das die hold erblühte Neigung poetisch verklärt. Auf diese stille Erklärung folgte, bis zur Hochzeit, ein eifrig geführter Briefwechsel, der noch heute verdient gelesen zu werden. Es ist eine anmutige Sammlung, die das Paar verklärt, das sie zu Worte kommen läßt; sie zeigt die würdigste, schönste Mischung von Freundschaft und Liebe, aber keine Verzweiflung und Leidenschaft. Goethes Liebesbriefe gleichen manchmal dem tosenden, überstürzenden Bach, der in seiner Hast, zum Ziele zu gelangen, alles mit sich fortreißt, aus seinen Ufern tretend, das Land überschwemmend, als Beherrscher des Erdreichs dahinzieht und majestätisch in gewaltigem Strom seine Wellen dahinbrausen läßt. Schillers und Lottes Liebesbriefe gleichen einem klaren See, von milden Lüften

bewegt, von warmer Sonne bestrahlt, an dessen Ufern holde Blumen und Früchte wachsen, einladend zum Verweilen, einladend zum Genuß. Dort die entfesselte Gewalt eines von heftiger Glut entzündeten Herzens, titanische Kraft, die auch den Himmel stürmen zu können meint und mitleidslos wie jene aus dem Himmel zur Hölle herabschleudert; hier die friedliche Ruhe reiner Seelen, der schöne Gleichklang edler Geister: kein Mißton stört die herrliche Melodie. Beide sind so einig in ihren Empfindungen, ja in ihren Ausdrücken, daß zwei Briefe, der eine aus Weimar, der andere aus Rudolstadt, beide vom 26. Januar 1789, fast mit denselben Worten beginnen; Lotte schreibt: „Endlich habe ich mich doch wieder mit der Natur zusammengefühlt," und Schiller: „Heute habe ich mich zum ersten Mal wieder der Natur gefreut." Mit einem Gefühl unnennbaren Behagens durchlesen wir diese Blätter; wir fühlen alsbald: hier sind Menschen, die füreinander geschaffen sind, denen nichts hindernd in den Weg zu treten, die nichts zu trennen vermag. Freundschaftsworte wechseln mit Ausdrücken zärtlicher Liebe, die Angelegenheiten der Literatur werden behandelt, Bücher werden geliehen und zurückgegeben, freundliche Worte des Dankes und eingehende Besprechungen ausgetauscht, die kleinen Vorgänge des Hauses ebenso wie die großen Ereignisse der Zeit besprochen.

Am 3. August 1789 fand in Lauchstädt die Verlobung statt, nachdem der intime Briefwechsel schon länger als ein Jahr das Paar geeint hatte. Niemals wurde der Bund gestört, niemals das gegenseitige Vertrauen erschüttert, und doch waren zwei Veranlassungen vorhanden, die minder starke Gemüter zum Straucheln oder Fallen gebracht hätten.

Die eine war die Erinnerung an die Vergangenheit. Schiller bekannte die Fehler seiner stürmischen, etwas leichtsinnigen Jugend. Es war die Rede davon, daß das junge Paar, da Schiller durchaus nicht in Jena bleiben wollte, nach Mannheim zöge, aber Schiller verwarf den Gedanken, weil er die Geliebte sonst auf den Schauplatz hätte führen müssen, wo er „mit einer miserablen Leidenschaft im Busen herumgewandelt". Und als wollte diese miserable Leidenschaft sich in ihrem ganzen Elend zeigen, kam an Charlotte ein anonymer Brief, der als Erzeugnis der sich als treulos Verlassene gerierenden Charlotte v. Kalb galt, in welchem der arglosen Braut törichte Warnungen ins Ohr geraunt wurden.

Die andere war die verzwickte Lage der Gegenwart. Man hat Schillers Verhältnis wohl eine Doppelbrautschaft genannt. Denn neben der ruhigen, sinnigen Charlotte stand ihre ältere, lebhafte und leidenschaftliche Schwester Karoline, die dem Alter nach, durch die Lebhaftigkeit ihres Temperaments und ihre literarischen Neigungen trefflich zu Schiller paßte, die, unbefriedigt in ihrer Ehe mit einem Herrn v. Beulwitz, ketzerische Ansichten über Eheleben hegte und aussprach, eine Seelengemeinschaft mit einem Freunde, der nicht ihr Gatte war, träumte und etwa wie Goethes Stella oder andere leibhaftigere, greifbarere Vorbilder jener Zeit eine Ehe zu dreien zu führen keineswegs als ein Verbrechen betrachtete. Wenn Schiller, selbst ein Phantast, das phantastische Weib „Engel" nannte, seine Briefe an beide Schwestern zugleich richtete, so mochte Charlotte von bangen Ahnungen ergriffen und von Zweifeln an sich und dem Glücke ihrer Zukunft erfüllt werden. Diese Zweifel sprach sie oft in schlichten, rührenden Worten aus,

z. B. in dem Briefe vom 3. Januar 1790: „Es werden noch ruhige Tage kommen, wo ich Dir, hoffe ich, das Gefühl meiner Liebe recht klar, recht fühlbar machen kann. Es könnte mich oft drücken, wenn ich nicht den unwandelbaren Glauben an Deine Liebe in meiner Seele trüge, daß ich so wenig Dir sagen, ausdrücken kann, wie mein Herz Dich umschließt, mein Geliebter, und ich könnte zuweilen deswegen fürchten, daß Dein Herz meine Liebe nicht so heiß auffassen könnte, wie ich sie Dir möchte fühlbar machen." Aber diese Zweifel, die sich manchmal geradezu zur Entsagungsmanie steigerten, wurden durch Schillers zärtliche Worte, besonders auch durch den zärtlichen Zuspruch einer Freundin Karoline v. Dacheröden, die später Wilhelm v. Humboldts Gattin wurde, zerstreut, Charlotte lernte ihren inneren Wert erkennen und den unversiegbaren Schatz echten Glücks, welchen sie ihrem Gatten bot.

Und so hinderten die Erinnerung an die Vergangenheit und die peinlichen Zweifel der Gegenwart nicht die Entwicklung einer schönen Zukunft. Es dauerte nicht lange, so wurde auch der Widerstand der chère mère besiegt, teils durch die Aussichten, welche der Koadjutor Dalberg Schiller machte, teils durch das freilich winzige Gehalt, welches Goethe für Schiller vom Herzog Karl August erwirkte. Im Dezember 1789 traf die Zustimmung der Frau v. Lengefeld ein, am 23. Februar 1790 fand in Wenigenjena, still und einfach, vor wenig Zeugen, in einem unscheinbaren Kirchlein eines kleinen Dorfes, die Trauung statt.

Unmittelbar nach der Hochzeit begaben sich Schiller und Lotte nach Jena, wo doch Schillers eben befestigter Professur wegen der Aufenthalt genommen werden mußte.

Die Ehe war eine voll glückliche. Sie wurde weder durch Eifersucht noch durch Schmerzen gestört, die Gatte der Gattin bereitete; die Sorgen, welche durch Krankheiten und äußere Unfälle verschiedener Art erregt wurden, verbitterten den beiden nicht das Zusammenleben, sondern stärkten ihre Liebe und festigten das Band, welches sie umschloß. Ihr Glück wurde erhöht durch ihre Kinder, von denen vier, zwei Söhne und zwei Töchter, am Leben blieben. Weder Schiller noch Lotte sind expansive, wortreiche, äußerliche Naturen, die von ihrem Innenleben viel reden und die Welt zum Zeugen nehmen müssen ihres häuslichen und innerlichen Wohlbehagens; dem Freunde aber, welchem Schiller sein Unbehagen, sein Leid geschildert hatte, drückte er nun in freudigster Weise sein Behagen aus: „Was für ein schönes Leben führe ich jetzt! Ich sehe mit fröhlichem Geiste um mich her, und mein Herz findet eine immerwährende sanfte Befriedigung außer sich, mein Geist eine so schöne Nahrung und Erholung. Mein Dasein ist in eine harmonische Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell gingen mir diese Tage dahin.“ Und an Huber, den damals mit Körner so eng verbundenen Genossen, schrieb Schiller (23. August 1790): „Uebrigens dachte ich Deiner sehr oft und mit herzlicher Sehnsucht, Dich wieder zu sehen, mit Dir auch die schönere Epoche meines Lebens zu teilen, wie Du manche finstere Stunde mit mir teiltest. Ich hatte mir wohl in schwärmerischen Augenblicken ein schönes Ideal von Lebensfreude in diese Lebensperiode hineingeträumt, aber wenn ich bedenke, wie viel alle diese Schöpfungen der Phantasie in der Wirklichkeit verlieren, so muß ich den freundlichen Genius meines Lebens bewundern, der mir mein Ideal von häus-

lichem Glücke so unverfälscht und so lebendig erfüllt hat. Mit jedem Tage verjüngt sich dieses Gefühl der Freude in meinem Herzen, und die glückliche Existenz eines holden, lieben Wesens um mich her, dessen ganze Glückseligkeit sich in die meinige verliert, verbreitet ein sanftes Licht über mein Dasein. Aber wie kann ich Dir eine Schilderung davon zu geben hoffen? Diese ruhige, diese gleichförmige Glückseligkeit, die sich über Alles, was ich vornehme und was ich um mich sehe, sanft und still ergießt, kannst Du mir nachempfinden, aber kann ich Dir nicht beschreiben." Schiller ist kein lyrischer Dichter, er drückte daher nicht, wie Goethe es tat, sein Glück in Versen aus, aber es ist gewiß kein Zufall, daß er von nun an in seinen Dramen nicht mehr ungesunde, schwärmerische weibliche Wesen, sondern gesunde, tüchtige Hausfrauen schilderte, die frei von Hausbackenheit und Pedanterie ihrer Pflicht leben und Freude und Behagen um sich verbreiten. Wir suchen bei ihm nicht, wie bei Goethe, die Modelle. nach denen er arbeitete, aber wir mögen uns denken, daß die Amanda, an die er „das weibliche Ideal" richtete, die pflichtmäßig Geliebte und die Liebenswerte, seine Gattin ist und daß für sie folgende Verse bestimmt sind, die wirklich völlig auf sie passen:

Hier ist ewige Jugend bei niemals versiegender Fülle,
Und mit der Blume zugleich brichst du die goldene Frucht.

Nicht Schillers Leben und Schaffen ist zu erzählen, sondern von seinem Hause ist zu reden, denn das Haus bedeutet die Frau. Jung, lebenslustig, gesund, wie die Hausfrau war, liebte sie die Geselligkeit; auch Schiller war dem Gespräche mit Freunden nicht abgeneigt, das die Arbeit wohltätig unterbrach und

frische Kraft zu erneuter Tätigkeit geben sollte. Aus diesem Grunde entschlossen sich beide, junge Leute an ihrem Mittagstische teilnehmen zu lassen, und sie hatten das Glück, unter diesen jungen Männern solche zu finden, die nicht bloß Gefährten für die kurze Essenszeit, sondern treue, sorgsame Freunde fürs Leben wurden.

Von diesen, unter denen sich klangvolle Namen befinden, z. B. der Historiker Fichard und der Philosoph Niethammer, schlossen sich zwei besonders eng an Charlotte an und führten Jahre lang einen freundschaftlichen Briefwechsel mit ihr: Bartholomäus Ludwig Fischenich und Fritz v. Stein.

Fischenich (1768—1831) wurde ein vortrefflicher, hochgestellter Jurist, er war ein herzlicher Mensch, ein treuer Freund, ein guter Sohn, der sich noch im späten Alter mit Innigkeit des seelenvollen Ausdrucks erinnerte, mit dem seine Mutter ihm das „Vaterunser" vorgesprochen hatte. „Es war ihm Ernst um die Wissenschaft und das Gute", mit diesen kurzen Worten hat ihn Schiller treffend charakterisiert. Er wurde Professor in Bonn, dann Richter in den Rheinlanden, später in Berlin; überall bewährte er Patriotismus und Charakter. Er wußte es zu hindern, daß die Bonner Professoren noch vor der definitiven Entscheidung über die Zukunft des kölnischen Landes den von den Franzosen verlangten Huldigungseid schwuren; er verlor selbst in der Zeit allgemeiner Kopflosigkeit und jäher Fahnenflucht auch der Standhaften nicht sein deutsches Bewußtsein; er war einer der Ersten, die nach Verdrängung der Franzosen, welche er stets gründlich gehaßt hatte, sich den Deutschen zuwandte. Mit Schiller hatte ihn die gemeinschaftliche Verehrung für Kant verbunden; demgemäß wünschte er, da er

hörte, Schiller arbeite an einem Drama, „daß er einmal das Ideal eines sittlichen Mannes nach Kantischen Grundsätzen, den Triumph der Moralität über die Klugheit darstellte und diesen herrlichen Anblick durch die verschiedenen Gradationen der menschlichen Handelsweise contrastirte.“ Mit Charlotte kam er bald in jenen heiteren neckischen Umgangston, der gebildeten jungen Männern gleichalterigen verheirateten Frauen gegenüber so wohl ansteht, besonders wenn er nur eine Folge wahrhafter Schätzung der Persönlichkeit des anderen ist. Aber es blieb nicht bei heiteren Neckereien, Fischenich wurde vielmehr der treue Berater der Witwe, ihr Sohn, wie sie ihn wohl scherzhaft genannt hatte, ein Bruder der verwaisten Schillerschen Kinder, der in geschäftlichen Angelegenheiten der Frau, in den Berufssorgen der Söhne Rat spendete und mit schneller, hilfreicher Tat beistand, und die liebevolle Weise, mit der er der jungen Frau entgegengetreten war, auch der alternden gegenüber immer bewährte.

Fritz v. Stein (1773—1844) hieß, obwohl er seinem Alter nach eher denn Fischenich als Sohn hätte bezeichnet werden können, „das Brüderchen“. Schon als Knabe hatte er mit Charlotte, die freilich damals schon ein erwachsenes junges Mädchen war, gespielt, und er erinnerte sie später „an die Zwetschenbäume, an denen sie ihre Entsagung üben wollte“; als Jüngling behielt er den kameradschaftlichen Ton bei, der niemals in Leichtfertigkeit umschlug, sondern von Liebe und Achtung für beide Gatten erfüllt war, dermaßen, daß er entzückt in die Worte ausbrach: „Eine Frage ist es, ob es mir wieder irgendwo so wohl geht.“ Auch an ihm bewährte sich ein Schillersches Wort: „Für den Stein stehe ich, daß er glücklich wird in der

Welt." Nicht glücklich in dem gemeinen Sinne, daß ihm Freude überall entgegenkam und Schätze von allen Seiten winkten, sondern in dem Sinne, daß er überall, auch in der Fremde, die er niemals überwand — „Wieviel entbehrt, wer, wie ich, sein Vaterland verlassen hat," klagte er — in höchstem Maße seine Pflicht tat, in Erfüllung dieser Pflicht Genüge fand und durch die hohe Anerkennung der Leiter des Staates ausgezeichnet wurde.

Aber nicht bloß die, die längere Zeit im Schillerschen Hause zu leben das Glück hatten, auch die, die nur kurz darin verweilten, priesen das Glück des Dichters und den Wert seiner Gattin. Ein eigentümliches Zeugnis solcher Lobpreisung ist uns erhalten. Unter den auf kurze Zeit im Schillerschen Haus Eingekehrten befand sich Joh. Bapt. Lacher (1776—1809), ein schwärmerischer Jüngling, von den Freiheitsideen jener Zeit mächtig angeregt, der wirklich, wie Schiller ihm gewünscht hatte, unter französischem Kittel ein deutsches Herz trug, ein liebenswürdiger, alle Herzen gewinnender Mensch, von dem Lavater in seiner Sprache nicht mit Unrecht sagen konnte: „Ist es nicht, als ob Gott uns in einem solchen Gesichte erschiene." Von der Erlaubnis, an Schiller zu schreiben, die dieser im gegeben, hatte er niemals Gebrauch gemacht; kurz vor seinem Tode (er starb in der Schlacht von Eßling) schrieb er aber an Charlotte einen Brief, aus dem einzelne charakteristische Worte hier folgen mögen: „Wie Feuerzüge flammen noch seine letzten Worte in meinem Innern, und lebendiger als am Abend meines Ausfluges aus Jena steht sie noch da vor meinen Augen, die hohe Gestalt des ewig Verklärten! Aber auch heilig sind Sie mir, die Sie das beneidenswerthe Loos hatten, in Ihrer Person unserem un-

sterblichen Sänger den überirdischen Himmel eröffnet zu haben, worin er nichts erblicken konnte, als jene erhabenen Ideale, die sein Feuerpinsel der Nachwelt zum Beispiele vormalte! Ein Sternbild erster Größe schimmern Sie mir auf meiner dunklen Laufbahn, und nur Ihrem Lichte getreu, verzage ich nicht, an das Ziel zu gelangen, wo die Sonne in vollem Glanze leuchten wird!"

Das ruhige Jenaer Leben wurde von dem unruhigeren Weimarer Treiben abgelöst. Am 3. Dezember 1799 zog die Familie nach Weimar. Charlotte verließ nicht gern das durchaus ländliche Universitätsstädtchen; sie hätte am liebsten die Residenzstadt vermieden, wo, nach ihrer Meinung, „der Geist des Leichtsinns alles mit sich fortreißt und man mutiger wird". Sie selbst hatte wenig Lust und geringe Gelegenheit, ihren Mut zu bewähren. In dem Verkehr mit den Großen, die ihr Hauptquartier damals in Weimar aufgeschlagen hatten, war sie schüchtern, ohne linkisch zu sein. Sie trat nicht gern in den Vordergrund, obwohl man ihr die Ehre des Vortretens gern gönnte, ja, ihr dazu verhelfen wollte.

Ihr hübsches Talent, die Dinge um sich herum humoristisch zu schildern, verwertete sie nur einmal. Zu den wirklichen Größen Weimars hatten sich auch manche eingebildete gesellt; A. v. Kotzebue war nach Weimar gekommen in dem Wahne, dort wie anderwärts eine Rolle zu spielen. Aber seine Versuche, in den engen Kreis zu gelangen, der sich um Goethe versammelte, waren kläglich gescheitert, und kleinlich, wie er war, meinte er, für diesen Schimpf an Goethe Rache nehmen zu können. Zu diesem Zwecke gedachte er Unfrieden unter den Dioskuren zu säen und, um den Olympier besonders schwer zu kränken, Schiller zu krönen. Aber Schiller gab sich zu der

Komödie nicht her; Schillers Büste und der Saal, in welchem die Krönung vor sich gehen sollte, wurden im letzten Augenblicke verweigert, und der jämmerliche Versuch nahm ein jammervolles Ende. Ein solcher Vorgang bot Stoff genug zu humoristisch-satirischer Behandlung; Charlotte weiß in ihrem Schwank: „Der verunglückte 5. März 1802", den Gegenstand nicht vollständig zu behandeln. Aber sie schildert ganz hübsch den Wirrwarr der Verhältnisse, das Stutzen der Gesellschaft, die Verlegenheit des selten verlegenen Veranstalters des Festes, der unter dem Namen Firlefanz geschildert und verspottet wird, und die Geschicklichkeit, mit der sich dieser seiner fatalen Lage zu entwinden sucht und den Vorschlag macht, da man nun doch einmal zum Krönen versammelt sei, so möge man bei dem Mangel eines anderen tauglichen Objekts ihn selber krönen.

Die frohe Stimmung jedoch, aus der heraus dies heitere Stückchen geboren wurde, blieb nicht bestehen, Schillers Leiden nahm einen immer bedrohlicheren Charakter an. Er war glücklich und zufrieden, schaffensfreudig und geisteskräftig, aber der Körper versagte dem nimmer matten Geiste den Dienst. Wenn von irgend einem Menschen, so kann man von Schiller sagen, daß er auf dem Höhepunkte seines Ruhmes, im Vollgefühle seines Glückes gestorben ist. „Immer besser, immer heiterer" waren die letzten deutlich vernehmbaren Worte, die er sprach; mit seiner letzten Kraft drückte er die Hand der treuen Gefährtin, mit der er die glücklichsten Stunden seines ziemlich freudenarmen Lebens verbracht hatte.

Schiller war tot, Charlotte schien allein zu stehen. Aber die Freunde des Mannes waren oder wurden die Freunde der Frau.

Auch die Teilnahme für die Hinterbliebenen zeigte sich von allen Seiten. Sie bekundete sich nicht bloß in Trostesworten, sondern war tatkräftig und nachdrücklich, trotz der trüben Zeiten, die damals für Deutschland eintraten. Allen voran in werktätiger Teilnahme zeigte sich Cotta, der das wahrhaft edle Benehmen, das er Schiller gegenüber gezeigt hatte, auch der Witwe und ihren Kindern bewahrte, die Söhne am liebsten zu sich genommen und bei sich erzogen hätte, und durch Geldzahlungen, die für jene Zeit bedeutend waren, seiner Pflicht in vollem Maße nachkam. Auch andere zeigten sich rührig, z. B. der wackere Zacharias Becker, obwohl er von Schiller in Xenien und Briefen sehr schlecht behandelt worden war. Er suchte die Theatervorstände aller Orten anzuregen, Benefizvorstellungen für die Hinterbliebenen zu veranstalten, und brachte durch derartige Aufführungen in Berlin, Wien, München und vielen kleineren Orten eine erkleckliche Summe zusammen, freilich lange nicht genug, um seinen ursprünglichen Plan auszuführen und ein Landgut, einen dauernden Besitz für Charlotte anzukaufen, „denn ich möchte die heiligen Überreste unseres Geliebten auf dem Eigentum seiner Hinterlassenen wissen".

Charlotte war über den Verlust untröstlich. Ihre Hoffnung, ihr Stolz, ihre Freude und Stütze waren dahingegangen. Sie, die bisher Schmerzen mutig und allein getragen, ja noch für andere Trostesworte übrig gehabt hatte, sie wühlte nun in ihrem Schmerze und wollte, daß andere ihn mit ihr empfänden. „In mir ist's", so schrieb sie nicht lange nach Schillers Tode, „das Andenken meiner Geliebten immer zu nähren, denn unterdrückter Schmerz ist's allein, der mich unruhig macht und das Gemüt uneins mit sich selbst.

Mir hilft weder Überredung noch Versuch, mich zu zerstreuen; ein stilles Sammeln des Gemüts und das Leben in der Erinnerung kann mir allein das Gegenwärtige erträglich machen." In der Erinnerung an den Verstorbenen schöpfte sie Kraft, weiter zu leben, ihre vier Kinder des Vaters würdig zu erziehen.

Nach Schillers Tode begann für Charlotte ein Leben, in dem nichts vorgeht. Sie blieb fürs erste in Weimar. Ihr dortiger Aufenthalt wurde nur von Reisen unterbrochen, die sie zum Besuche ihrer Söhne unternahm, oder solchen, die sie antrat, um den Spuren Schillers z. B. in Mannheim, in Stuttgart, nachzugehen. Allmählich bildete sie sich wieder einen Umgangskreis, in dem sie sich wohlfühlte. Zwei Frauen standen ihr besonders nahe: Charlotte v. Stein und Karoline v. Wolzogen.

Charlotte v. Stein (1742—1827) war damals nach Jahren und Gemütslage nicht mehr die, welche ein Jahrzehnt lang Goethes Muse und guter Genius gewesen war. Sie war verlassen und verstimmt; das Wort, das sie selbst über sich sprach: „Ich bin durch Goethes Abschied für alle mir noch bevorstehenden Schmerzen geheilt worden, ich kann alles dulden und alles verzeihen", bewahrheitete sie in keiner Weise. Denn sie duldete wenig und verzieh nichts. Sie war es hauptsächlich, welche die bösen Geschichten über das „Mamsellchen" (Goethes Gattin) aufbrachte. Sie war pessimistisch gestimmt und betrachtete in dieser Stimmung das Leben, die Politik und die Literatur. Sie haßte die Franzosen und konnte sich nicht einmal für die Revolutionsbewegung begeistern. Sie las viel, hatte aber für das Wissenschaftliche keinen Sinn: „Was ich nicht verstehe, das lasse ich bescheiden liegen", und mochte sich in der Kritik nicht durch bestimmte

Grundsätze der Berufsrezensenten, sondern durch das eigene Gefühl leiten lassen. Sie liebte Lottchen ungemein und schrieb ihr einmal: „Wer Ansprüche auf Ihr Herz hat, geht nicht fehl; Sie sind auch mein einziger Liebhaber, auf den ich nie den kleinsten Verdacht hatte".

Stellte Frau v. Stein für Lottchen den Anfang ihrer Weimarer Jahre dar, so repräsentierte ihr Karoline v. Wolzogen (1763—1847), Lottchens ältere Schwester, die Erinnerung an die gemeinsam verlebte Kinderzeit. Auch sie verbreitete nicht viel Freude um sich her. Sie hatte viel Trübes erfahren: von ihrem ersten Mann, Herrn v. Beulwitz, war sie 1794 geschieden worden; ihren zweiten, Wilhelm v. Wolzogen, verlor sie früh; ihren Sohn aus dieser zweiten Ehe, durch den angeregt sie das schöne Wort gesprochen hatte: „Die Freude an dem Kinde, die Sorge um dasselbe ist die nie versiegende Poesie für die Mutter", sah sie vor sich sterben. Sie war in allem das Gegenteil der Schwester. Statt wie diese den Hof, die adelige Gesellschaft zu lieben, nannte sie ihn einen Ort, „wo die Albernheiten und Schiefheiten fest geworden sind". Statt des Anlehnungsbedürfnisses jener besaß sie eine eigensinnige Selbständigkeitssucht, ein stolzes Vertrauen in ihre Kraft, das in dem Grundsatze gipfelte: „Mir kann niemand helfen als ich selbst". Charlotte war einseitig in ihrer Liebe und klammerte sich so fest an den Geliebten an, daß sie mit seinem Verluste alles verloren zu haben glaubte; Karoline liebte, nach Lottes scharfsichtiger, aber nicht milder Charakteristik, „so oft und doch nicht recht, denn wahre Liebe ist ewig wie das Wesen, aus dem sie entspringt; und eben weil sie nie liebte, sucht immer das Herz noch einmal die Sehnsucht zu stillen".

Charlotte war beständig, wie in ihrer Neigung, so in ihrem Aufenthalt und ihrer Beschäftigung, man konnte sie die verkörperte Ruhe nennen; Karoline war die lebendige Unruhe, in ewiger Aufregung, in unaufhörlicher Selbstquälerei, „sie sucht", wie Charlotte sagte, „die Ruhe immer, die sie nicht erreichen kann", und „sie strebt immer von da weg, wo sie ist". Und während bei Charlotte trotz aller Leiden, die sie erfuhr, die Lebensfreude überwog, und trotz mancher Irrtümer das Wahrheitsstreben herrschend war, konnte Karoline sich eine Grabschrift schreiben, in welcher die ersten beiden Verben besser als das dritte ihr Wesen charakterisieren: „Sie irrte, litt, liebte".

Aber neben dem Alter fehlte die Jugend nicht, neben der Schwermut nicht die Heiterkeit, neben dem Verzicht auf das Leben nicht die Hoffnung auf die Güter des Lebens, die freilich früh genug geknickt wurde. Es war die weimarische Prinzessin Karoline (1786—1816), die als Erbgroßherzogin von Mecklenburg in jugendlichem Alter starb. Zwischen ihr und Charlotte bildete sich ein Verhältnis seltener und schönster Art. Karoline war ein jugendlich-anmutiges Wesen, eine Schülerin Herders, „in deren klaren Augen sich alle Gestalten des Lebens rein abspiegelten", eine Fürstin, die bei allem Bewußtsein ihrer hohen Stellung nicht in stolzer Absonderung von den niedriger Stehenden thronte. Charlotte wurde ihre Freundin, während des Weimarer Aufenthalts ihre Beraterin, ohne je ein amtliches Verhältnis zu ihr zu haben, nach der Abreise der Fürstin ihre treue Berichterstatterin aller weimarischen Vorgänge, die ihr Urteil leitete und nicht selten ihre Wahl bestimmte. Die Korrespondenz beider, der Fürstin und der keineswegs durch hohe Stellung ausgezeichneten Frau, ist

ein sehr liebliches Geplauder, und mag die „treue untertänige Loloa" ihre verständigen, gemütvollen Berichte schicken oder die Fürstin ihre „beste Loloa" zur Fortsetzung ermutigen oder von eigenen Geschicken erzählen, überall weht in den Briefen der Zauber einer jugendfrischen Zeit, die Freude am Leben und die Begeisterung für das Gute und Schöne.

Auch in der Literatur jener Zeit, unter den Männern, welche in Weimar lebten und in Charlottes Gesichtskreis standen, waren Alter und Jugend vertreten; hier aber war es freilich nicht die Jugend, welche der sonst für das Neue, sobald es gut war, sehr empfänglichen Frau Freude und Erquickung gewährte. Vielmehr durfte sie auf diese ihr Wort anwenden: „Die Jugend außer meinem Hause erfreut mich selten, sie ist anmaßend, unwissend und leer." Freilich war dieser harte Ausspruch auch durch die Stellung des jungen Geschlechts zu und gegen Schiller beeinflußt. Schon bei dessen Lebzeiten war der Gegensatz der Jungen gegen Schiller laut geworden; nach Schillers Tode hatte sich der Widerspruch der Romantiker nur gesteigert. Schon aus diesem Gegensatz erklärt sich die Abneigung Charlottes gegen die Chorführer der Romantik, die Brüder Schlegel, die sie einem Skorpionsgeschlecht vergleicht, „das mit seinen Zangen das Schöne und Große erdrücken möchte". Aber auch die Dichter der Schicksalstragödie gefallen ihr nicht, sie findet für diese recht bezeichnende Ausdrücke, wie „Schreckensmänner, Piff-Paff-Poeten"; sie spricht von dem Pseudoparnaß, den diese Dichter bewohnen; sie vergleicht die neue Schule mit Goethes „Zauberlehrling": sie vermöchten wohl mit ihrer Phantasie neue, merkwürdige Gestalten hervorzurufen, aber es fehlte ihnen die Macht und

das Wort, die Ordnung, die sie gestört, wieder herzustellen.

In der Tat hatte sich der Parnaß entvölkert. Herder war gestorben; Wieland, der sich nach Schillers Tode Charlottes freundlichst annahm, war sehr alt. Von den Männern zweiten Ranges bewährte sich Knebel als treuer Freund. Schiller hatte ihn nicht leiden mögen, ihm war „sein fataler süßer Ton" ebenso zuwider, wie seine „Liebe zur Neuheit", seine Unproduktivität, die bei ihm in seltsamster Verbindung mit Selbstüberschätzung und herbem Absprechen über andere stand, ebenso unangenehm wie sein ausschließliches Wertlegen auf Äußerliches; er hätte, wie Schiller meinte, das Goldmachen angefangen, hätte er nicht gefürchtet, sich dabei rußig zu machen. Charlotte gegenüber bewahrte er eine rührende Anhänglichkeit, sein etwas frauenzimmerliches Wesen machte ihn zum vortrefflichen Briefschreiber, sein Allerweltsinteresse und seine Bekanntschaft mit den verschiedensten Kreisen zum gesuchten und musterhaften Berichterstatter.

Mochte aber Charlotte an der Jugend kein Gefallen finden und den Verlust mancher Alten, die sie geliebt hatte, beklagen, noch blieb ihr einer in seiner Größe und unnachahmlichen beneidenswerten Jugend: Goethe. Schon in ihrer Kindheit war sie durch ihre Verbindung mit der Steinschen Familie Goethe nahegetreten und von ihm freundlich beachtet worden; als sie Schillers Frau wurde, war sie es, die durch ihren Liebreiz die Widerstrebenden zueinander führte und durch ihre stets gleichbleibende Güte und wahrhafte Liebenswürdigkeit die selbstbewußten und kampfbereiten Naturen zusammenhielt. Sie lauschte gern den Männergesprächen und gab, wenn gefragt, auch ihre Meinung ab; wenn Schiller krank war, führte sie für ihn die

Feder. Trotzdem sie, durch Frau v. Stein beeinflußt und durch ihre Auffassung von Sittlichkeit angetrieben, Christiane Vulpius abgeneigt war, duldete sie die Annäherung Augusts v. Goethe zu ihrem Sohn, aus der eine herzliche Freundschaft erwuchs: als August nach Frankfurt zum Besuch der Großmutter ging, schrieb sie ihm, diese (Frau Rat) kennen zu lernen, sei nicht der kleinste Wunsch, der in ihrem Herzen lebe. Sie fühlte sich allem nah, was Goethes Namen trug, und hatte auch erwartet, in ihrem Schmerz von Goethe getröstet zu werden; als Goethe aber, selbst krank und durch die entsetzliche Nachricht tief gebeugt, sich seiner Gewohnheit nach zu stiller Sammlung zurückzog, da wurde sie unwillig: „das Schonen des Gefühls ist mir schmerzlicher als eine Ergießung des Gefühls." Goethe aber besaß die göttliche Gabe, durch ein Wort oder einen Blick den Unwillen zu bannen, unfreundliche Mienen in freundliche zu verwandeln. Charlotte war bald versöhnt und blieb bis zu ihrem Tode mit Goethe in herzlichem Verkehr. Er blieb ihr der „Meister", über den sie alle Nachrichten begierig sammelte und besonders der in Mecklenburg weilenden weimarischen Prinzessin mitteilte; sie war entzückt von jedem Billetchen, von jeder Sendung, die sie von Goethe erhielt; sie las mit Begierde jedes seiner neuen Werke — gehörte sie doch zu dem auserwählten Kreise, dem Goethe aus seinen und andern Schriften Vorlesungen hielt — und vertiefte sich mit immer neuem Interesse in die älteren; sie urteilte über die Schriften mit Verständnis und Wärme und wagte es bisweilen, Goethe selbst ihr Urteil vorzulegen und ihrer Begeisterung Ausdruck zu verleihen. „Sie haben," so schrieb sie einmal 1797, wahrscheinlich nach Empfang von „Hermann und

Dorothea", „uns unsichtbar wie die Gottheit Ihre Gabe mitgetheilt. Und ich habe in stillem Gemüth meine Rührung verwahrt und Ihnen meine heiligsten Gefühle gewidmet. . . Sie haben mich um Vieles reicher gemacht, denn ich eigne mir einmal Alles, was Sie hervorbringen, zu und ergötze mich dreifach daran. Dies gewähren Sie mir mit freundlichem Herzen, hoffe ich, gern, weil es zu meinem Glück gehört, Theil an Ihnen nehmen zu können in jeder Epoche Ihres Lebens und Ihres Geistes."

So sehr sie Goethe verehrte und bewunderte, so ließ sie sich nicht zu einseitigem Goethekultus hinreißen, sondern bewährte sich ihrem eigenen Gatten gegenüber als eine wahrhaft Mitstrebende, seine Produktion mit Anteil betrachtend und fördernd. Des Unterschieds zwischen beiden Meistern war sie sich wohl bewußt, aber sie hütete sich, einseitig einem den Vorzug zu geben, vielmehr schrieb sie: „Trotz allen Redens über dramatische Kunst müßt Ihr beide Geister Euren eigenen hohen Weg gehen und durch die Tat das Raisonnement zum Schweigen bringen. Ich bin wie Rahel; wie sie ihre Hausgötter vor Feinden verbarg, so bewahre ich die Meinung über meine Freunde und ihre Producte und führe Krieg mit fremden Göttern." Wie sie ihren Gatten bei dessen Lebzeiten neben Goethe gewürdigt hatte, so wagte sie es, den Toten selbst gegen Goethe zu verteidigen. Goethe hatte seinen Aufsatz „über das deutsche Theater", in welchem von Schillers dramatischen Bearbeitungen und jugendlichen Dramen die Rede war, Charlotte im Manuskript, vor dem Abdruck im „Morgenblatt", zugeschickt und sie um ihr Urteil gebeten. Charlotte stimmte den Ausführungen

zu bis auf ein Bedenken. „Nur eine Stelle," schrieb sie an Goethe, „könnte ich anders wünschen, weil sie gegen meine Ueberzeugung spricht. Denn so gut ich weiß, daß die früheren Werke Schillers nicht nach den Regeln und Forderungen der Kunst sind und nicht für die Schranken der angenommenen Meinungen berechnet, so möchte ich doch aus Ihrem Munde nicht gern vernehmen, daß Sie diese Werke Productionen der Rohheit wie des Unwillens nenneten." Ist es schon merkwürdig, daß sie den Mut hatte, dem verehrten Meister eine solche Einwendung zu machen, so ist es noch merkwürdiger, daß Goethe teilweise auf die Bemerkung einging, das Wort „Rohheit" in „Ungeduld" verwandelte, so daß wir jetzt in jener Abhandlung den Satz lesen: „Die Räuber, Kabale und Liebe, Fiesko, Productionen genialer jugendlicher Ungeduld und Unwillens über einen schweren Erziehungsdruck."

Goethe war ihr fast der einzige Vertreter der schöneren Vergangenheit. Sonst vermißte sie das alte Geschlecht, mit dem sie groß geworden war, die alte Literatur, an der sie Geist und Gemüt gestärkt, und die alte Zeit, in der sie sorglos mit den Gefährten sich an dem Augenblick ergötzt hatte. Denn nun war des Ergötzens ein Ende, trübe Zeiten waren über Deutschland gekommen. In Charlottes unmittelbarer Nähe wurde die Schlacht von Jena geschlagen, durch welche nicht nur der weimarische Staat arg geschädigt, Preußen zertrümmert, sondern ganz Deutschland für mehrere Jahre der Herrschaft des fränkischen Imperators unterworfen wurde. In solch peinvoller Lage war es ihr einziger Trost, daß Schiller das Grausige nicht mehr erlebte; sie beneidete gelegentlich die Gestorbenen, denen man ein tandem

felix zurufen konnte; sie mochte die Worte Attinghausens auch auf sich anwenden:

> Unter der Erde schon liegt meine Zeit,
> Wohl dem, der mit der neuen nicht muß handeln.

Aus den trüben Wolken blickte allmählich die heitere Sonne hervor, nach den Tagen der Schmach schlug endlich die Stunde der Befreiung. Gerade in diesen Jahren eines großartigen inneren nationalen Umschwungs, in den Zeiten der Vorbereitung einer niegesehenen Volkserhebung wirkten Schillers Dramen mächtig. Hatte er auch nie einen speziell deutschen Stoff behandelt, so hatte er besser und wirksamer als so viele teutonische Barden das Nationalgefühl zu erregen verstanden. Mit Recht sagte Schimmelmann von ihm: „Er hat Alles prophetisch geahnt; er kannte den germanischen Geist und wußte ihn zu erwecken.“ Und es war nicht bloß eine vorübergehende Aufwallung im Theater, sondern eine dauernde Erregung fürs Leben, wenn Schillers Worte gehört oder gelesen wurden:

> Nichtswürdig ist die Nation,
> Die nicht ihr Alles setzt an ihre Ehre.

Charlotte war auch in ihren vaterländischen Empfindungen und Hoffnungen eine würdige Genossin Schillers. Wohl fürchtete sie zuerst, daß der große Moment ein kleines Geschlecht finden würde, und hätte, da sie dem Soldatenwesen, „dem beweglichen Müßiggang“, höchst abhold war, eine innere Befreiung gern den äußern Kämpfen vorausgehen gesehen. Aber als nun der frische Aufschwung erfolgte, die Nation als eine heldenmütige sich zeigte, da nahm sie die kleinen Leiden gern auf sich, die jeder einzelne tragen mußte; sie hätte gern allen Preußen etwas

Gutes angetan, da ihr die Nation so heilig sei. Heroisch trug sie selbst Schwereres, das ihr persönlich bereitet wurde. Denn als ihr Sohn Karl sich freiwillig dem Heere stellte, erklärte sie freudig: sie wolle sein Streben nicht unterdrücken, für das Vaterland etwas zu leisten. Sie haßte, ja verachtete die Franzosen und stellte Napoleon in den Mittelpunkt ihres Hasses, sie jubelte über die deutschen Siege und konnte der Klage kein Ende finden, als Napoleon, der Verschwundene und scheinbar Vernichtete, von Elba aus triumphierend wieder erschien. Lange hatte ihre Dichtkunst geschlummert; nun wachte sie auf im Dienste des Vaterlandes. Manches hübsche Gedicht erschien von ihr in den Zeiten des Freiheitskrieges; wenigstens eines derselben, zum 18. Oktober 1814, verdient aufbewahrt und mitgeteilt zu werden:

Auf den Höhen glänzt die Flamme,
Und von Berg zu Berge zeige
Sich der Freiheit heil'ger Glanz.
Spät noch sei der Enkel Stamme
Dieses Zeichen hoch geheiligt.
Denn es gab uns schöne Hoffnung,
Wie aus tiefer Thäler Nacht
Mühsam sich der Wandrer suchet
Eine Höhe zu erspähen.
Nieder stürzet, hohe Eichen,
Gebet eure Zweige uns!
Ach, so viele Krieger fielen,
Um den Tag uns zu erkämpfen.
Fallen muß die heil'ge Kraft,
Ihrer dankbar zu gedenken.
Denn auch sie erstehn nicht mehr!
Aber in dem Herzen lebet,
Was die Völker, geb' es Gott,
Friedlich an einander knüpfet,
Und der Liebe Flamme schlinge
Sich um Herzen, die es fühlen,
Daß es Glück ist, frei zu sein.

Denn eben das unterscheidet Charlottes Gefühl von dem landläufigen Patriotismus jener Zeit und ist bei ihr als einer Frau doppelt merkwürdig, daß sie sich nicht mit der Tatsache des Sieges begnügte und nicht einen Moment sich nationaler sog. patriotischer Überhebung schuldig machte, sondern daß sie alle diese Kämpfe von höherem Standpunkte aus betrachtete und in ihnen nur die Vorbereitung für eine Aera des Völkerfriedens und der Völkerfreiheit sah. Denn sie meinte, daß in dem gewaltigen Ringen sich die Deutschen mündig gemacht und durch ihre wackeren Anstrengungen einer anderen besseren Behandlung würdig gezeigt hätten; „daß die Völker höhere Ansichten gewinnen, wird auch die Fürsten begeistern." Daher war sie beglückt von den konstitutionellen Versuchen, die an manchen Orten gemacht wurden, und freute sich über die freiheitlichen Bestrebungen der Jugend in so hohem Grade, daß sie sogar deren Ausschreitungen beschönigte. Die traurigen Folgen dieser Ausschreitungen ahnte sie nicht, aber als die ersten schlimmen Wirkungen sich zeigten, trauerte sie in tiefem Schmerze.

Sie hatte bald Grund genug zur Trauer, denn die Zeit der Reaktion hielt ohne jede Schüchternheit, gleich mit dem vollen Triumphe roher Gewalt, ihren Einzug in Deutschland. Mit der Zeit der Reaktion kam aber auch die Periode literarischer Unfruchtbarkeit, die Zeit schwerer Verluste für sie und ihr Haus. Goethe zog sich bei zunehmendem Alter immer mehr in die Einsamkeit zurück, ihre geliebte Erbprinzessin starb im Jahre 1816, und am 11. Dezember 1823 mußte sie den Tod ihrer Mutter beklagen. Frau v. Stein wurde immer kränker, Karoline v. Wolzogen immer ungenießbarer. Mit dem Tode der Mutter,

die sich wunderbar jung und frisch erhalten hatte, waren die Bande zerrissen, die sie an Thüringen fesselten. Nun zog sie zu ihrem Sohn nach Köln, mußte sich aber, da sich das Augenleiden verschlimmerte, an dem sie schon lange krankte, in dem benachbarten Bonn einer Operation unterwerfen, die sie mutig ertrug und glücklich bestand. Wenige Tage darauf aber wurde sie von einem Herzschlag getroffen, der ihrem Leben am 9. Juli 1826 ein Ende machte.

Sie wurde von ihren Freundinnen und Kindern aufs innigste beklagt. Der Sohn Ernst schrieb: „Das Betrübteste ist geschehen. Die vortreffliche Frau ist nicht mehr. Doch habe ich ihre Stimme noch gehört, ihre Hand noch gefaßt und aus ihrem Munde noch Worte des Dankes und der Teilnahme vernommen. Dieser Mund ist geschlossen." Die Schwester Karoline klagte: „Das Schwerste, was ich noch erleben konnte, hat Gott über mich verhängt. Die letzten traurigen Lebenstage hoffte ich an der Seite der lieben Charlotte zu beschließen. Nun ist auch sie vor mir hinüber. Dank dem Ewigen, daß ihr Ende so sanft war, wie ihr Leben." Besonders aber gibt es einen Brief, den bei Gelegenheit des Todes die ältere Tochter Emilie an die jüngere Karoline richtete und der wie eine vielfache Variation klingt über die rührenden Trauernoten: „Unsere herrliche Mutter." Da aber im Verlaufe dieser Darstellung Charlottes Worte häufig angeführt wurden, so mag sie, die sich selbst gut kannte, sich auch zum Schluß mit einem Satze charakterisieren. Jener oft angeführten Fürstin, der weimarischen Prinzessin Karoline, hatte Charlotte eine Stickerei geschickt, in welcher die Farben blau und schwarz besonders stark vertreten waren. Ihre

Sendung begleitete sie mit den Worten, die ihr Wesen gut ausdrücken: „Blau ist die Farbe der Beständigkeit und der Treue, Schwarz ist die Farbe des Schmerzes; Treue und Schmerz ist das Loos meines Lebens.“

Berlin, 15. Oktober 1908.

Ludwig Geiger.



Erster Abschnitt.

Charlottens Jugend und Ehejahre.

1. Jugenddichtungen.

1. **An ****

1785.

O wie oft erwacht in meinem Herzen
  Liebevoll dein Bild;
Statt der Freude fühl' ich bittre Schmerzen
  Und mit Sehnsucht meine Brust erfüllt.

Jener Stunde dacht' ich weinend immer,
  Da ich einst dich fand;
Dachte dein beim sanften Abendschimmer,
  Oft an meines blauen Flusses Strand.

Endlich heilte meiner Liebe Wunden
  Die wohltät'ge Zeit;
Und mein Herz hat wieder Ruh' gefunden,
  Aber, glaube, nicht Vergessenheit.

2. Den 24. März 1786.

Sprich o Seele, ach, was soll das Heben
Dieses Herzens? all das Streben?
Warum möchtest denn so gerne,
Gern dich heben in die Ferne
Jener Zukunft, die ein gut Geschick
Weise barg? Doch nur zu deinem Glück

Ist es wohl? Denn gut und weise
Ist ja alles, was Gott gab. Die Reise
Dieses Lebens treten wir
Unter seiner Führung an. Doch suchen wir
Immer andre Wege, denken,
Daß es so, wie wir es möchten lenken,
So geschehe; doch wir irren.
Wie der Schmetterling umschwirren
Wir der Freude Blume; aber sie verschwindet
Gleich der Blüte, die den Strauch umwindet —
Ach, bald zeigt ein ödes, dürres Land
Uns, daß alles — alles — Unbestand.

3. Zum 3. Februar 1787.

Noch lag ich tief im Schlummer
Und kannte nicht die Welt,
Sah glänzen nicht die Sterne,
Sah noch nicht jene Ferne
So schön vom Mond erhellt.

Ich hörte nicht die Winde,
Die unsern Hain durchwehn,
Sah nicht durch Blumenwiesen
Die Saale lieblich fließen,
Sah nicht die Sterne schön.

Da rief ein guter Engel
Dich in des Lebens Tag
Und sprach: dir sei die Freude
Auf immer hold, sie leite
Durchs Leben dich gemach.

Noch liegt in Nacht gehüllet
Ein Wesen, das wie du
Soll sehn den Tag der Erden;
Laß es dir teuer werden,
Du gibst ihm Trost und Ruh.

Es sah den Tag der Erde,
Noch schwebte düstre Nacht
Um seinen Blick, die Leiden
Kannt' es noch nicht, die Freuden,
Und nicht der Freundschaft Macht.

Doch fester, immer fester
Verknüpfte sich ihr Band,
Und auf des Lebens Wegen
Gibt sie uns ihren Segen:
Wir wallen Hand in Hand.

2. Reise nach der Schweiz 1783.

Fragment eines Tagebuchs.

Den 22. April 1783 reisten wir früh drei Uhr von Rudolstadt weg, nach einem traurigen Abschied, obgleich die Reise mir unendliche Freude machte. Jede Freude ist doch mit Bitterkeit vermischt! Noch den nämlichen Abend kamen wir in Ketschenbach an, wo wir den 23. blieben. Den 24. früh passierten wir Coburg. Die Lage der Stadt ist sehr angenehm, aber die engen düstern Gassen erregen keine angenehme Empfindung; sobald man hinaus ist, wird einem wohler, denn die umliegende Gegend ist wirklich schön, und die Festung, die sich hinter der Stadt auf einem

Berge zeigt, macht einen artigen Anblick mit dem Buschwerk, Wiesen und Feldern im Tale. In Lichtenfels hielten wir Mittag; ehe wir dahin kamen, hatten wir einen kleinen Schrecken: wir passierten einen Wald, und der Wagen blieb im hohen Geleise stecken. Es war ein grauser Anblick. Die hohen Tannen verhinderten den Tag, ganz durch zu brechen, und der Wagen lag so tief und wir allein ohne Hilfe! Zum Glück kamen gutwillige Jäger, die uns halfen, und wir setzten unsern Weg ohne weitern Verlust als den der Zeit fort. Lichtenfels ist ganz artig gebaut; es gibt viele arme Einwohner da, dem Ansehen nach. Wir sahen jetzt bei der Stadt den Main, der durchs Tal hinfließt. Er teilt sich da in zwei Arme. Auf der einen Seite von Bergen, die das Tal einschließen, liegt die Vierzehnheiligenkirche, die sehr schön sein soll, die wir aber des bösen Wetters wegen nicht sehen konnten. Gegenüber liegt das Kloster Banz; die Lage ist herrlich auf einem hohen Berg mit Buschwerk bewachsen und vom Main umspült. Ich glaube, die Geistlichen, die diese Mauern bewohnen, müssen weniger ihre Freiheit vermissen, als andere; denn dem Anschein nach haben sie alles, was sie nur freilich sich ohne Freiheit wünschen können. Das Kloster ist sehr reich, und die herrliche, schöne Lage! Sie können so ganz ungestört (wenn's ja wahr ist, daß die Leidenschaften in Klöstern einschlummern) der schönen Natur genießen, so ununterbrochen sie bewundern. Es schien, als wehte Ruhe aus den Mauern herüber, vielleicht nur dem Anschein nach; denn wie wahr ist's nicht, daß das Äußerliche uns täuscht! Man fährt noch eine Zeitlang an den Ufern des Mains hin, bis er endlich sich, indem er sich schlängelnd um Berge windet, nach und nach dem Auge entzieht.

Abends um acht Uhr kamen wir in Bamberg an. Den 25. früh besahen wir die Stadt, die sehr gut gebaut ist, und es sind schöne Brücken da zu bemerken über die Regnitz, die durch die Stadt fließt. Sie sind von einem Herrn von Frankenstein erbaut. Auf der obern steht die Bildsäule des Ritters St. Georg mit dem Lindwurm. Wir sahen noch selbigen Morgen den Dom; das Monument des verstorbenen Fürsten ist darin bemerkungswürdig. Seine Statue ist knieend auf dem Grabstein in Marmor gehauen und soll sehr ähnlich sein. Auch das Begräbnis des Kaisers Heinrich II. und seiner Gemahlin ist da zu sehen. Er hat das Domstift errichtet. Von da besahen wir die Jakobskirche, die einen sehr schönen Hochaltar hat. Die zwölf Apostel sind in Lebensgröße an die Säulen, die das Gebäude unterstützen, gemalt. Die Zeit war zu kurz, um von dem Wert der Gemälde schließen zu können. Von da besahen wir die Benediktinerkirche. Es ist ein Kloster dabei, das eine der angenehmsten Lagen hat; die Aussicht ist unbeschreiblich schön und das Gebäude ist sehr weitläufig. Wir besahen noch die Dominikanerkirche, die nach neuestem Geschmack erbaut ist und einen sehr schönen Hochaltar hat. Nachmittags besahen wir den Seehof; es ist ein Lustschloß des Fürsten, zwei Stunden von der Stadt; der Weg führt durch eine Allee hin. Das Gebäude ist nicht sehr ansehnlich; der Garten ist halb im englischen und holländischen Geschmack angelegt. Der jetzige Fürst liebt nicht diesen Aufenthalt, deswegen wird alles nicht recht unterhalten.

Den 26. verließen wir Bamberg und hielten Mittag in Forchheim, einer Festung. Wir machten da die Bekanntschaft des berühmten Kirchenrats Sailer, die uns sehr viel Vergnügen machte. Wir besahen noch

in Forchheim die Spiegelfabrik. Um acht Uhr kamen wir in Erlangen an. Der Ort ist ganz hübsch, und alles ist so ruhig; man sollte nicht glauben, daß es eine Universität ist. Den 27. gingen wir in die französische Kirche, wo wir einen sehr guten Prediger, Herrn Agassiz aus dem Pays de Vaud, hörten. Wir besahen auch den Schloßgarten, der aber nicht sonderlich ist. Die vielen Taxuspyramiden geben dem Ganzen ein trauriges Ansehen; hat man eine Partie gesehen, so kann man von dem ganzen Garten urteilen, denn er ist sehr einförmig.

Nach dem Mittagessen reisten wir ab und kamen um sechs Uhr in Nürnberg an. Der Weg dahin ist sehr gut; die Lage der Stadt angenehm, ringsum mit Gärten umgeben; alles war in Blüten gehüllt, und die antiken Türme der Stadt geben einen so angenehmen Anblick mit der verjüngten schönen Natur. Wir besahen noch selbigen Abend einen Spaziergang; er war sehr volkreich, es war ein artiger Anblick, so viele Menschen auf einem kleinen Platz versammelt zu sehen. Den 28. besahen wir die Sebalduskirche, die eine der größten in Deutschland sein soll; sie hat sehr schöne Gemälde von Albrecht Dürer. Auch das Monument des St. Sebaldus ist bemerkenswert; es ist sehr schön von Bronze gegossen und mit erstaunender Mühe und Arbeit. Wir besahen auch das Rathaus, sahen den Magistrat in seinem sonderbaren Anzug; er hat viel Ähnliches mit dem spanischen, und im ganzen hat er sehr etwas Großes und Ehrwürdiges. Der Kaisersaal ist sehr groß, die Zimmer sind schön und haben besonders auch schöne Gemälde; ein Gemälde von Albrecht Dürer, Adam und Eva vorstellend, verdient bemerkt zu werden. Wir besahen auch das Zeughaus, welches sehr groß ist und besonders der

Ordnung und Zierlichkeit wegen, womit alles arrangiert ist, gesehen zu werden verdient. Ein Oberst Troß hat sich dadurch verdient gemacht; er hat das Ganze in Zeit von neun Jahren so eingerichtet. Man zeigte uns auch einen großen Brunnen, sehr schön künstlich von Bronze gegossen; er steht schon dreißig Jahre in einem Hause, das man zu dem Endzwecke hat erbauen lassen, und er wird wohl auch so stehen bleiben müssen, denn er ist so ungeheuer groß, daß man nicht genug Wasser dazu zusammenbringen kann. Die Ratsherren von Abdera fielen mir dabei ein, und es ist wirklich zu glauben, daß die guten Nürnberger sie haben nachahmen wollen. Er kostet entsetzlich viel Geld, und man kann ihn nie anbringen. Den 29. kamen wir um drei Uhr in Ansbach an. Die Stadt ist gut gebaut, und das Schloß ist sehr groß. Den 30. hielten wir Mittag in Dinkelsbühl. Die Lage des Orts ist ganz freundlich; in der Hauptkirche sind nicht ganz üble Gemälde. Den Abend kamen wir in Ellwangen an; der Weg dahin ist sehr angenehm; es sind viele Teiche im Tale, und Berge mit Buschwerk bewachsen schließen die Täler ein; hin und wieder kleine Gruppen stiller Hütten. Und die ganze Gegend war von Strahlen der untergehenden Sonne erleuchtet! Die Berge schimmerten rötlich in den Teichen wieder! Mit ganzem warmen Herzen konnte man da ausrufen:

O wunderschön ist Gottes Erde,
Und wert darauf vergnügt zu sein! rc.

Des Nachts blieben wir in Ellwangen, welches nicht weniger angenehm liegt. Die Stadt ist mit Bergen umgeben. Das Schloß liegt auf einem Berge, und gegenüber ist eine Wallfahrtskirche; dies gibt einen

artigen Anblick. In Ellwangen ist noch ein Jesuitenkollegium. Den 1. Mai blieben wir nachts in Gmünd; den 2. früh verließen wir Gmünd. Von da kommt man bald in die fruchtbaren Gründe Württembergs; alles scheint da schöner, die Felder so bebaut, alles atmet Fruchtbarkeit.

Wir hielten Mittag in Schorndorf, und um sechs Uhr kamen wir in Stuttgart an. Die Stadt liegt sehr angenehm und hat ein Ansehen von Wohlstand. Den 3. besahen wir Ludwigsburg; die Lage ist sehr angenehm; die Häuser wohlgebaut; die ganze Hauptstraße hin sind auf der einen Seite Gebäude und gegenüber Alleen; dies gibt dem Ganzen ein heiteres Ansehen. Das Schloß ist sehr groß und schön gebaut. Auf den Treppen sind kolossalische Bildsäulen angebracht, wo jedes Stück nur aus einem Stein gehauen ist. Im Kabinett sind schöne Gemälde; einige sind besonders merkwürdig, unter anderen die Weiber von Weinsberg. Auch Köpfe von Mengs sind merkwürdig. Es sind auch einige Stücke von Mad. Dürrbusch da zu sehen, die schön sind. In Ludwigsburg ist auch eine Bijouterie, wo sehr artige Arbeiten verfertigt werden. Wir hielten Mittag in Ludwigsburg und fuhren dann um zwei Uhr auf den Asperg, eine Festung, die eine herrliche Lage hat. Der Weg hin war nicht schön, und der Eingang ist grausenvoll. Man muß durch drei lange düstere Tore, die durch die Steilheit des Weges noch fürchterlicher sind. Wir machten da eine angenehme Bekanntschaft am General Scheler, Kommandant der Festung, der die Liebe, Hochachtung aller, die ihn kennen, verdient; er versüßt manchem armen Gefangenen durch seine Güte und Menschlichkeit das bittere Los der Gefangenschaft.

Wir sahen bei ihm den unglücklichen Schubart, der schon einige Jahre da ist. Er spielte uns auf dem Klavier, und er spielte unaussprechlich schön mit so vielem unbeschreiblichen Ausdruck. Wie schade, daß so viel Talente in diesen Mauern eingeschlossen bleiben müssen!

Den 5. fuhren wir nach der Solitude, einem Schloß des Herzogs, ob es gleich nur ein Landhaus sein soll. Aber dazu ist es zu gekünstelt. Der Garten ist sehr schön und hat gar schöne Salons, unter andern den Lorbeersaal, der schöne Statuen hat, und der Plafond ist von Guibal gemalt. In der Kapelle sahen wir zwei Stücke, die der Papst dem Herzog gab. Eins ist ein Christuskopf in Marmor eingelegt, und das andere stellt Marien vor und ist gestickt. Die Einfassung von dem einen kostet über tausend Gulden. Die Kapelle ist übrigens sehr schön und hat noch andere hübsche Gemälde. Der Tiergarten ist auch schön, es ist viel Wildpret darinnen, das sich durch einen Pistolenschuß versammelt und da gefüttert wird.

Den 6. besahen wir Hohenheim; wie weit hat nicht dieses über alle die andern schönen regelmäßig gebauten Schlösser den Vorzug. Die Natur seufzt da nicht so ängstlich unter dem Drucke der Kunst, wie bei jenen Schönheiten. Das Landhaus ist ganz einfach, aber bequem eingerichtet und der Garten auch. Am Hauptgebäude ist ein schöner Kuhstall, wo Kühe von ganz besonderer Größe sind; der Herzog hat sie lassen aus der Schweiz kommen; der Stall wird so schön unterhalten und ist sehr reinlich.

Aus dem Garten kommt man auf einen kleinen Pfad, der zwischen hohen Pappeln hinführt. Ganz unvermutet sieht man da Ruinen, die so ziemlich der Natur nachgeahmt sind; daran kleine Hütten, wo eine

ganz eingerichtete Wirtschaft ist. Alles ist da so überraschend. Unter diesen Gebäuden sind besonders merkwürdig: die Einsiedelei, der Sibyllentempel und die Köhlerhütte. Unter einem Haufen Holz sind schöne Zimmer versteckt, ohne daß man vermutet etwas da zu finden. Die Milchkammer ist auch sehr artig; es sind besonders sehr viele irdene Gefäße da zu sehen, die von Raffael gemalt sind; es ist eine Seltenheit, eine so große Sammlung davon zu haben.

Den 7. früh besahen wir die Bibliothek und sahen dann die Akademisten essen. Die Bibliothek ist sehr gut eingerichtet. In dem einen Zimmer ist erst ein Naturalienkabinett, wo eine Uhr vom Pfarrer Hahn zu sehen ist, der in Echterdingen, zwei Stunden von Stuttgart, wohnt. Er hat einen großen Vorzug bei seinen Arbeiten, daß sie beim ersten Anblick unübersehbar und bei Untersuchung des Ganzen im äußersten Grad einfach sind. Elf große Zimmer sind für die Bücher bestimmt.

Die Einrichtung der Akademie ist sehr hübsch. Aber es macht einen besonderen Eindruck aufs freie Menschenherz, die jungen Leute alle beim Essen zu sehen. Jede ihrer Bewegungen hängt von dem Winke des Aufsehers ab. Es wird einem nicht wohl zumute, Menschen wie Drahtpuppen behandelt zu sehen.

Den 8. früh machten wir die Bekanntschaft des Pfarrers Hahn in Echterdingen und sahen seine Rechenmaschine, die wirklich verdient, bemerkt zu werden. Wie viele Mühe und Anstrengung gehört nicht dazu! Man muß das umfassende Genie des Künstlers und die Einfachheit des Ganzen bewundern. Wir blieben mittags in Waldenbuch und nachts in Tübingen; von da aus ist der Weg bis Schaffhausen sehr übel und wenig interessant. Den 9. hielten wir

Mittag in Bahlingen, des Nachts in Aldingen, und den 10. kamen wir in Schaffhausen an. Die Stadt liegt in einem Tale von Weinbergen und Gärten umgeben; die Häuser sind sehr hoch; dies macht die Stadt ein wenig düster. Wie wohl wird einem nicht beim Gefühl der Freiheit! Des Despotismus verfinstert nicht die Herzen der Bewohner dieses glücklichen Landes. Sie sind frei; das gibt dem Wesen einen besonderen Anstrich, sie sind alle so gütig, gastfrei, wollen gern alle Menschen wohl wissen.

Den 11. sahen wir den Rheinfall, dieses große unnennbar schöne Schauspiel der Natur. Der Rhein stürzt sich über einen Felsen, der 80 Fuß hoch ist, schäumend herab. Es ist ein großer schöner Anblick, die schäumende Welle mit Getöse um die Felsen herabstürzen zu sehen. So stehen oft Menschen von Wogen des Schicksals umrauscht, ohne Trost, ohne Stütze, gleich der großen Steinmasse, die sich da erhebt, ruhig unerschüttert da.

Den 12. früh besahen wir die Bibliothek, die vom Rat unterhalten wird. Man sieht da das Modell der Brücke über den Rhein, die von Grubenmann aus Appenzell gebaut ist; sonst ein gewöhnlicher Zimmermann, der sich aber durch die Kühnheit des Werks berühmt gemacht hat. Wir besahen auch das Kabinett des Doktors Ammon, der eine schöne Sammlung von Naturalien und auch von Kupferstichen hat. Man zeigte uns den Anfang eines Baues, eines Waisenhauses. Diese Einrichtung, die so wohltätig für das Menschengeschlecht ist, hat ihren Ursprung einem Bürger, Gezler genannt, zu danken. Dieser edle Mann weiht nicht nur sein Vermögen, sondern auch sich selbst dieser Anstalt. Er ist der Aufseher des Ganzen, sorgt selbst für die Kinder.

Nachmittags, nachdem wir noch einmal den Rheinfall gesehen hatten, setzten wir unsere Reise fort und kamen abends in Winterthur an. Den 13. früh blieben wir in Winterthur und sahen die Revue an, die alle Jahr im Mai gehalten wird. Die Stadt ist klein, aber wohl gebaut; die Lage ist angenehm; man sieht schon in der Ferne Eisberge. Selbigen Abend kamen wir noch in Zürich an. Die Lage ist ganz herrlich; die Stadt wird von der einen Seite vom See und auf der andern von der Limmat, die aus dem See fließt, in zwei Teile geteilt. Die Lage des Gasthofs ist gar schön. Man übersieht den ganzen See, und die Aussicht begrenzen ferne Eisberge. Den 14. früh sahen wir Lavater. Man kann nichts von ihm sagen, sondern muß sich nur seinem Gefühle, das sich nicht mit Worten ausdrücken läßt, überlassen.

Den 15. besahen wir eine merkwürdige mechanische Maschine. Ein einziges Rad treibt 150 Seidenspulen, die sich alle durch das Treiben des Wassers abwickeln. Die Erfindung hat ihren Ursprung in Italien. Wir sahen auch noch den Saal der physikalischen Gesellschaft in Zürich, wo uns der Professor Breitinger einige Experimente machte. Wir machten auch eine Spazierfahrt auf dem See und brachten dann den Abend bei Lavater zu.

Den 16. fuhren wir um zehn Uhr von Zürich weg und hielten Mittag in Baden. Es sind Gesundbrunnen da; wir besahen die Bäder und fuhren nach dem Essen nach Lenzburg, das herrlich liegt. Von Baden aus ist man schon im Berner Gebiet. Das Schloß des Landvogts in Lenzburg ist sehr schön gebaut; vielmehr die Lage ist bemerkungswürdig. Es liegt auf einem hohen Fels, und doch sind sehr artige Spaziergänge dabei. Den 17. blieben wir nachts in

Kilchberg, einem schönen Dorf. Die Dörfer im Kanton Bern sind gar hübsch; jeder Bauer hat bei seiner Wohnung seine Felder, Wiesen und Gärten. Man fährt von Lenzburg bis Kilchberg immer durch Dörfer, die sich sehr lang ausbreiten; es macht einen artigen Anblick, die zerstreuten Hütten so hin und wieder zu sehen. Den 18. früh besahen wir das Monument der Madame Langhanß in Hindelbank, von Nahl verfertigt. Es ist so einfach, und die Idee ist ganz einzig in ihrer Art. Man denkt, der Stein atmet; der Gedanke der Auferstehung drängt sich in die Seele, man glaubt die Statue leben zu sehen.

Um zehn Uhr kamen wir in Bern an. Die Stadt ist eine der schönsten in der Schweiz. Die Einförmigkeit der Gebäude ist doch auch mit der Eleganz verknüpft und die schönen Bogengänge, dies alles gibt ein Ansehen von Wohlstand und Überfluß. Wir sahen noch den Tag die Promenade, es ist eine große Terrasse mit Kastanien bepflanzt. An jeder Seite sind kleine Salons zum Ausruhen. Den 19. besahen wir noch einen Spaziergang, der sehr schön angelegt ist, aber von der Stadt entlegen; dies ist auch Ursache, daß er wenig besucht wird. Wir besahen auch das Arsenal, welches sehr groß und gut eingerichtet ist. Man zeigte uns die Bildsäule Wilhelm Tells mit dem Bogen, womit er wirklich soll den Apfel vom Kopf seines Sohnes geschossen haben. Den 19. hielten wir Mittag in Murten. Im Herausfahren sahen wir das Beinhaus, das gleich am See steht, welcher sehr klein ist. Das Haus ist mit eisernen Gittern verwahrt. Wie sinkt der Wert des Lebens bei der Betrachtung dieser Knochen herab! So sieht's mit aller menschlichen Größe einst aus! Wie niederschlagend wäre der Gedanke für uns,

wenn wir nicht den Trost des besseren Lebens hätten!

Zwei Stunden davon liegt Avenches, wo noch viele Denkmäler der Römer sind. In einer Wiese beim Schloß hat man auch Spuren eines römischen Pflasters entdeckt, das mit vieler Kunst gearbeitet ist. Nachts blieben wir in Payerne, einer kleinen Stadt, die sehr artig gebaut ist. Den 20. kamen wir nach Lausanne. Welche angenehme Empfindung erregt nicht der Anblick des Genfer Sees! Die Stadt liegt auf einer Höhe. Die Straßen sind sehr unangenehm; man muß immer steigen.

Den 21. fuhren wir nach Aubonne; man kommt durch Morges, welches ganz am See liegt. Die Lage von Aubonne ist sehr angenehm und sie hat ganz malerisch schöne Aussichten. Abends fuhren wir wieder nach Lausanne. Denn 22. frühstückten wir in Lausanne und fuhren nach Vevey. Der Weg dahin ist nicht angenehm, immer zwischen Mauern, aber die Aussicht ist herrlich. Der See, die savoyischen Berge, die in grauer Dämmerung gegenüber liegen und die fruchtbaren Berge des Pays de Vaud — welcher Kontrast! Vevey liegt ganz am See mit Weinbergen, Landhäusern umgeben; über diese hohe Berge mit Sennhütten bestreut, und hin und wieder blicken rauhe Felsen hervor.

2a. Blätter aus dem Tagebuch.

Den 8. November 87. Schöne Sonne! wie wohltätig ist dein Einfluß auf die Erde; du erwärmst, erfreust alles; so auch mein Herz. Es ist mir begreiflich, wie nur die bloßen Naturmenschen dich als Gottheit verehren konnten, denn dein Licht belebt alles.

O vielleicht strömen auch unsere Wesen einst ganz in dich, und die Milde, die du auf uns herabschüttest, deine schönen Strahlen kommen wohl durch den Einfluß reiner, abgeschiedener Seelen zu uns und beleben uns so mit Freude.

Es ist vielleicht nicht bloß Traum, daß der Vater von Moritzens Hirtenknaben ihm den Trost ließ, in die Sonne nach seinem Geist zu blicken.

Mit inniger Empfindung rufe auch ich dir zu:
hail, holy, light.

Den 18. Was ists, das unsern Blick oft so trübt und uns die Zukunft nur durch tiefe Trauergewölke blicken läßt? Und dann auf einmal wird der Blick wieder heiter; Alles trägt sich leicht! Es ist gewiß nur physische Schwäche; der Geist leidet nicht selbst. Dies ist ein Trost, der wohl tut, in so weit, daß er zeigt, daß unsere Uebel nur eingebildet sind. Aber doch ist's auch wieder betrübt, daß der Körper so mächtigen Einfluß auf die Seele hat.

Ohne den Trost der Religion, eines besseren, freieren Seins nach diesem Leben, wäre es eine Andeutung der Vernichtung des trüben Todesschlafs, diese Unthätigkeit, Taubheit; da man nicht den Einfluß der Gottheit, nicht den Reiz der woltätigen Natur spürt. Aber so ist es vielleicht nur eine Abspannung, Erschlaffung, und die macht, daß wir nach überstandenem Unmut uns gestärkt fühlen und ein freieres Bewußtsein unseres Daseins erlangen, das uns froh macht und die kleinen Uebel des Lebens leichter tragen lehrt.

O Erinnerung, du ein schöner Trost des Lebens! umhülle mich mit deinem lichten Gewande; durch dich wird trübe Gegenwart helle! Und o Hoffnung verlaß auch du mich nie!

Den 21. November, Abends. Schön ist der sinkende Abend, wenn die letzten Strahlen der Sonne noch hinter den schwarzen Bergen flammen und die Sterne sanft schimmern, aber immer glänzender werden. Es ist ein Bild der Natur, wie Alles stufenweis immer höher, höher steigt. So auch in unserer Welt; was vor langen Zeiten nur wie eine kleine Flamme loderte, bricht jetzt zu einem hellen Licht aus, das Wärme und Freude bereitet. So mit den Wissenschaften und Künsten; der Mensch bildet sich immer mehr und mehr. Und so nimmt Alles zu, einen Grad von Vollkommenheit zu erlangen. Wir genießen einst im vollen Maße, was wir hier einzeln ausstreuten. Darum sei ruhig, Herz, bei den Leiden, die dich drücken. Laß die schauerlich schöne Abendstunde dir ein Bild besserer, reiner Freuden sein, die dein warten.

Der Gedanke ist süß, daß du, schöner Abendhimmel, mit all deinen Sternen und dem schönen Mond alle meine Lieben umgibst. Süß sei ihnen der Abend; möchten sie die Nähe meines Herzens fühlen. Wohl uns, daß die Seele über Berge, Thäler, Länder und Meere sich heben kann! Aber süßer noch wäre es, wenn wir das Umschweben unserer Lieben fühlen könnten. Es sollte nicht so sein, wäre uns wohl nicht nützlich; darum ist es gut, wie es ist; aber es ist dennoch ein schöner Traum, daß es nicht bloß Ahnung, Hoffnung, sondern Möglichkeit wäre!

Den 23. Gott! ewiges, unbegreifliches Wesen! Wie viel, wie oft suchten schon Menschen dein Sein zu enthüllen, und das Gebäude ihrer Träume sank in sein Nichts zurück. Wie oft haben wir schwache, kleine, deiner unwürdige Begriffe von dir! Wir

sinnen und sinnen und am Ende staunen wir vor deiner uns kurzsehenden Sterblichen zu großen Macht, können uns aus dem Labyrinthe der Ideen nicht finden. O es wird einst eine Zeit sein, wo wir dich näher kennen werden!

Den 28., gegen vier Uhr. Wandelnde Wolken, ihr ein näheres Bild der Erdenfreuden! wie schön seid ihr! Das düstere Grau, mit den Strahlen der Sonne gesäumt, ist ähnlich mancher trüben, bangen Stunde; der Glanz, der durchbricht, ist die wohlthätige Hoffnung. Und das sanfte, reine Blau ist vielleicht Vorschmack besserer, reinerer Freuden. Natur, in dir findet das Herz; und doch gibt es so viele Menschen, denen du nichts bist. Sie genießen weniger schöne Momente als fühlende Seelen, und ihr Herz wird sich nicht so leicht befriedigen lassen, weil sie immer in Dingen Freude suchen, die keine geben können. Aber in deinem Anschauen haben wir Alles.

Den 1. Jänner 88. Durch düstere Wolken brachen einige Strahlen der Sonne, doch sie schwanden, und ein undurchdringliches Dunkel hüllt die Gegend vor mir in Nacht. So schwebt auch die Zukunft vor mir! Soll ich Freuden fühlen oder Kummer tragen lernen? Hier und dort kein Ausgang. Vater der Wesen, ich kniee im Staube vor dir!

what future bliss, he gives us not to know,
But gives that hope may be our blessing now!

Ich fühle innig tief, daß die Decke, die die Zukunft verhüllt, heilig ist. Und es ist gut, daß wir sie nicht abnehmen dürfen. Finden wir Freuden, so sind sie doch so flüchtig, daß, wenn wir sie zu fassen

wähnen, sie schon vorbei sind, und sollen wir Kummer haben, so würde uns die gewisse Aussicht davon noch schwächer machen, und am Ende, wenn es so sein muß, so finden wir doch auch Mut, ihn zu tragen. Es ist ein süßer, süßer Trost, daß wir von einer Macht abhängen, die uns immer leitet, trägt, beschützt. Laß mir, o Vater, immer den Glauben an deine Vorsehung!

Den 13. Jänner. Was ist das ein Leben? Wer kann uns das enthüllen? Wir lieben es, wünschen es, und dann sind wir doch froh, daß ein Tag nach dem andern vergeht und genießen es nicht!

Nein, dies ist nicht unsere einzige Bestimmung!

Den 26. Jänner. Phantasie, wohin leitest du unser Herz? O warum steigen Wünsche in uns auf, Ahnungen, die nie erfüllt werden?

Der Trotz unseres Geistes soll schwinden, wenn wir uns beobachten und sehen, daß oft nicht aus uns selbst unsere Gefühle und guten Empfindungen kommen. Eine Brechung des Lichts, einige Dünste in der Luft können das Herz sinken lassen und uns selbst, und Alles, was uns umgibt, in einem trüben Schimmer zeigen oder uns über Welt und Zeit und Erde heben in höhere Sphären.

Den 15. April. Der Wind heult, kalte Regentropfen schlagen ans Fenster; o Boreas, schone die zarten Blumen! Auch mein Herz zieht sich zurück, fühlet Sehnen und Leere. Auch so haucht der kalte Hauch der Gleichgültigkeit die Blüten der Freundschaft an, die schön aufkeimten; ach Entfernung, der Hang zu Ruhm, zu Ehre ließ wohl manche Auf-

wallung dafür stumm werden, und das treue Herz ward vergessen. Steig aus dem Schutt der Vergangenheit wieder hervor, Bild entflohener Freude; sei von mir nicht vergessen, mir ewig liebe und grüne um meinen Scheitel in unverwelklicher Blüte.

Heute fiel mir die Analogie aller Dinge auf, wie Alles in der Welt aus einerlei besteht und zusammengesetzt ist. Aber der Mensch kommt mir zugleich als das vollkommenste Wesen vor, der Alles in sich vereint; aus allen Teilen ward er gebildet, und nur in ihm verfeinern sich im höchsten Grad die Materien, in der organisierten Schöpfung heißt das. Von der Geisterwelt wissen wir nichts und es ist ein wohltätiger Schleier (sagt Herder), der die künftige Welt überdeckt.

Den 18. April. Die Welle, die vor unserm Auge über Kiesel schlüpfte, kommt nicht wieder; sie fließt fort bis ins weite Meer. Die Nachtigall, die uns sonst lieblich vorsang, singt wohl nicht wieder da, wo sie einmal war; Menschen verscheuchten sie, oder sie mußte fort, um sich Nahrung zu suchen. Es ist nichts bleibend hienieden! Treue Freundschaft! auch du nicht immer! Ach warum suchen wir Bestand und sind doch selbst so wandelbare Wesen! Wir wähnen, jedes warme Gefühl bleibe ewig. Aber die Zeit streicht ihren Pinsel über das Gemälde, und die Farben fließen in unbestimmten Formen zusammen.

Wenn wir einst vollkommen werden, wird auch Treue ewig sein?

Den 1. Juni. Spülst du denn, o Zeit, mit deiner Welle über jede Freude des Lebens? Löschest aus die lieblichsten Bilder? O ihr vergangenen Freuden,

bleibt denn nichts von euch als der Schmerz, daß ihr nicht mehr zurückkehrt? Dies dachte ich eben, als ich einige Briefe durchging.

O warum ist doch unser Geist in so enge Schranken gebannt, warum können wir nicht die Winde durchschneiden, die Meere in einem Augenblick überfliegen, daß das Herz die Nähe einer freundschaftlichen Seele deutlich fühlen könnte. So wallen wir immer in einer ängstigenden Ungewißheit. Wenn wir vergessen könnten!

Tis sure the hardest science to forget!

Nein, nicht vergessen sollen wir, sondern stark die nothwendigen Uebel der Trennung tragen! Denn sie ist hoffentlich nicht ewig!

Den 18. Juni. Wie die Sonne so schön auf die Wipfel meiner Pappeln scheint; die Luft ist rein und klar, und die Erde duftet süß nach Stürmen. Vor wenig Stunden hallten die Donner fürchterlich wieder: die Blitze durchkreuzten die Luft — und nun wieder so schön! so still! Es kommt auch eine Zeit, wo unser Leben so ungetrübt und rein sein wird. Soll uns nicht dieses Vorbild sein?

Wie gut ist's doch, wenn wir die Verhältnisse der Dinge einsehen lernen in der physischen Welt. Wie viele Menschen zittern bei dem fürchterlichen Getöse des Donners, glauben den rächenden Gott zu hören. Man sollte nur stets den Kindern die reinsten einfachsten Begriffe beibringen von den Auftritten der Natur. Sie würden das Leben leichter und froher genießen; haben sie auch nicht die sonderbarsten Ideen und abgeschmacktesten Begriffe von den Dingen, so tut doch die Dunkelheit und Verworrenheit eben so

viel Schaden. Die Kinder nehmen die schwächsten Eindrücke begierig auf, und es bleiben alsdann tausend Sachen in der Seele eingewurzelt, die sie unmöglich so leicht wieder austilgen können, und die alsdann Hindernisse zur Fortschreitung des Eingangs der wahren und reinen Begriffe in die Seele legen, die die Zeit und Vernunft nicht so leicht daraus vertilgen können.

Den 23. Juni. Es gibt oft Momente, wo wir uns so kalt, so leer fühlen; wo die Dinge um uns her uns nichts scheinen. Was sind da die Freuden des Lebens? Sie dünken uns ein Gaukelspiel der Phantasie, eine Lufterscheinung, die den Himmel auf einen Augenblick hellt und dann verschwindet und wieder in die vorige Dämmerung zurücksinkt. Die Freundschaft, das seligste Gefühl, ist uns nichts, denn die Seele bindet sich an ein Wesen, das nicht fester, nicht wahrer ist, als wir selbst.

Sind denn die Dinge wirklich so, ist Alles nur ein Schein, Täuschung? Oder kommen sie nur zuweilen einer kranken Einbildungskraft so vor?

Den 30. Juni. Vergangenheit, Zukunft! Wie steht ihr vor der Seele als ein weites, offenes Grab! Dort verschlingt die Welle der Zeit eine Freude nach der andern, und das vergangene Glück kommt nicht wieder. Und was schwebt nicht noch vor uns? Wohin sieht der Blick? In welche unermeßliche Weite der Zukunft sieht das Auge, und wer kann uns das Leben enthüllen!

Den 20. Juli. Der wahrste reinste Genuß unserer selbst, unseres Seins ist, wenn wir die Verbindung

der Schöpfung fühlen und ein weites Wohlwollen unsere Seele erfüllt; wenn man gleichsam die ganze Welt an sein Herz drücken möchte und sagen: ich lebe nur für euch, nur in der Liebe für euch fühle ich meine Existenz; wenn unser Ich ganz weggewischt ist aus dem Herzen und es nur für das große All schlägt! Schöne Momente unseres Lebens! Warum seid ihr so selten?

Im Juni 89, den 27. Es ist eine sonderbare Empfindung, vergangene Gefühle sich in die Seele zurück zu bringen, und wenn man dann bemerkt, wie unsere Art zu sein wandelt, wie die Vorstellungen in unserer Seele wechseln. Der menschliche Geist ist so reich in sich selbst! Wie viel verschiedene Ideen kann er aufnehmen. Ich lernte Manches, seit ich nicht zu euch sprach, ihr Blätter, ihr sollt mir ein Denkmal meiner Gefühle sein und mir vergangene Freuden oder Schmerzen zurückrufen. Oft stürmte es indessen in mir. Zauberwelten öffneten sich meinem Blicke, und oft wieder hinab versenkt in tiefes Elend, wo kein Ausweg sich zeigte, als der Tod, ward mein Herz. Hingerissen von süßen Gefühlen schwebte ich von einem Momente zum andern. Doch davon will ich schweigen.

Der Genuß der Kunst gab mir viel, und ich lernte manches einsehen und fühlen, was mir mehr Interesse gab für die Dinge. Ich verkannte nie die ewig schaffende, lebende Kraft, die Alles belebt. Aber meine Begriffe von ihr änderten sich, wie mein Geist mehr umfassen lernte.

Die Gestalten verwandelten sich. Mein Herz hängt nicht mehr allein so innig an einer andern Welt, von der wir doch so gar nichts wissen, sondern ich lebe

mehr der gegenwärtigen — und was ist weiser? Ach die Augenblicke, die man hat, muß man genießen; dafür sind sie uns gegeben.

Den 14. Dezember. Einsamkeit! Süßes Gefühl für Leidende, die sich in dem Wirbel der Menschen herumdrehen, nach Trost seufzen; sie können ihn in deinem Schooß finden.

Die Stille, die uns umgibt, ist stärkend, süß; die unruhigen Empfindungen schweigen leichter. Oder auch wenn Thränen fließen, ist es ein Trost, sie ungestört weinen zu können.

Wohl dem, der in sich selbst gern zurückgehen mag! den kein bewußtes Unrecht drückt! Fehler haben ist nun einmal unser Loos, aber wenn Güte, Vernunft die Oberhand behalten können, so geschieht doch mit Vorsatz kein Böses, dies ist ein kleiner Trost.

Wenn wir Menschen aber unserer Mitgeschöpfe Irrthum tragen lernen mit Geduld, dies bewahrt uns selbst vor eigenem leichter.

Stiller, schweigender Abend mit deinem Nebelschleier, der die Berge halb umhüllt, vom Monde beleuchtet, rufe mir frohe Gefühle ins Herz! Der Mensch lebt nicht, sich immer zu freuen. Er muß früh fühlen lernen, daß es Uebel gibt, sie tragen lernen und die Harmonie in der Schöpfung nicht verkennen, die doch Alles erhält, auch wenn wir sie in manchen Momenten nicht fühlen.

Den 30. Dezember. Wie mühen sich Menschen, hier oder da einen Platz zu bekommen, oder dieses oder jenes zu erlangen! Und haben sie's, so ist's wieder etwas anderes, was sie wünschen! (So dachte ich gestern, als ich im Plutarch las und heute in Schmidts

Geschichte.) Ein Grab nimmt alle unsere Aussichten mit in seinen engen Schooß! Wie klein erscheint sich das denkende Wesen! Und doch auch wieder groß bei dem Gedanken, daß nicht Alles mit uns aufhört! Wir mögen einen Platz in der Wesenleiter einnehmen, wo wir wollen, mögen in dieser Welt eine Form annehmen, wie wir wollen. Aber besser und glücklicher werden wir gewiß! gewiß!

I cannot go, where universal love around me smiles! sagt Thomson.

Die letzten Tage dieses Jahres sind heiter und schön. Es brachte mit die Woge der stürmischen Zeit manche Blume in ihrer kräuselnden Welle. Ich danke dir, Vater! Die Blumen verblühten, finstere Wolken trübten den Himmel, und ich lernte Manches fühlen, was mir schwer zu tragen wird. Aber auch dafür Dank!

Wer sich gedrückt fühlt, findet doch immer auch Kräfte zu tragen, und was einem oft unmöglich schien zu überstehen, wird, kommt die Zeit herbei, doch leicht.

Weisheit, Macht und Güte weben
In des Wurms und Engels Leben
Wahrheit, Harmonie und Glück.

O daß unser Geist so oft von den äußeren Dingen gedrückt wird! Daß uns diese Harmonie, die Alles erhält, belebt, nicht immer fühlbar genug ist!

3. Brief von Heron.

(Nach Ostern 1787.)

Ich hätte gleich nach meiner Rückkunft hier in Jena gern an Sie geschrieben, ich mochte Ihnen etwas aus der Fülle meines Herzens sagen; Gedanken aber drängten sich auf Gedanken, versperrten allen Ausgang, und nach langem Streben fand ich alle Versuche, mich, wie ich wünschte, auszudrücken, vergeblich. In diesem Zustand aber waren diese Gedanken mein größter Trost. Denn ich fand: was sich nicht sagen läßt, läßt sich doch empfinden, und ich bedauerte den, der sein volles Herz durch Worte entladen kann. Jetzt erwache ich aus dem Taumel meiner Empfindungen, gleich wie aus einem Traum, und kaum kann ich mich überzeugen, daß die Freuden, die ich mir in Ihrer Gesellschaft zu genießen so oft versprochen hatte, schon genossen sind, und daß die Zeit, nach deren Ankunft ich mich so sehr sehnte, schon vorbei ist. Also sind sie dahin, auf zu schnellen Flügeln dahin, die Stunden, die ich glücklich an Ihrer Seite zubrachte, und nie werden sie zurückkehren. „Abende, die ihr uns vereint saht, nimmer kehrt ihr mir wieder, nimmer!" Meine jetzige Glückseligkeit muß in der Erinnerung bestehen, daß ich einst neben Ihnen saß, daß meine bebende Hand sich erkühnte, die Ihrige zu drücken, und daß Ihre liebenswürdige Familie mich für würdig hielt, an ihrem häuslichen Vergnügen [Teil] zu nehmen. Was für einen Eindruck das auf mich gemacht hat, kann ich Ihnen nicht sagen; das aber kann ich versichern, daß dieser Eindruck lange dauern wird, und oft in der Zukunft, wenn der Trennungsschmerz ein wenig gemildert wird, wird er ein freudiges Ge-

fühl in mein Herz einflößen. Unterdessen aber kann ich mit aller meiner Philosophie das Gefühl nicht ganz unterdrücken, daß ich jetzt entfernt von Ihnen bin, und nach wenigen Tagen von Allen, die sich in diesem Teil der Welt um mich bekümmern und die ich schätze, mich getrennt sehen werde. Trennung ist ja traurig für Alle, die es angeht, aber doppelt für den armen Reisenden. Sie sind von Ihren Freunden umgeben, ich aber, meinen unruhigen Gedanken ein Raub, ohne Freunde, ohne ein einziges Geschöpf, dem ich das geringste Wort von meinem vollen Herzen vertrauen kann, werde bald ein einsamer Wanderer und öd und allein selbst unter den Menschen sein. Doch ich bin nicht ganz von Trost verlassen, Ihre Güte wird auch hier mein Schutzengel werden. Ich habe eine kleine schwarze Gefährtin: sie wird beständig meine Gespielin sein. Ihr ruhiges heiteres Aussehen wird manche schwermütige Stunde erleichtern, und in der Betrachtung derselben werde ich mich belebt fühlen durch einige der reinen Gedanken, die das Urbild beseelen.

4. Briefwechsel mit Fritz v. Stein.

Charlotte. Sonnabends gegen 5 Uhr. (24. Sept. 1785.)

Guten Abend, liebes Brüderchen! Ihr letzter Brief hat mich recht erfreut und ich vergoß Thränen darüber, aber nicht aus Schmerz, sondern aus Lachen. Ihre Bildersprache ist äußerst unterhaltend, und ich möchte wohl so geschickt sein, wie Sie, da würden Sie mich sehen, wie ich Ihren Brief lese; besonders gefällt mir Blanchard, wie er in Ohnmacht fällt. Sein zweiter

Versuch soll besser ausgefallen sein; dies ist auch sehr gut, sonst würde das Frankfurter Publikum sehr unzufrieden mit ihm sein. Ein artiger Anblick ists wohl, wenn eine so große Maschine in der Luft schwebt. Mir wurde dabei ganz enge ums Herz, als ich so viele Personen schweben sahe. So groß als der Ballon zu Lyon war wohl der von Frankfurt nicht? — Wenn Sie mir wieder schreiben, so sagen Sie mir auch ein Wort über Frankfurt selbst, wie es Ihnen da gegangen, was Sie gesehen haben und was Sie am meisten interessiert hat. Dies höre ich sehr gern, weil ich auch dort war. Zwar sah ich wenig, weil wir so ermüdet von der Reise waren, aber doch einige Spaziergänge und das Theater. Dieses sahen Sie wohl auch?

Fritz. Weimar den 23. Juli (1786).

Vor allen Dingen muß ich Ihnen schreiben, daß Lavater hier gewesen ist. Ich hatte ihn mir gar nicht so gut vorgestellt, als er es ist; ich möchte immer bei ihm sein, aber er ist leider nur einen Tag und einen halben hier gewesen, und da bin ich seiner Sprache noch nicht gewohnt worden, denn er ist sehr schwer zu verstehen. Er hat beim Geh. Rat Goethe gewohnt. Ich hab' einen Kupfer von ihm bekommen: es ist der Joseph von seinen Brüdern verkauft; es liegt jetzt in dem schönsten Kästchen, das ich habe, denn ich halte es hoch und teuer. Er hat mir auch etwas in mein Stammbuch geschrieben, hier ist es, aber zeigen Sie es meiner Mutter, wenn Sie wollen so gnädig sein.

Nun bin ich ganz verlassen, auch der Geheimrat Goethe geht nun fort. Doch leben Sie wohl.

Charlotte. Rudolstadt, den 30. November 1788.

Wie leben Sie, und mit was beschäftigen Sie Sich eben? — Ich treibe so Manches und lese was mir Freude macht; bald Geschichte, bald Physik; ich zeichne auch oft, dies sind meine Beschäftigungen am Tage. Des Abends lesen wir in Reisebeschreibungen; da habe ich jetzt in der Bibliothek eine Sammlung entdeckt, die mir viel Freude macht; es ist eine Geschichte der Entdeckungen der Portugiesen und Engländer. Unter andern interessierte mich ein Prinz Heinrich von Portugal, der die mehrsten Länder entdeckte und so brav war. — Gestern Abend lasen wir von einem artigen Prinzen, der unter dem Kaiser von Monomopata steht, dessen Leibwache besteht in 1000 Hunden; auch hat er einige hundert Hofnarren, die ihn überall begleiten. — Ich lese so gern Reisebeschreibungen; es macht eine angenehme Empfindung, wenn man von dem kleinen Fleck Erde auch einen großen Teil der Welt sehen kann und sich dahin versetzen. Ich denke, Sie werden noch einmal hören, daß ich mit einem Schiff abgehe, um die Welt zu umsegeln; aber vorher denke ich doch, wir sehen uns noch. Es wird noch mancher Tropfen Wasser ins Meer fallen; wäre ich aber von Ihrem Geschlecht und fände nicht was ich suchte in unserm Welttheil, ich bedächte mich nicht einen Augenblick.

Nachmittags.

So weit war ich eben, als der lieben Mutter Brief kam und ich freute mich so herzlich etwas von ihr zu hören. Sagen Sie ihr, daß es mich freut, daß ihr die Uebersetzung auch so wie mir gefalle; ich wäre bald in Verlegenheit geraten, daß sie sich einbilden könnte, ich hätte es selbst übersetzt. Sagen Sie ihr

es ja (denn Sie selbst haben mir auch einmal mehr zugetraut als ich wirklich kann und schrieben mir eine Fabel zu) meine Dichtkunst ist ganz unscheinbar, und ich werde immer prosaischer (wie ein gewisser Herr, Sie kennen ihn doch)? Ich übersetze auch zuweilen aus dem Ossian, aber nur in Prosa.

D'Aubigny schicke ich Mittwoch durch den Boten; er hat mir ganz wohl gefallen; seine Art zu erzählen ist so einfach, und die unglaublichsten Dinge erzählt er mit so viel Gewißheit und Naivetät. Ich las so eifrig das Ende, daß ich ganz in Gedanken war und immer mir einbildete, er müßte noch erzählen, wie er gestorben wäre. — Wie ich klein war, schrieb ich einen Roman, und da sagt der Held der Geschichte auch, nachdem Alles zu Ende war, und da starb ich. Das fiel mir dabei ein, und ich lachte.

Hier geht Alles seinen Gang, außer daß ich auf einmal eine eifrige Spielerin geworden bin. Ich habe Taroc hombre gelernt und spiele oft des Abends nach Herzenslust. Das Spiel ist doch in manchen Gesellschaften ein Band, das die Menschen vereinigt und sie zur Ruhe bringt. Auch gibt es bei einem einsamen Leben eine kleine Erholung, weil man sich doch nicht immer beschäftigen kann; man könnte es wohl, aber es folgt dann doch eine Erschlaffung, und wenn man nicht recht munter bei den Geschäften bleibt, so haben sie auch nicht so großen Nutzen.

Rudolstadt, den 30. Dezember 1788.

Ich habe wieder einen schönen Vorrat von Elegien, womit ich Ihnen dienen könnte. — Ich wünsche Glück zum schönen Weihnachtsgeschenke; ich habe nichts bekommen; es ist schon lange bei uns abgeschafft worden; ich möchte wohl immer etwas be-

kommen, nur des Aufputzens wegen; ich habe die Zuckerbäume so gern und ließe mir gern wie einem kleinen Kinde bescheeren, wenn meine andre Hausgesellschaft nicht oft gar zu ernsthaft wäre und mir den Spaß machen wollte.

Moriz interessiert mich sehr; ich möchte ihn kennen. Hier kommt den Winter nichts her, was sich des Verstandes sehr rühmen könnte; daher kann ich Ihnen nichts Schönes schreiben, als was aus mir selbst kommt.

Gestern Abend las ich Sophokles Leben und heute früh Agamemnon, ein Stück von Aeschylus, das mir viel Freude gegeben hat. Ich freue mich über die Wahrheit und Einfachheit der griechischen Stücke immer mehr. Ich lese auch ein medizinisches Buch und könnte Ihnen viel schöne Sachen erzählen von den Därmen, der Galle u. s. w.

Ich muß Ihnen noch etwas sagen, warum mich Prinz Karl gebeten hat. Er will sich gern etwas auf ein Pettschaft selbst stechen. Ich sagte ihm, daß Sie so artige Sachen hätten. Wollen Sie mir einige Abdrücke schicken, zumal die von den Hemdeknöpfen, die wären eben recht der Größe nach. — Ihr letzter Brief war so artig gesiegelt; ich glaube es war Herkules, der den nemeischen Löwen tödtet. — Sie machen mir eine rechte Freude, wenn Sie mir auch einen Abdruck davon schickten, und was Sie noch sonst haben, das ich noch nicht kenne.

Nun leben Sie wohl! — Sagen Sie dem Geheimrat ein schönes Kompliment von mir, er soll uns nicht vergessen.

Was hat Ihnen die Rätin Goethe zu Weihnachten geschickt?

Fritz. Jänner 1789.

Hier haben Sie ein Lied aus dem achten Band von Goethe's Werken. Er gab mir einige Bogen, die eben von Leipzig aus der Presse kamen, zu lesen, und ich merkte mir dies Lied, um es Ihnen zu schicken. Es wird nun bald der achte Teil von Goethe's Werken ganz abgedruckt sein. Das Kupfer dazu ist gar schön, die Angelika hat es gezeichnet und Lips gestochen.

Ich wünsche, daß unter diesen Abdrücken etwas sein möge, was Prinz Karl gebrauchen könne, und bitte Sie mich ihm bei Gelegenheit zu Gnaden zu empfehlen. Meine Hemdeknöpfe sind nicht dabei, denn ich habe leider den einen verloren, und der andere ist nicht so schön. Die meisten sind von Steinchen, welche Goethe mitgebracht hat. Von Herkules und anderen sollen Sie Abdrücke in Schwefel oder Stucco duro haben.

Ich habe jetzt etwas gar Interessantes gelesen: das Leben Götzens v. Berlichingen von ihm selbst geschrieben. Goethe's Götz gefällt mir nun noch viel mehr.

Die Rätin Goethe hat mir ein Portefeuille geschenkt.

Lotte. Freitag Abend (Jena 6. April 1792).

Haben Sie vielen Dank für Ihren Brief und Ihr freundliches Andenken. Ich möchte wohl, Sie wären hier, denn jetzt, da es keine Schule gibt, gäbe es rechte Zeit Spaß zu machen. Wir machen auch welchen, so viel es angeht, und heute haben wir Seifenblasen gemacht wie die wahren enfants. Das Eigentliche aber fehlte doch dabei, denn wir Andern haben sie nur als Stümper gemacht.

Schillers Gesundheit ist erträglich und die heftigen Krämpfe haben nachgelassen, und der Katarrh nur beschwert ihn noch. — Wenn das Wetter sich nicht ändert, das doch den stärksten Einfluß auf die Gesundheit hat, so werden wir wohl ein paar Tage noch bleiben. Wäre Alles am Himmel und in unserm Hause wie es sein sollte, so gehen wir Sonntag oder Montag. Mir ist aber nicht so, als wäre ich so bald auf der Reise.

Die Gesellschaft ist recht wohl, und Merkwürdiges ist nichts vorgefallen.

Fichard, der eben da ist und liest, trägt mir auf das Feierlichste auf, ihn zu empfehlen. Er schläft comme à l'ordinaire und schwatzt auch so. In kurzer Zeit ändert man sich nicht so, und Sie hätten dies wohl gedacht ohne meine Versicherung.

Letzt haben wir und Fischenich ausgedacht, warum er so schnell sein Herz zu Ihnen gewendet hat, als er herkam; denn Sie haben übrigens doch nicht viel Gleichartiges, erstlich weil Sie von Adel und Hofjunker sind, und weil er die Höfe so liebt.

Fischenich ist auch wohl und putzt die Nägel fleißig. Wir haben ausgedacht, er könnte auf dieses Geschäft reisen und so wie die Zahnärzte seine Kunst ausbieten. Die Damen würden es bald für eben so wichtig halten, schöne Nägel als schöne Zähne zu haben.

Der lieben Frau Mutter sagen Sie das Schönste von uns, und so Frl. Knebel und Frau von Imhof.

Schiller grüßt Sie herzlich und schickt hier den Lections-Catalogus. — Denken Sie recht oft an uns, wie wir an Sie, und seien Sie hübsch artig, daß man in Weimar nicht sagt, Sie lernten von uns unartige Dinge.

Lotte. Ludwigsburg, den 6. Februar 94.

Gestern erhielt ich Ihren lieben Brief, und heute, da meine Schwester gern schreiben wollte, fühle ich auch einen Trieb Sie recht herzlich zu grüßen. Es ist mir zuweilen ein angenehmes Gefühl, Sie so weit von uns zu wissen; ich und Schiller rechnen Sie so ganz zu uns, und es gehört zu unsrer Freude, daß wir Sie wohl wissen und nahe bei uns.

Mein neues enfant ist recht brav, ist so wohl und robust, als ichs nicht erwarten konnte, und macht sehr merkliche Fortschritte in der Entwicklung seiner menschlichen Fähigkeiten; er will schon oft Töne von sich geben und lacht schon recht in die Welt hinein. Er wird Ihnen auch noch Freude machen in der Zukunft, hoffe ich. Und ich kann mir schon vorstellen, daß er Sie lieb haben und das große Enfant recht ehren und auch so gut und brav wird werden wollen, wie Sie.

Mir ist es fast ein beruhigender Gedanke, so leid mir der Tod des guten Papa thut, daß er nicht mehr ist, und seine geplagte Seele Ruh gefunden. Für ihn und die liebe Mutter ist es nur tröstlich; wenn der erste Stoß vorbei ist, wird sie noch ihres Lebens genießen können; es war mir oft sehr bange, wenn ich mir sie in einer so gedrückten Lage dachte. — Immer Leidende um sich zu wissen, deren Schmerz man gern lindern möchte und es nicht vermag, ist gewiß das traurigste Loos! Nun hat sie lauter lachende Aussichten; sie kann noch so viel Freude an Ihnen und Ihrem Bruder erleben. Sie beide werden sie gewiß als gute Söhne behandeln und ihr immer ein Trost sein; sie wird sich im Zirkel ihrer Familie wohl befinden.

Hier im Lande möchte ich der Menschen wegen doch nicht wohnen, zum wenigsten müßte ich dann

sie mehr zu meinem Umgang wählen können. Die Männer (unter uns gesagt) sind doch noch weniger kultiviert als bei uns; sie sind viel materieller und haben weniger Feinheit. Niethammer und Conz sind noch Muster von Artigkeit und nehmen sich hier recht zu ihrem Vorteil aus. Sie können also schließen, wie die übrigen sind. Von den Frauen mag ich gar nichts sagen, sie sind so unkultiviert und roh und geschwätzig ꝛc. ꝛc., daß man gar nichts darüber sagen kann. — Die Natur ist hin und wieder schön, und die Fruchtbarkeit des Landes thut einem wohl.

Nur ein Wort von der Jenaischen Welt. Denken Sie, Groß und die Sch . . . sind aufs Aeußerste brouilliert und Alles vorüber; so auch mit Hufeland; bei diesem kam es so weit, daß sie sich gar bei den Gerichten verklagen wollten. — Ist das nicht eine Welt!!

Niethammer ist nach Klagenfurt zu Herbert, unter sehr annehmlichen Bedingungen: er ist sein Gesellschafter, sein Philosoph und sein Gehülfe bei den Handlungsgeschäften und bekommt 1200 fl. jährlich; das finde ich viel. Er war hier bei uns auf seiner Reise nach Klagenfurt.

Fichard und Göritz studieren in Marburg. Ob sie viel lernen, weiß ich nicht. Fichard wird wohl an den Wällen von Frankfurt mitgearbeitet haben und alle Welt umarmen, weil er sich fürchtet. Ich habe mich auch recht vor den Franzosen gefürchtet und wollte schon fortreisen.

Dem guten Fischenich geht es recht wohl; dies freut mich sehr; er scheint sehr zufrieden mit seinen Geschäften und seiner Lage. Er ist schon Hof- und Regierungsrat. Seine Vorlesungen machen ihm viel Freude, und seine Zuhörer lieben ihn. Dies freut mich sehr, und es wird Ihnen auch Freude machen.

Lotte. Jena, 21. Februar 1799.

Daß ich beinahe fünf Wochen in Weimar war, wissen Sie wohl; wie es mir wohltätig war, mich der Nähe, des Umgangs Ihrer Mutter zu freuen, werden Sie glauben ohne meine Versicherung. Ich war beinahe jeden Tag bei ihr, und manche stille Stunde verging uns in einem Gespräch über Sie. Ihr Bruder und seine Frau waren eben auch da, und ich habe mich über beide gefreut.

Die übrige Weimarische Welt ist noch eben wie sonst. Die Jugend nur ist anders, und auf dem Klub, wo ich mit Ihrer Mutter war, sah ich lauter junge neu entwickelte Schönheiten, unter denen sich Kätchen sehr auszeichnet; sie ist sehr hübsch, hat auch etwas Biegsames bekommen; sie scheint die Talente für das Leben zu haben und zur Verzierung des Körpers anzuwenden, die ihre Schwester für den Geist besitzt und anwendet, und wird die Gesellschaft auf eine andere Art mit sich beschäftigen.

Amelie hat wieder ein großes Gedicht gemacht, wo sie viel Verstand und Talent zeigt und eine einfache schöne Sprache. Ich bewundere recht, wie sie in dem abhängigen Leben, wo sie von so vielen Umständen abhängt, bei der Kränklichkeit ihrer Mutter, so viel Ruhe des Geistes noch behalten kann und so viel hervorzubringen. Ihre Großmutter ist noch immer liebenswürdig und macht einem die Aussicht auf das Alter nicht trüb.

Unser guter Fischenich mag viel leiden, auch von dem traurigen Krieg; ich weiß nichts Näheres von ihm, aber ich ahne alles Traurige, was ihn treffen kann. Wir hätten es nicht gedacht, wie wir so entzückt über unsere Heimat sprachen, ein Jedes bei unserer Tischgesellschaft, daß den armen Fischenich so

viel Leiden erwarten könnten in seinem schönen Bonn. Göriz ist noch immer ein trauriger Vikarius, wo er 8 Gr. die Woche einnimmt, aber Essen bekommt und Wein hoffentlich. Das Köpfchen, das jetzt ein gemachter Mann ist und Hausherr, hat sich mit mir an die vorigen Zeiten erinnert; er selbst hat sich übrigens nicht viel geändert, nur mehr Sicherheit im Urteil hat er. Seine Frau ist ein gutes Geschöpf, aber, unter uns gesagt, sehr beschränkt und wenig kultiviert, doch versteht sie die Kunst zu schweigen und meint es so herzlich gut, daß man Wohlwollen für sie fühlt.

Wissen Sie es, daß Schleußner tot ist? Er hat einige Jahre an der Schwindsucht viel gelitten.

Lotte. Weimar, 15. März 1800.

Ich wollte Ihnen schon länger schreiben, lieber Freund, aber anfangs hielten mich manche Geschäfte ab, und seit einigen Wochen eine traurige Stimmung. Vor vier Wochen wurde Schiller recht krank, er bekam einen Anfall von Schleim- und Nervenfieber; den Husten hat er noch stark, aber doch hoffe ich, daß er sich nun, wenn das Wetter milder wird, schnell erholen soll. Daß ich dabei viel gelitten, begreifen Sie. Ich blickte zuweilen nach dem stillen Platz hin, dem ich entgangen bin, und er hatte nichts Schreckliches für mich. Jetzt erwacht die Lust am Leben aufs Neue stärker in mir, und ich hoffe, mich mit Schiller und meinen Kindern noch lange des Lebens und meiner Freunde zu freuen.

Was Sie an der Gräfin Maltzahn verloren haben, fühle ich. Sie war Ihre Freundin; ich segnete sie oft im Herzen, daß sie Ihnen etwas war und Ihnen Ihren Aufenthalt lieb machte, und in die Stelle Ihrer älteren Freundinnen trat, die gewiß nicht weniger

für Sie fühlen, als die neueren. Ich habe sie mit der lieben Mutter beweint, und es hat mich nicht leicht ein Todesfall mehr geschmerzt; sie war mir nicht fremd als Ihre Freundin. Ihre Briefe an die liebe Mutter, die sie während Ihrer Krankheit schrieb, machten sie mir sehr wert. Unsre ähnlichen Zustände, alles brachte mir sie in ihrem Wesen näher, und es ist mir, als hätte ich eine Freundin verloren.

Meine kleine Karoline, die auch ihrer Mutter bald das Leben gekostet, wird sehr groß und schön, wie wenige Kinder ihres Alters: ich freue mich mit einer eigenen Rührung über das kleine, ruhige, reine Gesicht, das nichts von den Schmerzen und den Sorgen noch ahnet, welche sie mir, welche sie Schiller bei ihrem Eintritt in die Welt gab.

Ich möchte, Sie kämen zu uns, lieber Freund, mir ist es recht sehr wohl hier; die Nähe Ihrer geliebten Mutter ist mir ein Glück, daß ich zuweilen fürchte, ich träumte es nur; wir verleben manche Stunde zusammen, und ich muß sie oft sehen, sonst sehne ich mich; an so etwas lernt mein Herz sich nicht gewöhnen. Meine Schwester, die ich liebe, sehe ich auch oft. Goethe und Meyer, die Schiller fleißig besuchen und treuen Anteil an uns nehmen, sind noch Hauptgestalten an unserem hiesigen Familienzirkel. Uebrigens freue ich mich auch der andern Menschen, denn man ist so gut gegen uns, so teilnehmend, daß ich dankbar sein muß.

Ich selbst habe mich ziemlich erholt; ich bin nicht mehr so stark, aber ich sehe wieder aus wie sonst und fühle mich auch leicht. Ich hatte oft eine Sorge in meiner Krankheit, es dünkte mir, ich sähe ganz alt aus; meine Augen waren unbeweglich, und mein ganzes Gesicht verzogen, so war mirs. Sie haben

mich auch in der Phantasie einmal sehr betrübt; Sie sind auf einem Schimmel vor meinem Bett herum geritten und haben laut gerufen, daß die Lolo Sie nichts kümmerte, das habe ich sehr übel genommen.

Viele meiner Phantasien kommen mir wieder jetzt wie Träume ins Gedächtnis. Die Güte Ihrer lieben Mutter, bei der ich vierzehn Tage hier anfangs zubrachte, hat mich mehr gestärkt und zu meiner Erholung beigetragen, als viele Mittel.

Dem Frühling sehe ich mit Sehnsucht entgegen, auch Schillers wegen doppelt. Wir werden das ganze Jahr wohl hier bleiben und den Garten vermieten. Das Haus ist zu enge für drei Kinder; jetzt zu bauen ist nicht ratsam und kostet zu viel. Ich habe noch keinen Sommer und Frühling hier erlebt und denke, es soll artig sein und erfreulich im Park, wo doch die Kinder auch existieren können.

Wir wohnen in Oertels alter Wohnung, aber die Kalb, die zuletzt da wohnte, hat ihre Spuren verdrängt, und man wird nicht mehr an sie erinnert. Unter uns wohnt die Tante, die artig, freundlich und gut ist, die mir viel Freundschaft erzeigt. Der Onkel spielt auf dem Basset und bringt oft recht weinerliche Töne hervor. Das Instrument hat mir etwas Ungeselliges, ob es gleich mit Akkompagnement sich gut ausnimmt, und es stößt so traurige, tiefe Töne heraus, daß es einem dünkt, als könnte es dem Gemüt nicht wohl werden, das seine Stimmung so ausspricht.

Die junge Welt ist ganz verändert, und es giebt lauter neue Schönheiten. Es ist ein Engländer hier, der übrigens keine musterhaften Aussprüche tut, aber die hiesige bewegliche Gesellschaft hat er doch gut charakterisiert, denn er sagt, wenn man so eine

Kolonne durchginge auf den Bällen, so wäre es, als wenn eine ganze Pensionsanstalt tanzte; die Mädchen sind alle noch wie Kinder in seinen Augen.

Daß Sie so fleißig zeichnen, freut mich sehr; machen Sie mir die Freude und schicken mir eine Zeichnung von Ihrem neuen Besitz. Ich freue mich darüber, und Sie sind gewiß ein guter Gutsherr, aber ich möchte, es wäre dies schöne Gut uns näher!

Schiller grüßt Sie herzlich. Sie bleiben uns immer lieb und wert.

Lotte. Weimar, 17. Februar 1801.

Daß Goethe so krank war, wissen Sie. Wir haben viel Angst seinetwegen gehabt. Es war eine Hirnentzündung nahe, und Stark hat ihn allein durch seine Schnelligkeit gerettet, hat eine starke Aderlaß thun lassen, die ganz entscheidend war. Wenn ich auch nicht fühlen könnte, was wir an Goethens Geist verloren hätten, so würde mir sein Verlust unendlich schmerzlich gewesen sein um Schillers willen, der in seiner Freundschaft durch die Nähe seines Geistes so reich ist, und der Niemanden wieder finden könnte, an den er sich so anschlöße. Auch liebe ich Goethe so herzlich, daß ich mir die Welt ohne ihn schwer denken kann. Ob ich ihn hier gleich weniger sehe als in Jena, so lebe ich doch mit seinem Geist durch Schillers Mitteilung. Schiller ist fast täglich bei ihm. Daß wir Frauen nicht so sans façon in seinem Hause Eintritt haben können und wollen, hängt von seinen inneren Verhältnissen ab. Obgleich Schiller selbst nie die Dame des Hauses als Gesellschafterin sieht und sie nie bei Tisch erscheint, so könnten doch andere Menschen es nicht glauben, daß sie sich verbärge, wenn unser eins auch diese Gesellschaft teilte.

Sie wissen am besten, wie die Menschen hier sind, wie sie lauern u. s. w. Man wäre vor tausend Erdichtungen nicht sicher.

Fritz. Breslau, 31. Oktober 1801.

Meine letzte Reise in die väterlichen Gegenden hat mich wahrhaft gestärkt und ermuntert, ja zu einem nutzbareren Menschen gemacht, als ich es in dem verflossenen Sommer war. Manche meiner Freunde hatten an meiner Rückkehr nach Schlesien gezweifelt und empfingen mich um so herzlicher.

Seit ich Sie verließ, werteste Freundin, sah ich in Leipzig die Jungfrau von Orleans und las sie erst hier. Die bürgerlichen Trauerspiele, die wir seither am meisten auf dem deutschen Theater gesehen, haben uns so sehr herabgezogen aus der höheren Sphäre dieser Dichtung, daß ich mich nicht so gleich bei der ersten Vorstellung mit des Dichters Forderung, Wunder zu glauben, versöhnen konnte; doch als ich es las, veränderte ich meine Meinung hierüber, indem ich zugleich zu der überging: daß dieses Stück nicht den bescheidenen Namen eines Trauerspiels, sondern den einer dramatisierten Epopöe verdient. Das schöne Titelkupfer drückt, wie mich dünkt, den Charakter der Jungfrau sehr richtig aus. Es ist eine vollkommene Natur ohne ein weiblich warmes Herz, und so ist sie ganz geschaffen zu einem Organ und Werkzeug höherer Macht. Ein Blick, ein vorübergehendes Gefühl und Schonung ihres Königs Feindes ist ja nur die ganze Sünde, die ihren Fall bereitet. Wie schön ist das Lob des Dichters aus des Königs Munde, wie herrlich, kraftvoll und groß ist der Tod des Atheisten Talbot, nebst Dunois und Karls Worten nach demselben, wie reizend erhaben zuletzt die Apotheose der

Jungfrau aus ihrem eigenen Munde. An der streitlustigen Jungfrau Stelle hätte ich Montgomerys Leben nicht so lange, als sie tut, gefristet; angenehm erinnerte mich jedoch diese Stelle an den Achilles im Kampfe mit den Flüssen, der mit (wo ich nicht im Namen irre) Lykaon, Priamus Sohn, ein ähnliches Gespräch führt.

Man fragt mich hier, ob ich nichts von Schillers Wilhelm Tell wisse. Ist dieser schon seiner Vollendung so nahe?

Ich möchte mich gern mit den Schlegelischen Schriften in einige Bekanntschaft setzen. Allein ich habe so viel widerwärtig sonderbare Ideen als ihre Erfindung anführen hören, daß ich mich nur mit einer scheuigen Neugier an diese kecken Schriftsteller wage. Ich möchte sie wohl von ihrer besten Seite kennen lernen und bitte Sie daher, den Schiller gelegentlich um einige Anweisung über ihre besten Schriften für mich zu bitten. Recht angelegentlich und herzlich versichern Sie, liebe Freundin, den Schiller meiner Verehrung und Liebe und schreiben mir recht bald von sich, von ihm und Ihren Kindern.

Lotte. 1. Juli 1802.

Ich hoffe, wenn Sie wieder nach Weimar kommen, so soll es Ihnen auch bei uns wohl werden. — Unser Haus ist recht freundlich. Das Haus, das die Gräfin Bachof ehemals in der Esplanade bewohnte, haben wir gekauft, und ich freue mich sehr des Besitzes, weil die Lage meinen Augen wohltätig ist, und ich immer wie in einer Laube sitze. Auch für die Kinder ist es sehr freundlich, und für eine Wohnung in der Stadt hat sie alles Angenehme eines Gartenhauses, weil die Esplanade unser Garten ist.

Der Einzug, das Arrangement des Hauses, die Veränderungen, die wir machen mußten, haben uns viel Zeit und Ruhe geraubt, besonders Schiller, der noch nicht zu einer fruchtbaren Stimmung kommen konnte; da die Tätigkeit des Geistes sein höheres Leben ist, so ist es ihm noch nicht recht hell und gemüthlich. Ich fühle diese Stimmung immer mit, und mir ist nie wohler, als wenn ich Schillers Geist in einer Thätigkeit weiß, die ihn erhebt. — In ein paar ruhigen freien Wochen läßt sich viel nachholen (denn Zeit und Muße kosten die gesellschaftlichen Verhältnisse); denn alles ist verreist und will reisen. Ich selbst auch werde in meine Vaterstadt reisen, wenn Alles bei mir wieder wohl ist.

Lotte. Weimar, den 31. März 1803.

Ich muß Ihnen heute gleich danken, lieber Freund, denn Ihr Brief hat mir große Freude gemacht, denn ich sehe dadurch, daß Ihre Hand ihre alten Fähigkeiten wieder erlangt hat, und daß wir für die Folgen nichts mehr zu fürchten haben. Die Pflege Ihrer lieben Mutter, ihre liebe Gegenwart wird mehr tun als die Mittel, und ich denke, es wird für sie und Sie diese Zusammenkunft sehr wohltuend sein. So ungern ich die liebe Mutter vermisse, und wie tief ich fühle, daß mir hier in ihr etwas fehlen wird, was nichts ersetzen kann, so fühle ich doch wieder, daß sie Sie glücklich machen wird, und es für ihre eigene Ruhe nötig ist, sich selbst zu überzeugen von Ihrem Zustand. Ich schreibe Ihnen heut auch, um Ihnen die Zeit der Erwartung zu verkürzen; ich hoffe, daß sie den 11. April abreisen wird. Wenn ich nicht durch meine Familie gebunden wäre, durch meine eigne angegriffene Gesundheit, da ich beinahe beständig

an Zahnweh und gichtischen Zufällen diesen Winter gelitten habe, so könnte ich den Wunsch beinahe nicht unterdrücken, die liebe Mutter zu begleiten und ein paar Tage dort zu sein und wieder mit dem Wagen zurückzugehen. Mein Verlangen Sie zu sehen ist sehr groß, und am Willen dazu fehlt es nicht; aber doch ginge es nicht, wenn ich auch das Unmögliche tun möchte.

Was Sie mir über die Würdigung der Meinung sagen, ist sehr wahr; da schon Hesiod dieser Göttin unumschränkt gehuldigt hat, so kann man es der Madame de Stael noch weniger übel nehmen. Die Stelle aus dem Gedicht des Hesiodus, die Tage und Stunden und Arbeiten überschrieben, las ich neulich mit vieler Freude. Es ist an seinen Bruder Perseus gerichtet, dem er treffliche Lehren über das Leben gibt. Sie werden es wohl wissen, daß dieser Bruder ein verunglückter Kaufmann war und allerlei mag angefangen haben, um wieder zu einer Existenz zu gelangen. Zuletzt wurde er ein Ackermann, und da schreibt ihm Hesiodus vor, was er zu beobachten habe, um die Zeiten gehörig zu nutzen. Der Schluß ist in der französischen Uebersetzung folgender:

Respecte l'opinion des hommes, la mauvaise réputation est un pesant fardeau; elle vole de bouche en bouche; les peuples la répandent; l'opinion publique ne se dissipe jamais entièrement; la Renommée est une Déesse, elle ne meurt point.

Wenn Sie nun erst wieder völlig wohl sind, lieber Freund, so will ich mich doch im Stillen freuen, daß Sie Sich brav gehalten haben und mit Klugheit dem Unvermeidlichen entgegen gingen; denn ich habe eine große Achtung für persönlichen Mut, und meine Freunde müssen in meiner Vorstellung auch alle diese

Eigenschaft besitzen; aber brauchen sollen sie sie deswegen doch nicht, oder nicht in Fälle kommen sie brauchen zu müssen; denn die Angst und Sorge der Freundinnen ist zu groß, als daß man einen solchen Fall wiederholen möchte. — Sie wissen ja, daß Sie mir auch mit angehören, daß ich mich stets an den Gedanken gewöhnt habe, Sie wie einen Bruder anzusehen, daß Sie mir durch meine Freundschaft für Ihre Mutter noch näher sind. Also habe ich gar kein Verdienst, oder kein so großes, als Sie mir zuschreiben, wenn ich herzlichen Anteil an Ihrem Ergehen nehme und innig um Sie besorgt war. Ich habe doppelt schmerzlich die weite Entfernung, in der Sie von uns sind, gefühlt. — Goethe hat sehr herzlichen Antheil an Ihnen genommen, und ich habe mich recht über den Ausdruck des Gesichts gefreut, als ich ihn Ihren Brief sehen ließ. Er trug mir auf Sie recht herzlich zu grüßen.

5. Karoline v. Beulwitz-Wolzogen.

(Erfurt, den 2. April 1792.) Montags früh.

Liebe Lollo! Ich danke dir sehr für deine treue Meinung. Ich kann nichts übel finden, was du meinst zu meinem Besten zu sagen, aber sehr fatal ist mir's, daß ihr durchaus dies von der ungraziösen Seite ansehen wollt. Eben weil ich meinte, Sch. könnte meinen, meine Situation mit dem S. könne seine Verhältnisse berühren, so machte ich mir's zur Regel offen darüber zu sein. Ich habe nichts gethan, was mich kompromittieren könnte, also noch weniger euch. — Ich habe mir diese Art der Existenz mit dem S. zum Lebensplan gemacht, und ich muß mich

selbst durch längere Bekanntschaft mit seinem Wesen überzeugen, ob er auszuführen ist oder nicht. — Ich glaube fast jetzt, daß Ihr Recht habt, und daß er keine Konsequenz in dieser Art von Gefühlen hat; — doch muß ich noch gewisser werden, um meiner Seele eine andre Richtung zu geben. Diese Zeit jetzt habe ich dazu bestimmt, weil sich die Umstände nicht so leicht wieder so treffen werden. Vor der Welt ist gar nichts Auffallendes, daß ich bei der Li. bin. Die üble Laune des S. berührt gar nichts, was zwischen uns ist, denn Dominikus hat gesagt, sie sei seit einem Vierteljahr. Bei der Li. Niederkunft zu sein, ist meiner Ruhe durchaus nötig.

Wegen der Reise hierher kann ich's nicht anders ansehen, als daß, ehe Ihr nach Dresden geht, es nötig ist, hierher zu kommen, oder gleich hernach. Den S. muß man nicht behandeln wie andre Menschen von großem Sinn, denen das Gemeine nicht einfällt. Die Welt hat manche Hefen in ihn gelegt, und da er gewohnt ist, daß alle Menschen immer absichtsvoll gegen ihn handeln, so muß man sich darin sehr mit ihm hüten. Er fragte mich letzt, ob du den Sommer vielleicht läsest? Ich sagte, ich glaube, wenn's deine Gesundheit litte, thätest du es gern, weil du wünschtest noch etwas für den H. von Weimar zu thun, da du ihm einige Jahre in nichts hättest dienen können. Er sagte, es sei sehr recht; doch hättest du ja das erste Jahr gelesen, und recht schien er's nicht zu begreifen. — Er ist mit dem H. von Weimar gespannt, und eine Art von Befangenheit und des Mischens der Eigenheit in alle Verhältnisse, die ich sonst nicht an ihm fand, fällt mir jetzt oft auf.

Bill hat einen Aufsatz unter der Feder über die Grenzen der Wirksamkeit des Staates; er möchte ihn

gern in die Thalia haben, wenn nach dem neueren Plan noch solche Sachen aufgenommen werden. Er ist acht Bogen stark. Nicht wahr, Göschen gibt 8 Thlr. für den Bogen? Er hat so eine Freude an dem Geld, weil es das erste ist, das er erwirbt. Wenn du kannst, so nimm ihn; es macht ihm große Freude. Ich finde ihn interessant. Er ist mit erstaunender Freiheit geschrieben, und die Ideen scheinen mir gerade nicht neu, aber eigen gestellt und zusammengereiht. Wenn du willst, will ich's veranstalten, daß du ihn siehst und dann doch ihn ausschlagen kannst, ohne zu beleidigen. Wenn du ihn nicht brauchen kannst, so will er ihn gern in den Merkur haben; da kannst du wohl dazu helfen? Aber Geld will er dann.

Wir sind voller Finanzspekulationen. Die Li. will auch übersetzen für's Geld, und ich schreibe einen Band Märchen, und wenn sie nichts taugen, will ich auch übersetzen, um Geld zu haben.

Die Mémoires de Retz will dir Bill gern übersetzen, wenn du sie brauchst, und will dir ein paar Bogen zur Probe schicken. Auch Memoiren aus dem mittlern Zeitalter will er übersetzen. Mit dem Retz schreib doch im nächsten Brief, ob du ihn willst. — Willst du etwas aus dem Mirabeau übersetzt, sur les fêtes publiques? Das wäre interessant für die Thalia. Schreib es auch gleich; Du sollst es in ein paar Tagen haben.

Adieu, Ihr Liebsten! Ich umarme Euch herzlich.. Seid nicht bang um mich. Es tut mir weh, daß ich's sagen muß; — aber seid gewiß, daß ich nichts thun kann, was unwert unsrer heiligen Freundschaft ist. Adieu!

(Herbst 1792.)

Der liebe, liebe S., sein Brief hat mich auch sehr gerührt. Ich fühlte es auch einigemal im Sprechen, wie es ihn schmerzt, so gebunden zu sein.

Wohl ist es ein engelschönes Herz, wert, daß man alles für ihn tue.

Wenn doch der alte Esel einmal stürbe. Gute Nacht, mit diesem schönen Wunsch!

(November 1792.)

Ich freue mich der guten Nachricht über Sch. Gesundheit. Ich kann den Moment des Aufbruchs zur Reise kaum erwarten; es ist mir so wunderbar zu Mute, so eine andere Seele von Entwürfen und Planen in mir zu tragen, und an allen, in die ich gezogen werde, mich so fremd zu fühlen.

Eins, Li. schreibt mir, daß man starke Plane mache, die Mainzer Universität mit der Erfurter zu vereinigen; es wäre also der Moment für Sch., sich mit dem Alten bekannt zu machen. Er ist freilich dumm, aber es ziehen sich vielleicht einige interessante Menschen hin, und dann ist doch das Allerwesentlichste für Sch. innere Tätigkeit, daß er einen sichern Gehalt habe. Ich denke also, man müsse sich regen, und wenn Sch. dem S. schriebe, wär's nicht übel. — Laß ihn dies lesen. Der Bote will nicht warten; sonst schrieb' ich's ihm selbst. — Ach mir ist sehnend und weh! Gestern verdiente ich doch an der Oper. Nächstens schicke ich auch Stanzen.

(Ende November oder Dezember.)

Ich gehe auch gern nach Frankreich, aber ich habe doch noch keinen Glauben an die Dauer bei dem leichten, windigen Volke.

Müller ist gewiß falsch und im Herzen österreichisch

wie der alte △. Es wird wohl ablaufen, daß der Kaiser das Ländchen zu sich nimmt. Ich möchte doch, Ihr hättet ihn gesehen.

Um den S. ist mir auch sehr weh; doch hat er auch eine gute Dosis Leichtsinn; wenn's nur früher gekommen wäre, daß er mehr das Mechanische der Malerei inne hätte, so hätte ihn das trösten können.

(Winter 1792.)

Liebe Lollo! Ich hoffe, du hast □ noch nicht geantwortet, der Bote ging nicht. Bei Allem ist nichts zu bedenken, als wie wir ihr die Pille am schönsten vergolden, die sie doch verschlucken muß. Du brauchst dir nicht den mindesten Vorwurf zu machen, ihr zu sagen, du wüßtest nichts davon, weil einen nichts in der Welt verbinden kann, eine anvertraute Sache wieder zu sagen, und weil der Indis-kretion, die es fordert, eine Unwahrheit gebührt, wenn man nicht mit Schweigen sich retten kann. Aber da es mir selbst lieb ist, wenn □ nicht ganz fremd mit der Idee der Scheidung ist, wie sie nur durch eine willkürliche Verblendung sein kann, so deucht mir am besten, du schreibst ihr, daß es meine Idee nie gewesen sei, immer mit O. fortzuleben, und daß das auch für ihn und mich das beste sei, und daß der Vorwand der Gesundheit keines von Beiden kompromittierte, und daß ich lieber meiner eigenen Deli[ka]tesse weh tun wollte, und mich in Ansehung der Finanzen mit ihm arrangieren, als ihn ferner getäuschten Hoffnungen zu überlassen; daß ich aber, so lang sie hier bleiben müsse, und auch jetzt wegen des Krieges, wo man sich nicht sicher irgendwo etablieren könnte, und da auch der Ort eures künftigen Aufenthaltes unsicher sei, dem ich immer gern nahe leben wollte — nichts

Decisives tun würde, wenigstens nicht ohne daß ich mit ihr davon gesprochen hätte; daß es meine Meinung wäre, mich in Schwaben umzusehen, wie es sich da lebte, der Zukunft wegen, aber nicht für jetzt; sie sollte nicht mit mir davon sprechen, bis ich anfinge, weil ich die Szenen haßte, und sie für meine Gesundheit fatal wären. Habe ich sie dann einmal mit mir von hier weg, wo sie alle sinnlichen Eindrücke ihrer Lage aus den Augen hat und den teuern O., und ich habe mich mit ihm arrangiert, so muß sie selbst einsehen, daß es honetter gehandelt ist, jetzt gleich etwas Entscheidendes zu thun. Jetzt sollte sie sich nur ruhig halten, empfiehl ihr vor allen Dingen. Sie ist wie ein Kind, und wenn sie in Schwaben etwas Neues sieht, was ihr gefällt, so wird ihr Alles leicht gehen. Sie ist nicht wohl jetzt, und schreibe ihr ja alles schwankend und im milden Licht; denn wie alle schwachen Menschen, mag sie den scharfen Umriß einer Sache nicht tragen, und wenn sie sich jetzt nur die Zeit der Scheidung in der Phantasie hinausrückt, so macht sie sich auch noch Hoffnung, daß es anders gehen könnte, was mir für ihre jetzige Stimmung lieb ist.

Ich kann nichts anders tun und werfe mir nur die Schwachheit vor, daß ich das doppelte unsichere Verhältnis so lange hingezogen habe.

Mein innerer Frieden ist mir Alles, und zu dem komme ich so nicht.

Schlägt der O. das Arrangement aus, dann habe ich meine volle Freiheit, nur nach meinem Sinn zu leben; aber es ist nicht zu denken.

Paris, den 5. Junius (1802).

Vorgestern bin ich hier angekommen, beste Lollo, und alles ist gut abgelaufen. Der erste Eindruck,

die schönen Architekturen, das Gewühl, die Größe der Plätze, hat wirklich etwas ganz Neues. Nur der entsetzliche Lärm quält mich, doch alle Welt sagt mir, daß ich mich daran gewöhnen werde. In einiger Zeit denke ich den Alten doch herum zu bringen, daß er jetzt hinschreibt, daß ich da bin. Ich sehe den Prinzen nicht, also bis dahin sage du aller Welt, ich wäre in einem Bad am Rhein, oder in der Schweiz, wenn man nach mir fragt. Buonaparte auf der Parade habe ich gestern schon etwas von weitem gesehen.

Heute gehe ich in's Musée. Der Alte ist doch gar nicht wohl und hat alle Abend geschwollene Füße, was mir sehr Angst macht.

Wie gehts Sch.? Was arbeitet er. — Der Esel Mercier hat das Mädchen von Orleans übersetzt. Harbauer ist mir lieb hier; doch mag ich ihn nicht von seinem Geschäfte abziehen.

Immer bin ich froh, daß ich hier bin, und ruhiger um den Alten. Der Arme sagt mir, daß er nur so eine Not gehabt hätte, er möchte sterben, ohne mich wieder zu sehen.

Paris, den 16. Junius (1802).

Beste Lollo! Gestern empfing ich deinen Brief...

Habe keine Sorge um unsre Verhältnisse; man hat nicht das Herz W. eine Sottise zu machen, und die Finanzen sind so, daß es eine Möglichkeit ist, unabhängig zu leben. Der Stein habe ich geschrieben. Du kannst jetzt sagen, wer fragt, daß ich hier wäre, ganz für mich lebte, und in einigen Wochen mich auf dem Lande in der hiesigen Gegend etablieren würde, in St. Germain oder Neuilly, daß ich Wolzogen wenig und den Prinzen ganz und gar nicht sähe (was

auch wahr ist), daß es mir aber tröstlich sei, in Wolzogens Nähe zu sein, da er von Neuem harte Anfälle gehabt hätte.

Wenn man nur einen Begriff von dem hiesigen Leben hat, wo es tausendmal leichter ist sich zu meiden als zu finden, so ist das leicht begreiflich. Mit des armen Alten Gesundheit ist's leider wahr; ich finde ihn so abgespannt und angegriffen, daß es mich innig schmerzt, und seine Brustbeklemmungen sind so wie immer. Ruhe könnte ihm wohl thun.

Die Kunstsachen freuen mich unaussprechlich, und beim Apoll und dem Musensaal fühlt man sich in eine andere Welt gerückt und man vergißt die Verzerrungen der Sozietät. Angenehm sind die Franzosen in ihrem Vaterland, sehr höflich und zuvorkommend, besonders gegen Frauen und Leute mit Titel. In der fremdesten Gesellschaft wird man artig aufgenommen, alles ist für den momentanen Eindruck; und alles enge Bornierte oder Berechnete, wie bei uns, was einer wohl hat, oder gilt, oder in was für Konnexionen er steht — kümmert eigentlich niemand. Es gibt einen eigenen Anstrich der Kultur und erregt einen, auch sich in dem Moment gut zu zeigen und seine echt menschlichen Saiten tönen zu lassen.

Von dem Travers, von Literatur oder Wissenschaft zur Unzeit zu reden, hat hier niemand einen Begriff; man kann von allem und mit allen reden, und die sogenannten gelehrten Damen haben's hier prächtig. Auch gibt's deren sehr viel, und sie haben eine große Bonhommie.

Die Schweizern ist eine recht gute originelle Frau; sie hat eine starke und tiefe Natur und hat unaussprechlich während der Revolution gelitten und

erfahren. Sie sagt mir, daß sie Goethen, als er in der Schweiz war, nur einmal durch eine Tür gesehen und sich gleich in ihn verliebt hätte, daß sie ihn nicht hätte noch einmal sehen mögen, da sie eben versprochen war.

Ueber Davids Bild habe ich eine Kritik gemacht; ich will sie dem Freund Meyer schicken; da muß er sie doch lesen; — sonst möchte er mir auch durchgehen. Ich kann das Bild nicht leiden. Ein Römer, wenigstens in Rom geborner Franzose, Gérard — ist mir viel lieber als David. — Die Transfiguration werde ich erst heute sehen. Einen schöneren Raphael als den Dresdner sah ich nicht. Aber Domenichino und Guido lernt man hier kennen. Die Kunstsammlungen könnten einen jahre- oder lebenslang interessieren; das übrige habe ich in drei Monaten gewiß satt. — Das Leben ist leicht und auch die Quartiere sind nicht viel teurer als in Weimar.

Camille Jourdan war vereiset und wird heute zu mir kommen. Gérard's wohnen in einem Landhause der Staël, welches allerliebst ist. Eine Liefländerin, Frau v. Krüdener, sehe ich oft; es ist eine gute Frau, obgleich etwas reckisch. In der Oper bin ich bald ohnmächtig geworden vor Hitze. Die Ballets sind eine wahre Zauberei, alle Bewegungen und Formen malerisch; keine einzige Gaucherie unterbricht; alles ist leicht und graziös. Aber der Gesang ist schändlich, und auch die Bewegungen im Tragischen fatal und grotesk.

Man glaubt im ganzen, der jetzige Zustand sei nur eine Windstille. Aber alles, was Regierung heißt, ist mit unglaublicher Feinheit hier ganz versteckt; man denkt nicht daran und wird durch kein plattes Verbot daran erinnert. Keine Spur des

Mißtrauens zeigt sich, und das beweist mir doch, daß B. ein sehr großer, oder wenigstens sehr kluger Mann ist.

Mit einem kleinen Zirkel möchte ich hier ein paar Jahre leben, immer nicht.

Das Grabmal der Isabeau und Du Chatel habe ich gesehen, ihre lebensgroße Figuren; die Isabeau sieht närrisch aus, zu ihren Füßen liegen ein paar Hunde.

Der G. schreibt, daß er Sch. Adelsbrief vom Kaiser umsonst bekommen. Da hat sich Sch. auch mit beim Kaiser zu bedanken.

Harbauer ist gut und behilflich; aber ich hüte mich vor seiner Madam Herward, die sich gleich anhängt. Ich glaube nicht, daß ihm ein langer Aufenthalt hier frommt!

Den 4. Julius.

Schlabrendorf sehe ich hier viel. Er ist ein Mensch von großer Tiefe, der unendlich durch die Revolution gelitten hat, weil er wirklich sein ganzes Gemüt, freilich aus wundersamer Verblendung hineingelegt hat. Ich hörte selten schöner sprechen; alles wird ihm zum Gegenstand der Reflexion, und so klar und frei liegen alle Verhältnisse vor ihm und sein eigenes Leben, daß es recht erfreulich ist ihn sprechen zu hören. Des Sprechen ist überdies sein Element, denn sonst hat er eine unglaubliche Trägheit und ist so zynisch im Anzug, daß es fast dégoutant ist. Eine wundersame Komposition. Ich suche sehr ihn nach Deutschland zurückzubringen; denn ich fürchte doch, er könnte noch in Händel geraten, so klar er auch sieht. — Wahre Originale gibt's hier; von einer Form des Umgangs, von einem herrschenden Ton ist keine Rede; alles schickt sich, alles geht an.

Paris, den 18. Julius.

Die großen Feste vom 14. habe ich mit angesehen, und der Begriff des französischen Volkes ist das Merkwürdigste, was ich dabei gewonnen. Die Wut, alles zu sehen, ist unbegreiflich; sie stoßen sich mit den Soldaten herum, und wenn solch' ein Haufe losgelassen ist, muß es fürchterlich sein. Das französische Militär ist sehr interessant; diese gehen wirklich wie freie verständige Menschen einher; und da sie die Oberhand über ganz Europa gewonnen und keine Prügel bekommen, so sollten sich die andern Mächte wirklich das Resultat wenigstens abstrahieren und diese Rohheit abschaffen. Unter den Soldaten gibt es auch die besten menschlichsten Gesichter, und ihr Ton, wenn sie etwas verweigern müssen, ist immer höflich. — Buonaparte habe ich ganz in der Nähe gesehen; seine Figur ist sehr zierlich, seine Farbe sehr blaß und gelb; doch soll er immer so ausgesehen haben. Sonst ist er den kleinen Büsten, die man von ihm hat, ähnlich.

Camille hat eine kleine Debatte mit der Regierung gehabt, und ein Buch drucken lassen wollen, welches einige Mißbräuche angreift. Man hat die Auflage weggenommen. B. hat sich aber gegen ihn selbst sehr artig benommen und gesagt, das Buch an sich sei sehr gut; nur sei jetzt kein passender Moment. Es war uns einige Tage Angst um ihn; aber jetzt ist alles im gleichen.

Gestern war ich in einer Séance du Lycée, wo alles hinläuft, was sich mit Literatur abgibt, oder so aussehen will. Aber welche Plattheiten und welche Albernheiten man da hört, ist unbegreiflich. In Wahrheit Dinge, die sich bei uns ein Schüler noch zu sagen schämte, bringen sie mit der Prätension der

Neuheit vor. Ein Poet hatte ein Stück aus dem Orlando des Ariost übersetzt, die Stelle, wo Orlando zu rasen anfängt, und er nahm sich's vor, alle Nuancen der Raserei in der Deklamation auszudrücken. Es war zum totlachen. Der Alte saß neben mir und fluchte. Die Anstalt ist eigentlich artig, und wenn unsre bedeutenden Männer in einer großen Stadt solch eine Einrichtung machten, könnte sie interessant werden. Die Naturwissenschaften sollen sehr schön vorgetragen werden und alle mit Experimenten begleitet. Nur von der Poesie mögen diese Menschen zurückbleiben. Eine artige Sozietät ist hier, in der man alle bedeutenden Gesichter aus mehreren Ländern sieht, bei einer politischen, gelehrten Dame, Miß Williams. Sie ist sehr artig und höflich und gibt einen Abend um den andern Gesellschaft. Gestern war Lord Holland und M. Kemble, ein berühmter englischer Schauspieler, da. Man hat mir versprochen, ihn etwas deklamieren zu lassen, wenn ich wieder hinkomme. Er hat einen prächtigen Kopf mit beinahe kolossalen Zügen, der auf dem Theater schön sein muß, und eine sehr elegante Figur.

Sage doch der Herzogin Mutter, daß ich die Prinzeß Pignatelli von Neapel gesehen hätte, die sich sehr nach ihr erkundigt, und sie auch im nächsten Jahr zu besuchen denke. Sehr interessant durch ihre Buntheit sind die Gesellschaften. Schlabrendorf ist viel bei mir und hat mir letzt einen recht liebenswürdigen Mann gebracht, den Ihr auch kennt, Graf Redern. Er hat ein so gutes und feines Gesicht. — Schlabrendorf hat sehr viel Gutes, er ist ein wenig Don Quixote.

Wenn man hier eingerichtet wäre, könnte man wie in Weimar wohlfeil leben und unendlich mehr

genießen. Es gibt allerliebste Häuser mit Gärten, von deren Bequemlichkeit man bei uns gar keinen Begriff hat, die für 300 Rthlr. zu haben sind, und wo mehrere Familien Platz haben. Das ganze Wesen hat nichts Angenehmes, vielmehr etwas Fatales; aber um für sich, oder mit Freunden zu leben, ist's ein allerliebster Ort.

Den Prinzen habe ich bei dem Alten und auf dem Museum einigemal gesehen; ich finde im ganzen sein Äußeres doch viel angenehmer. Aber das Leben hier ist so zerstörend für die Gesundheit, wenn man in dem diplomatischen Zirkel lebt, daß es ihm gut ist, fortzukommen. Das lange Aufbleiben und späte Essen macht ihn elend aussehend.

Hat denn die H. nichts geäußert über meine Reise? Sag mir's nur zum Spaß, denn es ist mir jetzt ganz einerlei; sie muß doch bonne mine à mauvais jeu machen. Noch weiß ich nicht bestimmt, wo ich mich den Winter hinwende, wahrscheinlich bei Lausanne des Französischen wegen für Adolph, und weil es auch in der Nähe des Alten ist.

Die Staël hatte mich bitten lassen, Schiller zu bitten, ob er ihr nicht einen Erzieher für ihre Söhne verschaffen kann. Er soll die alten Sprachen und Musik gut können, jährlich 1200 Livres bekommen und lebenslänglich bei ihr oder ihrem Vater bleiben.

Schlegels sehe ich gar nicht, ob er gleich alle Tage im Museum vor mir herum geht. Er scheint mich auch gar nicht mehr zu kennen und sieht wirklich recht niederträchtig aus. Eine große Freude habe ich diese Tage an den Handzeichnungen gehabt. Von allen großen Meistern sind welche da, und es ist ein ganz eigener Genuß, die erste Gedanken-Urschrift zu sehen.

Paris, den 28. Juli.

Recht oft wünsche ich dich zu mir, liebe Lollo, am meisten beim Anschauen der Kunstsachen, weil dir das die meiste Freude machen würde. Um ein sehr geringes Geld kann man hier hübsche Kupferstiche haben, und diesen Genuß wirst du wenigstens künftig mit mir teilen, denn der Alte kauft eine Menge zusammen. Den Prinzen sehe ich nicht; niemand bekümmert sich um einen, und darin ist Paris die schönste Stadt der Welt. Will man die Leute sehen, so ist man des artigsten Empfangs gewiß; will man sie nicht, so ist an kein Uebelnehmen und gespanntes Wesen zu denken.

Ein artiger, junger Mann von Weimar, Hase, ist hier, und Jagemann ist auch ein recht guter Junge und voller Talent. Er kopiert einen Guido sehr gut, wie mir scheint. Die Deutschen sind sehr geachtet in Wissen und Kunst, und benutzen auch die Sammlungen fleißiger und besser als die Eingebornen. Sonst ist alles, was man vom Kennen der deutschen Literatur hier rühmt, eine Lüge; sie können uns durchaus nicht begreifen und schätzen nur die Namen auf blinden Glauben. An dem besuchtesten Platz der feinen Welt, einem Garten, der alle Abende illuminirt wird, stehen die Namen unsrer Weimarschen Heroen in Blech und vergoldet. Ich suche in allerhand Gesellschaften die Sonderbarkeiten auf und die merkwürdigsten Figuren der Zeit zu sehen.

Ein recht artiges Theater ist das Vaudeville. Die Franzosen sind da in ihrem Element. Die kleinen, feinen Nuancen des Lebens in den Gesellschaften sind auf die graziöseste Art gefaßt und ausgedrückt. Die Akteurs sind sehr angenehm, und keine einzige Gaucherie fällt vor. Der ungeheuren Hitze wegen bin ich

noch nicht in der Tragödie gewesen; der arme Alte bekommt immer ein Fieber vom Theater. Gestern war er recht krank, und er ist im ganzen so matt und angegriffen, daß es mich innig schmerzt, und mir auf den Winter sehr bang für ihn ist. Es ist ihm ein Trost, mich in der Nähe zu haben; und wenn's mit seinen eigenen Planen im reinen ist, will ich auch meinen Winteraufenthalt so einrichten, um ihm doch nicht allzu entfernt zu sein. Ist er in Wien, so bleibe ich in Stuttgart. Doch sage davon noch niemand etwas. Für dem Schatz seine Existenz hoffe ich doch etwas; wo wird sich der Arme nur mit seiner Regierungslust hin begeben, da man ihm Erfurt nimmt?

Die Schlegelsche Pastete ist angekommen. Schlabrendorf, an den sie Briefe hatten, wollte sie mir bringen; ich habe mich aber sehr für die Ehre bedankt. Mehrere Leute haben die Bekanntschaft auch schon ausgeschlagen. Im Grund tun sie wohl, hier zu bleiben, wo sie niemand kennt und sie auch weiter niemand inkommodieren.

Die Mannigfaltigkeit der hiesigen Existenz ist unbegreiflich. Es gibt eine Menge Familien, die kein Schauspiel gesehen haben. Viele sogenannte dans la dévotion gibt's jetzt hier. — In der Kirche sah ich die Raphaelschen Tapeten. Es sind vierzehn hier, unaussprechlich schön. Wie neu, wie verjüngt und gestärkt man sich im Anschauen der antiken Statuen fühlt, kann ich nicht sagen. Eine himmlische Stille ist um diese Gestalten, die das Gemüt auf die wundersamste Art erweitern und erhöhen. Klein und unbedeutend dünkt alles Gewühl des gegenwärtigen Lebens um sie her. Ich möchte, ihr säßet mit mir bei den Musen, die mich noch am tiefsten bis jetzt rührten. Die neue Kunst ist nicht sehr weit her, dünkt

mir's, und ich höre Freund Meyer oft im Geist sagen: das ist ein vertrackter Zustand! — Gérard ist mir der interessanteste; er ist eigentlich ein Römer und hat eine weiche schöne Art und Farbe, geist- und gemütreiche Kompositionen, die klar und rein ausgedrückt sind. Von ihm hört man auch die vernünftigsten Urteile. Die Transfiguration und Madonna von Foligno von Raphael haben mich sehr ergriffen; nur diese stehen mir neben der Madonna von Dresden. — Harbauer hat eigentlich eine alberne Existenz hier und wird etwas Halbes. Es ist sonst so ein guter Narr, daß man suchen muß, ihm zu helfen. Wenn man nur eine Kollekte für ihn machen könnte und 50 Louisd'or zusammen bringen; da hat er mir versprochen, sich ganz aufs Studieren zu legen. So muß er praktizieren, und daraus wird doch nichts Rechtes, und er läuft seine Zeit größtenteils herum und wird nichts Ernstliches daraus. Zum bloßen Pfuscher hat er doch schon zu viel gesunde Begriffe. Wenn ihm nur die Stein noch von der Herzogin etwas verschaffen könnte. Mit 50 Luisd'or kann er ein Jahr hier leben, ohne Patienten zu suchen, und kann auch die kleinen Depensen bestreiten, die zu seinen Uebungen in der Wissenschaft notwendig sind.

Camille Jourdan habe ich noch wenig gesehen; er scheint sehr beschäftigt. Er wohnt aber an einem schönen Platz mit Gérards zwei Stunden von hier in einem Garten an der Seine, der Necker gehört, wo eine sehr liebliche Aussicht auf die Seine ist. Er grüßt auch Amelie und die Schardt. Madame Gérard ist eine gute und interessante Frau; ihn sah ich noch nicht. — Gestern sah ich Talma, der mir sehr gefiel. In ruhigen Situationen ist's, als wenn man eine antike Statue vor sich wandeln sähe. Im Rasen ist

er, wie alle, eine Karikatur. — Wie ich aber fühlte, was unsre Tragödie durch Schiller geworden ist; wie hoch wir stehen, und welche Kinder im Ausdrucke der Leidenschaft die Franzosen sind! Nur Schauspieler fehlen uns, um das aller Welt zu zeigen.

Paris, den 29. Juli.

Gestern sah ich Cinna, und das Ensemble der französischen Tragödie hat mich über alle Erwartung frappiert. In der Deklamation liegt eine eigene Harmonie oder Melodie vielmehr, die mir diesen Morgen noch in den Ohren tönte. Die leidenschaftlichen Akzente nur gehen in Mißlaute über und werden oft ein Gebrüll, das wenigstens in meiner Brust keine sympathischen Saiten anschlägt, aber das immer einen allgemeinen Beifall hier erregt.

Mariel, einer der älteren sehr geachteten Schauspieler, spielte den August. Die Nuancen seiner Deklamation sind vortrefflich, natürlich und weich, bis er an die Grenzen der höchsten Leidenschaft kommt. Seine Stellungen, seine ganze Haltung war edel. Keine einzige Gaucherie, die immer unsre Schauspieler auf den Thron begleitet, störte die Würde seines Benehmens und die Täuschung einen August vor sich zu sehen. Durchaus kein Wort läßt die französische Deklamation fallen; jedes wird gewürdigt, und von der Lässigkeit, mit der ganze Stellen bei uns abgehaspelt werden, zeigt sich keine Spur. Alles ist Leben und Bewegung um den Redenden; keiner läßt den Anteil, den er seiner Rolle nach zu nehmen hat, auch nur einen Moment aus den Augen.

Talma hat ein vortreffliches Organ; nur in der Raserei wird es unangenehm; aber in der ruhig zergliedernden Rede, in der zurückgehaltenen Leidenschaft

ist seine Sprache eine Musik. Seine Stellungen und Bewegungen haben auch, so lang sie in dieser Grenze bleiben, etwas sehr Edles und Harmonisches. Langsam entwickelt sich die gegenwärtige aus der folgenden. Er war in einem weißen Mantel mit rotem Saum gekleidet, der in den schönsten großen Falten um seine sehr elegante Gestalt fiel. Er hat die Antiken studiert, und seine Stellungen erinnern an ihre edle Simplizität. Sein Mienenspiel ist vortrefflich, und in der Unterredung mit August drückt er alle Seelenbewegung mit einer Stärke aus, die mich unaussprechlich anzog. Er hat viel Maß in seinem ganzen Wesen und nimmt bei Corneille's großen Worten nie den Mund voll, wie man zu sagen pflegt. Das Edle und Hohe scheint ohne Anstrengung aus seiner Seele zu fließen, und der wunderlich aufgeschraubte Held des Corneille wird durch die Harmonie seines Spiels zur Einheit gebracht. Man nimmt sich die Freiheit, die Rolle der Livir ganz weg zu lassen. Aemilia durch Mlle. Raucou bleibt eine Verzerrung, weil sie kein Talma ist. Sie fällt zu schnell von dem Tiefsten ins Weiche und Feine, und verfehlt die Nuancen und ihr Spiel ist ohne Harmonie; oft aber mit viel Grazie. — Der Vorhang fällt gar nicht, und sehr kurze, aber passende Symphonien schneiden die Akte ab.

Wäre es möglich eines von Schillers Stücken mit dieser Kraft, diesem Ensemble zu sehen! Die wenigen Personen, die Kürze machen eine Vollkommenheit der Vorstellung nur möglich. Bei dem vielfach Zusammengesetzten muß allerhand vorkommen, was diese Art von Ensemble der französischen Bühne unterbricht. Aber wenn die echte Hoheit und Wahrheit seiner Helden je so ausgedrückt werden könnte, wie Talma Corneille's phantastische Gestalten ausdrückt, so wäre

es ein unaussprechlicher Genuß. Das Publikum ist immer rege und warm; alles schlägt an und wird gefaßt. Nur in der Bewegung der Hände haben alle Schauspieler oft etwas ignobles. Selbst Talma fällt, doch selten, in diesen Fehler. Eine Art von Schütteln und Krampf, das äußerst fatal ist.

Die Männer kleiden sich hier besser als die Frauen. Die Spuren der Tanzkunst zeigen sich in allen Stellungen und Bewegungen.

Es gibt Écoles scéniques hier, nach denen ich mich erkundigen will.

Das Naive, Rührende, drücken die Franzosen schwer aus. La pupille wurde durch eine sehr beliebte Aktrice schlecht gespielt. Die Fats sollen schlechter seit der Revolution geworden sein.

Paris, den 6. August.

Ich hatte die Zeit viel Not. Der arme Alte war nicht wohl und hatte Démêlés in seinem Hause mit P., der auch krank, empfindlich ist und dem Alten eigentlich nichts hilft, weil er immer zu Hause bleiben will. Nach einer kleinen Explication hat sich's jedoch gelegt. Der Alte wollte so gern auf ein Paar Monate in Ruhe. So sehr lieb es mir wäre, fühle ich doch, daß es nicht angehen wird, ohne auf der andern Seite tausend Verdruß zu Hause zu haben, der ihm dann noch empfindlicher sein würde; und ich muß ihm, so schmerzlich es mir ist, wahrhaftig selbst noch zureden zu bleiben.

Wie herzlich ich wünsche euch wieder zu sehen, kann ich nicht sagen.

Der Aufenthalt hier ist mir eigentlich mehr nützlich als angenehm, weil immer eine Art von gespanntem Wesen dabei ist, und viel in kurzer Zeit zu sehen,

nur angreift. Aber es ist ein wahres Bildungsmittel für die Phantasie, und ich habe schon drei sehr ausgeführte Romanenplane gemacht, daran ich den nächsten Winter schreiben werde.

Madame de Vaudreuil, Diderots Tochter, gleicht ihrem Vater sehr und ist eine ganz schlichte, sehr lebhafte Frau.

Goethens Gestalten begegnen einem oft in der Welt; so ist mir diese unter andern äußern Lagen ganz seine Therese.

Der Sommer ist sehr ungesund hier, und die Hitze ungleich drückender als bei uns. Aber die Abende sind prächtig und die Tuilerien und Boulevards sind eine immerwährende Illumination bis spät in die Nacht.

Wie rührte mich neulich der Tod des Alten von Mainz! Wie anders hätte dieser unter andern Umständen uns gerührt! Doch scheint es noch leidlich für den Schatz zu gehen, und vielleicht geschieht doch auch für Sch. noch etwas.

Paris, den 15. August.

Wenn du meinen letzten Brief schon hast, in dem ich dir über das démêlé mit P. schrieb, so behalte das ja bei dir, und hast du es der Stein gesagt, so bitte sie auch, es nicht weiter zu sagen. Er hat sich nach demselben so artig benommen, daß alles à l'aimable beigelegt ist. Zwei Kranke gehen freilich nicht gut zusammen. Ich habe manche Not hier, da ich einmal an des Alten Not immer Anteil nehme. Noch weiß ich nicht, ob ich den Winter nach Genf oder Stuttgart gehe. Die Nähe des Alten ist meiner Ruhe sehr nötig; denn er ist sehr übel, und da er in Lyon sein wird, so ist doch von dort aus zu ihm

schon der halbe Weg gemacht, wenn's nötig wäre ihn zu sehen. Möglich ist's auch, daß ich im November nach Bauerbach und dann nach Weimar komme, wenn unser Haus nicht gut zu vermieten ist.

Den 16.

Gestern abend bin ich bis zwölf zu der Illumination herum gelaufen. Die sehr schönen Gebäude hier sind allerliebst im Glanz der Beleuchtungen. Auf einem Platz der Stadt waren so viele Kolonnen als Departements. Jeder Name war auf der Spitze der Kolonne im Transparent. In der Mitte war die gedruckte Konstitution im Transparent als eine eckigte Säule; aus dieser ragte ein Baum, der sehr mager aussah, und sehr wenig fast mit lauter erlöschenden Lämpchen erhellt. Die Anspielung des erlöschenden Freiheitsbaumes war so sonderbar, daß man's für absichtlich hielt. — Alles was zum Feste gehörte, sah sehr mesquin aus, und ohne die kolossalischen Verhältnisse der Plätze und die Schönheit und Pracht der alten Gebäude, die aus andrer Zeit stammen, war alles, was die Gegenwart erzeugte, sehr kindisch und albern.

Die Schlegels spielen eine pauvre Rolle hier, und ich muß mich ordentlich hüten, daß mich das Mitleid, welches mich immer zu dummen Streichen verleitet, nicht noch mit ihnen zusammenführt. Es ist gar dumm, daß sie mich jetzt hier suchen, da sie sich von Jena aus nie um mich bekümmert haben. Ich habe gerade gesagt, ich möchte nicht mit ihm zusammen sein, weil er sich grob gegen meine Freunde benommen. Das hat er wieder erfahren und sehr lamentabel gesagt, er hätte gedacht seine alten Sünden seien vergeben, es sei aber recht liebenswürdig

von mir, daß ich mich so benähme. Nun habe ich erklärt, ich wollte diesen Ruf der Liebenswürdigkeit nicht wieder verlieren und bliebe dabei, daß ich ihn nicht ins Haus haben möchte.

Er steckt sehr in der Armut und will allerhand Entreprisen machen, ein Journal über Paris. Seine Art von Narrheit wird hier nie etwas gelten, weil sie doch von der einen Seite eine Art von Gehalt hat und ohne alle Urbanität ist, die man doch hier immer will, zumal unter dem gelehrten Volk. Einen derben, trockenen Spaß lieben sie gar nicht.

Camilles Schrift ist wirklich in einem sehr edlen und verständigen Ton; auch hat er eine große Partei, und daß man so etwas unterdrückt, zeigt, in welchem orientalischen Zustand man sich befindet.

Die Bilder und Statuen sehe ich täglich mit aufgeschlossenen Augen und finde immer dort alle Harmonie wieder, die mir das Leben nimmt. Ich sehe sie doch lang genug, um sie lebendig vor meiner Einbildungskraft wieder zurückführen zu können. Ich fühle den Stoff in meinem Gemüt und Sinn unendlich angewachsen seit meinem hiesigen Aufenthalt, und in einem ruhigen Leben werden sich die Formen, in denen er sich darstellen muß, schon ausbilden.

Schicke den Brief der chère mère, wenn du nicht mehr bei ihr bist. . . .

Paris, den 3. September.

Beste Lollo! Unsre Evenements sind nun entschieden. Der Alte hat den Antrag des Herzogs angenommen, um einige Zeit in Ruhe zu sein, und noch etwas zu brauchen, zu baden und Stahlwasser zu trinken. Er bleibt noch vierzehn Tage hier, wo ich ihn recht pflegen will; dann geht er nach Montpellier zu dem

Prinzen und macht die Anstalten in Lyon zum Winteraufenthalt. Ich bleibe in Stuttgart oder in Ludwigsburg, wohin ich den 18. September gerade über Straßburg reise. Es macht mir Spaß, meine alten Bekannten wieder zu sehen.

Du sagst in Weimar, ich würde den Herbst in Schwaben zubringen, ohne dich weiter über den Winter zu erklären. Auch über den Alten und mein Zusammensein sagst du weiter nichts, als daß er sich die weite Reise des Prinzen durch Frankreich ersparen wollte, und einige Wochen ruhen.

Das allgemeine Pariser Fieber hat mich auch ergriffen, und ich gehe sehr ungern fort. Es gibt so eine unendliche Menge Dinge hier, die einen anziehen, und von dem Museum scheide ich mit herzlicher Betrübniß. Allein möcht' ich doch nicht hier sein.

Eine neue Aktrice hat sich hier als ein wahres Meteor gezeigt und beschäftigt das ganze Publikum. Von der Leidenschaftlichkeit, von dem Ergreifenden ihres Spiels hatte ich keinen Begriff, ob ich sie gleich auch nur in der uninteressanten, unwahren Rolle der Hermione in Racine's Andromaque sah. In Phädra, die ich wegen der unausstehlichen Hitze nicht sehen konnte, soll sie noch weit mehr sein. Zum erstenmal sah ich die ganze Seele eigentlich mitspielen und fühlte mich wie vom Fieber der leidenschaftlichen Darstellung ergriffen. Sie ist häßlich und rührt allein durch das Leben ihrer eigenen Empfindung. Talma gefiel mir zum erstenmal im Orest als Liebhaber in diesem Stück nicht. Sein Talent ist zu zart für diese schwankende, unwahre Rolle. Aber in der Iphigenie von Tauris, von einem unbekannten Autor, in der die Fabel glücklich, ganz wie in der Gluck'schen Oper geführt ist, sah ich Talma als Orest, als die höchste,

lebendigste Kunstgestalt, die ich noch gesehen. Sein Gesicht, seine Bewegungen, wenn er die Furien um sich zu erblicken wähnt, seine Ermattung, sein edles Wiederzusammenfassen, — in allem erscheint er wie eine höhere, stärkere Natur, die uns nur im Homer und in der Heroenwelt erschienen ist. Es ist so eine reine Kunst in seinem Spiel, daß das Französische und Moderne durchaus an keiner Ecke heraussieht. Auch hat er sich durch das Studium der Antike und durch das englische Theater gebildet. Er müßte, wie mich's dünkt, bei jedem Volk, dem die griechische Welt nicht fremd ist, Effekt machen.

Das italienische Theater ist allerliebst, das Orchester vortrefflich, und einige Sänger sind sehr gut, und die Lebhaftigkeit des Spiels ist ganz neu. Doch ist kein einziger Sänger, der sich mit Bonelli in Dresden nur vergleichen ließe. Bei Miß Williams sah ich letzt eine Menge politisch merkwürdige Menschen, Fox, Kosciusko, la Harpe, Carnot, eine sehr artige Engländerin, einen Zögling der Wolstoncraft, Lord Holland. An la Harpe habe ich eine Recommandation von Grivel, mit dem er selbst in Manieren und Vorstellungen viel Ähnliches hat. Er machte mir auch eine Visite und sagte viel Interessantes. Mit Wieland war er sehr zufrieden. Der Kaiser soll das größte Vertrauen in ihn haben. Ich weiß nicht, warum ihm Klinger nur an Wieland Briefe gegeben.

Wie die jetzige Zeit mit allen Absichten und Planen spielt, so scheint es auch zu seiner verunglückten Existenz in der Schweiz auf eine sonderbare Art gekommen zu sein.

Alles ist in Jubel über die neue Konstitution. Feste und Illuminationen werden gegeben.

Bonaparte sah ich letzt im Theater ziemlich deutlich.

Sein Gesicht ist wunderbar ausgezeichnet und seine Bewegungen sehr graziös.

In Madame B. Zimmer sah ich auch die Madonna Della Seggiola mit unaussprechlichem Vergnügen. Sehr wahr ist Freund Meyers Copie, wie schmerzt es mich, daß wir diese nur selten wieder sehen können. Doch nur gut, daß sie existiert.

Dem Schatz habe ich auch Glück gewünscht. Ach, daß Irdisches nicht fester steht. Mit wahrem Schmerz denke ich den zerstörten Planen nach. Doch nun läßt sich von einer Million Revenuen etwas erwarten!

Stuttgart, den 1. Oktober.

Beste Lollo! Hier bin ich in deinem bête noire, die mir's gar nicht ist, noch nicht decidiert. Du, Sch. und die gute chère mère sind ein großes Motiv; doch im Ganzen scheint mir's klüger, nicht nach Weimar jetzt zu kommen.

Paris hat mir unendlich neue und vielfache Ansichten gegeben, und mir ist, als wäre ich wieder mutig und stark und frei, wie man in der ersten Jugend träumt.

Das Gouvernement ist schändlich, jetzt kann ich's schreiben. Frankreich ist gar kein Staat, sondern ein erobertes Land, wo der Eroberer despotisiert. Keine öffentliche, legale Verwaltung, keine Spur von Rechtlichkeit; alles stiehlt. Es wird aber auch nicht lange dauern, fürchte ich, und B. lebt immer in Todesfurcht. Für Camille hatte ich und seine Freunde große Angst; aber er hat sich sehr brav und mutig benommen; du kennst doch seine Schrift? Unter alle dem Häßlichen ist das ensemble von Paris unaussprechlich anziehend. Alle andern Städte kommen mir leer vor. — Wenn's nicht zu weit vom Alten wäre,

hätte ich Bill's Vorschlag wohl annehmen können; doch muß ich den Winter wieder arbeiten aus Lust und auch der Finanzen wegen. Schreib mir doch im Moment, wenn sich etwas mit dem Schatz zugetragen. Ich habe Lust auf der Rückreise über Aschaffenburg zu gehen, ob's gleich zehn Meilen um ist, um auf den Busch zu klopfen. Nun wird der Schatz gewiß etwas, wenn's nur was Rechtes ist.

6. Karoline v. Humboldt.

Donnerstag früh, den 17. Dezember (1788).

Diese ersten Augenblicke des Tages sollen meiner teuren Charlotte gewidmet sein, deren sanftes Bild so lebhaft in meiner Seele geblieben ist.

Liebe! Es ist mir sehr süß zu denken, daß ich dir etwas sein werde; laß in diesem Gefühl alle Klagen über unser getrenntes Leben sich auflösen. Wohl dem, der fühlt, daß doch eigentlich keine Trennung für die Seelen stattfindet, und daß gerade dieses Abgerissene die Sprosse der Leiter ist, die zunächst hinaufreicht zu einem Zustand höherer Genußfähigkeit und ungetrübteren Glückes.

Deine Anhänglichkeit an die Natur freut mich. Ihre Betrachtung und die Liebe zu ihr webt immer stille Freude in die Seele. Nichts ist gewöhnlicher als affektierter Geschmack an ihren Schönheiten und nichts seltener als wahre und innige Schätzung ihres Wertes und des Genusses, mit dem sie die Seele überströmt.

Den 31. Dezember abends (1788).

Ich nehme im ganzen gern die Menschen, wie sie sind, wenn sie sich nur in ihrer wahren Gestalt zeigen,

mit einem Worte natürlich sind; aber ich kann mich nicht aus gesellschaftlicher Gefälligkeit mit ihnen über Dinge einigen, die mir nahe am Herzen liegen, und die sie in einem ganz andern Gesichtspunkt betrachten.

Viele und mitunter auch recht gute Menschen haben so zu sagen zwei Charaktere; in der Einsamkeit denken sie ganz anders, als sie nachher in der Gesellschaft über die Gegenstände ihres Nachdenkens, durch den allgemeinen Ton hingerissen, reden. In der Gesellschaft haben sie eigentlich gar keinen stäten Charakter und keinen Willen. Ich entschuldige diese Schwachheit, aber ich liebe dieses Schwanken nicht, denn ich finde den Menschen immer gern sich und seinen Grundsätzen gleich und getreu, und mein Herz kann sich nur an solche heften.

Dienstag früh, den 31. März (1789).

Es freut mich, daß Evelina dir gefallen, meine Liebe! Ich gestehe, daß ich auch die englischen Romane den meisten deutschen vorziehe, die ich kenne. Zwar geht es mir hierinnen auch ziemlich so wie dir, meine Lotte. Meine Lektüre ist gar wenig darin ausgebreitet, und ich danke den vorzüglichen Geschmack, den ich an anderer Lektüre habe, meinem Freund und Lehrer Becker, dem ich so viel danke. O Lotte, wenn wir einmal selige Stunden des Zusammenseins genießen, will ich dir erzählen, mit welcher Sorgfalt er meine Jugend leitete, wie er auf die Fühlbarkeit meines Herzens und meine Freude an der Natur die ganze Hoffnung meiner Erziehung setzte und sie benutzte, um mir eine andere Richtung zu geben, denn ich war wirklich ein sehr verdorbenes, kleines Geschöpf, als B. in unser Haus kam. Wie er das letztemal hier war, versprach er bald wieder zu kommen mit

seiner Frau und mir selbst seine Tochter zu bringen, aber noch war er nicht da, und ich fürchte, daß ich wieder abreisen werde, ohne ihn zu sehen.

Ich hätte deinen Freund Heron kennen lernen können. Er war vor zwei Jahren im Winter hier, aber Outram war schuld daran, daß es nicht geschah, oder vielmehr seine Trägheit, weil er mit ihm und ein paar andern Engländern keine Besuche machen wollte und es ihnen sogar widerriet, von Weimar wieder herüberzukommen, welches sie wollten.

Es tut mir weh, daß ich nichts von Fritz Dalberg höre, solange er nun in Italien ist.

Goethe scheint sich sehr dahin zurückzusehnen; ich las das noch vor ein paar Tagen in einem Brief, den er geschrieben hatte. Ich habe den neuen Teil von Goethes Schriften noch nicht gelesen, ich will sie aber suchen, wie auch das Gedicht von Schiller im letzten Stück des Merkurs.

Lebhaft denke ich mir deine und Linas Freude bei seiner Überraschung. Ich wünsche sehr ihn zu kennen.

Sonntag abend, den 31. Mai (1789).

Du kennst mich noch nicht recht. Mein Herz ist unbändig in seinen Wünschen und unersättlich in dem Genuß der Liebe und Freundschaft. Mit jenem könnte es die Ewigkeit ausfüllen, und diesem möchte es ihre Dauer geben. Es hat mir viele Mühe gekostet, ehe ich es gelehrt habe, sich in den Gang des gemeinen Lebens zu fügen, das gewöhnlich so wenig gibt.

(An Karoline.) (Burgörner), Donnerstag, / Freitag, den 20. / 21. August (1789)

— — — Es schien mir auch, als beginge ich eine Indelikatesse gegen Schiller. Mein Gott! jeder Mo-

ment in euren Armen ist so reich an Wonne; es wäre eine Sünde, wenn ich ein Herz, das diese Wonne ebenso tief fühlt wie ich, um einen einzigen bringen könnte, und ich liebe Sr. wie einen Bruder.

Ich habe weniger Unterhaltungen mit meinem Vater wie sonst, wo ich bessere Gelegenheiten zum Einleiten unserer Projekte hatte, weil der Vetter immer gegenwärtig ist; indessen habe ich doch heute angefangen zu präludieren, und mein Lob erweckte Aufmerksamkeit und einige Fragen, z. B.: „ob ich die Briefe der chère mère an euch selber gelesen, ob sie eine Frau von Geist verrieten, und sie aus ihren Reisen Nutzen gezogen hätte? ob ihr euch wegen eurer Verhältnisse gegen sie oder gegen mich herausgelassen hättet?" u. dergl. mehr. Alles dieses benutzte ich, wie ihr denken könnt, und meine Antworten gefielen und erweckten eine gute Idee und Bedauern, daß man sie nicht kenne und sie euch vermutlich nie nach Erfurt begleiten würde, wegen des Engagements am Hof.

Donnerstag, den 27. August (1789).

Schiller schreibt mir, er fürchte, der Himmel habe ihm das Bild unserer Harmonie nur vorgehalten, um seiner Phantasie ein Ideal zu zeigen, das nie zur Wirklichkeit gedeihen werde, aber ich nähre schönere Hoffnungen in meinem Herzen. Mir mein Wesen von dem euren getrennt zu denken, ist mir unmöglich. Schillers Wesen muß sich nun, da er einer Sorge entledigt ist, die es notwendig einengen mußte, immer schöner und schöner vor dir entfalten. Sein Brief und die Mühe, die er sich gibt, mir mein Schicksal, das von jeher Alleinsein und Einsamkeit für mein Herz war, von seiner lieblichsten Seite vorzuhalten, hat mich sehr gerührt.

Mittwoch abend, den 18. Oktober (1789).

Dein letzter Brief hat mich gefreut und gerührt; es hätte mir sehr weh gethan, wenn du mir deine Gefühle hättest verbergen können. Ich hatte schon aus deinen andern Briefen empfunden, daß etwas Disharmonisches in dir war, daß du nicht eins in dir seist, und ich warte nur auf mehr Kräfte und Gesundheit, um dich selbst um eine Erklärung zu bitten.

Ich habe in diesen Tagen viel über euer Verhältnis mit — nachgedacht. — Wenn es dauern sollte, meine Lotte, und du fühltest, daß du die Idee, — liebe L. mehr als dich, nicht als eine kranke Vorstellung hinwegräumen könntest, so wäre mein Rat, dich mit — darüber zu erklären. An der heiligen Wahrheit seines Herzens kannst du nicht zweifeln. Es tut mir zwar weh, wenn — aus dem schönen Wahn, daß alles unter euch harmonisch sei, gestört würde, aber dies steht denn doch in keinem Verhältnis mit der dauernden Unruhe deines Herzens, und er erführe nur etwas früher, was man ihm in die Länge doch nicht verbergen könnte.

Meine Geliebte, ich fühle alles Quälende, das durch diese Vorstellung in dein Leben verwebt ist, und ich kann mir nicht denken, daß die rosigen Tage der Liebe dir so blühen sollten. Es wird vorübergehen, sollte ein Mißklang liegen bleiben können in dem harmonischen Fortgang der Natur? Suche dein Herz zu erhalten voll dieses seligen Glaubens, daß alles dunkel Scheinende sich aufhellt, alles Verworrene sich löst, und du wirst den rückkehrenden Frieden deiner Seele merken. Es ist ein Gedanke, wert, in deinem schönen Herzen geboren zu sein, — und L. zusammen zu verbinden, aber, Lotte, es ist mir eine wahre Bemerkung

im Menschenleben, daß wir an unserer reellen Kraft verlieren, wenn wir über das Menschliche hinaus wollen, und das wäre hier der Fall. Ich glaube, du könntest es vollbringen, ebenso gewiß aber bin ich auch, daß du in dieser Handlung alle Kräfte deines Wesens erschöpftest, die Kräfte, meine Teure, die dir auf dein ganzes Leben gegeben; du würdest dich aufreiben, ohne es dir vielleicht selbst gestehen zu wollen. Und L. und —, sie, die dich mit so unendlicher Liebe in ihrem Herzen tragen, glaubst du, daß sie glücklich sein könnten durch solch ein Opfer? Ach, Lotte, der bloße Gedanke wäre eine Beleidigung für ihr Herz. Nein, meine Geliebte, du kannst dich nicht meinen Bitten verschließen, eine andere Vorstellung der Sache aufzunehmen, da es deine, Linens und —s Ruhe gilt. Was dir die Stein gesagt hat, wundert mich sehr, daß es so tiefen Eindruck auf dich hat machen können, da es dir doch gewiß schon eine Erfahrung deines Lebens sein muß, daß die meisten, selbst gute Menschen, die Empfindungen anderer nach der Grenze der ihrigen bestimmen und alles verdammen, was über diese hinausgeht. Sollte dies vielleicht nicht auch hier der Fall sein? Lina ist ein eigenes Wesen, und das ewig unwandelbare, ewig stäte Gefühl der Liebe nuanciert sich so verschieden. Du liebst — mit allen Kräften deines Wesens, ihre Seele ist in ihm versunken, kann es anders sein? — kann in der stillen Anhänglichkeit deines Wesens, in deinem sanften Hingeben keine Leere fühlen. Lina wird ja auch wahrscheinlich mit euch leben; ich glaube nicht, daß etwas sie an der Ausführung dieses Gedankens hindern könnte, sie müßte denn glauben, es sei etwas Drückendes gegen dich darinnen.

Montag abend, den 30. November (1789).

Es ist mir ein süßer Gedanke, daß dieser Brief dich in W. treffen wird. Der schöne Frieden deines Herzens wird wiederkehren, meine Geliebte, und du wirst seine Wonne doppelt empfinden; du wirst dich nicht allein wieder ruhig, du wirst dich stärker, erhobener fühlen denn zuvor und dich des erweiterten Ausblicks deines Geistes freuen. Ach, Lotte, ich hätte gewünscht, daß die süße Harmonie eures Verhältnisses durch keinen Mißklang unterbrochen worden wäre, aber da es doch einmal geschehen, so laß mich dich noch einmal bitten, dich mit — zu erklären. Ich weiß aus einer traurigen Erfahrung, welche Hirngespinste die getrübte Phantasie ausbrütet, und dein zartes Herz muß nicht mit diesen Unholden erfüllt sein. Sei offen, wahr mit deinem Geliebten; ich wollte zwar mein Leben zum Unterpfand geben, daß es so ist, wie ich glaube, daß — eigentlich keine von euch m e h r, daß er euch aber v e r s c h i e d e n liebt, doch wünsche ich innig, daß du es aus seinem eigenen Munde hörst. Diese Verschiedenheit liegt in deinem und Linas Wesen und ist dir wahrscheinlich erst jetzt anschaulich geworden, weil — erst jetzt seine Gefühle zeigen durfte, aber glaube mir, sie ist so alt wie eure Bekanntschaft. O Lotte, ich fürchte, du umfassest ein Ideal, das du nie besessen hast. Die Männer, selbst die besten, können nicht lieben wie wir, ihre Seele kann nicht ruhen in e i n e m Gegenstand, nicht sich verlieren in Liebe; sie fühlen noch ihr Wesen, während wir es vergessen haben. Es ist die Erinnerung meiner eigenen Empfindungen, die in mir aufdämmert, ein süßer Traum, meine Teure, von dem wir bald erwachen, uns allein, selbst von dem Geliebten unsrer Seele unverstanden fühlen; vielleicht bestimmte

uns die Natur diese zarteste aller Blüten der Liebe, um die Leiden aufzuwiegen, die von ihr unzertrennbar sind. Ach, es ist aber auch nur eine Frühlingsblüte und bald dahin wie sie. Lotte, es wird eine Zeit kommen, wo du an meinem Herzen das Bekenntnis ablegen wirst, daß dieser Zustand nicht dauernd sein kann, daß du ahnest, sein schnelles Entfliehen sei auch von der Hand der liebenden Vorsehung geordnet, dann wird es ruhiger sein in deiner Seele. Ich bin wehmütig gestimmt und heiter; zuweilen ist's mir, als entfalte sich die Zukunft einen Augenblick vor mir, aber dunkle Nacht überströmt bald wieder die Aussicht. Auch dies ist gut, meine sanfte Lotte: wenn wir auch den Punkt sehen könnten, auf dem wir in einiger Zeit, vielleicht nur in dem kurzen Zwischenraum eines Jahres, sein werden, wir faßten nicht die Wege, die uns hinleiteten. Ach, wir gehen so stolz in den Gedanken unsrer Kräfte, und unser Verstand ist doch so eingeschränkt und begrenzt.

Der D. hat mir im allgemeinen oft von — gesprochen, vorzüglich auch bei Gelegenheit seines Briefes, doch hat er nichts über eine Anstellung in Mainz berührt. Die Verweisung auf den Kurfürsten ist bei D. keine Ausflucht: er kann jetzt in der Tat nichts tun. Mit dem Kurfürsten ist er gespannt; außerdem hat er sich gleich nach seiner Wahl zum Gesetz gemacht, dem Kurfürcken nie über etwas zu reden noch zu raten, wenn er ihn nicht fragt. Durch des Kurfürsten Kreaturen könnte der K. alles durchsetzen, weil sie sich zu glücklich schätzen würden, sich ihm gefällig zu erzeigen; aber dieser Weg und sich den Leuten verbindlich zu machen, die er in seinem Herzen verachtet, ist unter D—s Würde. Er hat sich mehr als einmal darüber mit mir unterhalten, und oft schloß

er damit: „Diese Art zu handeln, ist für mich der einzige Weg, auf dem ich in meiner Lage meine völlige Freiheit erhalte." Wer kann ihm das auch absprechen? Du wirst unendlich viel in D. finden, dich unendlich über ihn freuen; seine frohe Laune ist auch recht wohltätig; er kann sich so unschuldig freuen und hat ein gar eigenes Talent, gar bald das Lächerliche an einer Sache zu finden und herauszukehren.

Sonntag morgen, den 6. Dezember (1789).

Meine Seele ist voll herzlicher Freude über deine schöne Ruhe, meine Geliebte! O ich ahnte längst, daß es nur eine vorübergehende trübe Wolke sein würde, und daß der Frieden doppelt süß in dein Herz zurückkehren würde. Nun es so ist, hast du recht, — nichts über deine vorige Stimmung zu sagen; es ist ein sehr erhebendes Gefühl, viel über sich selbst vermocht zu haben; unsre Ruhe steht um so sicherer, je weniger äußere Stützen wir brauchen. Möge der Himmel sie dir erhalten, teures Mädchen; o meine Seele ist auch voll dieser schönen Hoffnung; die Hinsicht auf die Zukunft muß dich erheben, und —s Liebe wird Glück und Freude in jeden Moment deines Lebens verweben. Der Gedanke, —s Lage zu verschönern, wie viel muß er deinem lieben Herzen sein!

Die □ macht mir nicht die mindeste Besorgnis; sie wird sich gewiß gut geben. □ liebt euch zu sehr, als daß ihr Glück nicht von dem euren dependent sein sollte; sie wird es in eurer Zufriedenheit finden; es wird sich alles gut entwickeln; auch mit ⌣ denk' ich. L. muß sich mit ihm erklären, ehe er zurückkommt, daß er dann keine alte Gewohnheiten mehr findet. Ich finde es auch wegen der □ gar nicht übel, daß ihr vors erste in Jena wohnet; ihre Ver-

hältnisse am Hof würden ihr vielleicht in einer andern Lage drückend sein. Es gibt Dinge, die uns nichts dünken und andern viel zu schaffen machen können.

Wegen des weiblichen Umgangs hast du recht gehabt, — gleich deine Herzensmeinung zu sagen, es ist wahrlich nicht Vorurteil; die meisten können einem aber doch gar nichts geben, und man stößt allerwegens auf ihre kleinen Eitelkeiten, die sie für alles höhere Gefühl unempfänglich machen.

Dafür möcht' ich nun nicht stehen, daß der K. nicht vielleicht dem H. über — gesprochen; er ist zuweilen schrecklich inkonsequent. Mich verlangt D. zu sehen; ich werde dir schreiben, was er von — sagt. Auf die Stein, die, wie L. schreibt, den Dienstag in die Assemblée kommt, freue ich mich auch. Sie ist mir interessant durch alles, was du mir in Lauchstädt von ihr sagtest, und durch ihr inneres Leiden. Ach diese Lage muß schrecklich sein; du wirst ihr viel Trost geben durch dein Dasein.

Wenn ich nach W. komme, muß ich auch Eroberungen machen; nimm mir nicht alles im voraus weg, ich bitte; auf Knebel habe ich ein groß Projekt.

Goethe war letzt hier; seinetwegen hat es mir recht leid getan, daß ich nicht auf der Statthalterei sein konnte.

Mittwoch, den (9. Dezember) abends 10 Uhr.

Noch einen Brief, ehe ich dich wieder an mein Herz schließe, teure Liebe, und zum Präludium unsrer Plaudereien eine ganze Historie. Den Sonntag kam der Coadjutor; ich war beim Papa, und dieser hörte also die ganze Unterredung mit an, die sich damit anhob, daß er dich und Caroline in W. gesehen hätte und mir viele Grüße mitbringe, „das Lottchen

scheint sehr sanft und naiv, und ist sehr hübsch gewachsen." — Sprachen Sie mit ihr? — „Keine Silbe, aber sie werden beide bald kommen, machen Sie ja, daß es geschieht, dann werde ich mich schadlos halten." — Ich hoffe, künftige Woche. — „Wird = auch kommen?" Dabei sah er mich fest an und lachte. =, erwiederte ich, wird vermutlich diesen Winter eine kleine Reise hierher machen; Sie sahen ihn wohl in Jena? — „Ja wohl sah ich ihn, ich habe ihn gar gern, er hat einen so weiten Ausblick der Seele, es ist so viel Geist in allem, was er sagt," (hier hielt er inne), und nach einem Augenblick fing er wieder an, und dazu nahm er mich bei der Hand, „und er hat mich recht gedauert. Vergangen Jahr hatte er in seinem Kollegium fünfhundert Zuhörer und diesen Winter nur zweiunddreißig."

Dies fiel dem Papa auf. Er frug warum? und wie das komme? „Weil, erwiederte der K., = vierzehn Tage zu spät nach J. zurückgekommen; die Studenten hatten alle Stunden besetzt. Er war in R." — Hier gingen dem Papa auf einmal die Augen auf; und davon, sagte er, hast du dir kein Wort verlauten lassen? Ich tat, als wenn ich von der ganzen Sache nichts verstünde. „Ei," fing der K. wieder an, „ich sage ja nicht, daß ihn jemand in R. hielt; er blieb nur vierzehn Tage zu lange dort." So ging es wohl eine halbe Stunde lang fort, und endlich sagte er: „Voyons si vous pourrez vous empêcher d'écrire tout cela à Charlotte, au reste faites tout ce qui vous plaira; quand elle viendra, je tâcherai de me tirer de l'affaire, et je ferai ma paix avec elle." — Gestern nahm er mich auf der Assemblée beiseite: „Je crois, me dit-il, que j'ai fait l'autre jour une grande imprudence en parlant de = et

de votre amie devant le papa, mais d'après ce que j'ai entendu j'ai cru que c'était une affaire toute arrangée et connue; qu'elle ne m'en veuille pas au moins etc.“

Ich antwortete auf das alles unbestimmt; du kannst nun sagen, was du willst, wenn du kommst; denn sprechen tut er dir darüber. Der △ hat große Augen gemacht. Ich habe nichts gestanden, aber er hat doch einen Verdacht davon getragen, beschloß aber doch endlich damit, wenn es dein Glück sei, wären doch andere Sachen Nebenumstände. Ich glaube aber, der △ wollte mich nur kirre machen. Aber so kluge Leute wie unser eins überrumpelt man nicht.

Es hat mir leid gethan, daß ich die Stein so wenig sah; der Sohn wird euch schon heute meine Grüße gebracht haben. Die Herdern hat mich so freundlich zu sich gebeten.

Mittwoch nachmittag, den 13. Januar (1790).

Den schönsten Dank, liebe Lollo, für deinen heiteren Brief, der mich gar herzlich lachen gemacht hat.

Die kleine Frau v. Kalb habe ich recht gern. Ich habe viel mit ihr gesprochen; sie ist so leicht und munter und kann mit solch einem fröhlichen Sinn über die Dinge wegschlüpfen. Das gute Weibchen dachte La Roche noch hier zu finden und konnte es gar nicht begreifen, daß er von Weimar abgereist sei. Sie ist wirklich ein wenig in ihn verliebt und sprach so recht con amore von ihm. ...

Ach, der Coadjutor ist hier mein einziger Trost; wo er nicht ist, gähne ich mich bald zu Tod. — Gottlob, daß ich in diesen Tagen mehr wie gewöhnlich allein gewesen bin. Die Soupers haben ein

wenig geruht. Seid ihr fort seid, bin ich gestern zum erstenmal wieder aus gewesen. Mir war immer so wohl und so weh; unter den Menschen wird es mir dann in solcher Stimmung so unheimlich; den Coadjutor nehme ich aus, der gehört zu uns, den habe ich auch bei mir allein gesehen. Auch vor ihm geht einem das Herz auf, so gepreßt es auch sei. Mein Wesen kann sich mit so vollem Vertrauen in ihm niederlegen.

Liebe! Ich möchte nicht, daß deine Heirat in W. oder J. wäre, auch nicht auf Gleichen seinem Gut. In W. drückten die Mama die Menschen, mit denen du nun durch deinen Aufenthalt in Verbindung gekommen. In J. sähe sie auf einmal gar zu sehr in dein häusliches Leben, und ich fände es auch selbst besser, wenn du erst verheiratet hinkämest. In Ezelbach, oder wie das Gut heißt, wäret ihr zu allein. Schlage doch Mama vor, hierher zu kommen; du kannst ihr dreist sagen, der Coadjutor würde sich darüber freuen und er halte viel auf =. Ich wollte es dann schon einleiten bei △ und auch gewiß so artig mit □ umgehen, daß sie heiter werden sollte. Man muß doch der □ so wenig traurige Momente machen wie möglich. Der Einfluß kleiner äußerer Umstände ist oft sehr groß, besonders bei Charakteren, wie ich mir den von □ nach euren Beschreibungen denke.

Nimm den Vorschlag mit der klugen Frau ernstlich in Ueberlegung.

Hr. v. Knebel muß dich mit aller Innigkeit seines Wesens geliebt haben, um so lange mit der Stein wegen deiner zu trotzen. Wie du dir da nun wieder im Lichte gestanden hast! Welches unsterbliche Verdienst hättest du dir nicht erwerben können, diesen

Kopf aufzuräumen, diesen Menschen sich selbst verständlich zu machen. Und welcher Triumph, dies unbezwungene Herz zu besiegen!

Donnerstag abend (21. Jenner 1790).

Teures liebes Wesen, mein Blick ruht gern auf deiner Zukunft, gern auf dem Gang, den das Schicksal genommen, dich dahin zu leiten. Einzig schön ist das Verhältnis unter euch, je schöner, je freier und erhobener es über alles Leidenschaftliche ist. Neue himmlische Blüten wird Schillers Geist in dem Odem der Liebe treiben. Karoline wird dir gesagt haben, wie bestimmt mir der Coadjutor über ═ gesprochen hat. Die Hoffnung, nach ⊥ zu kommen, hat bei diesen Umständen für euch die größte Wahrscheinlichkeit. Ich ruhe gern auf dieser Zukunft, denn ich denke mit Gottes Hilfe und bei Dalbergs vorteilhaften Gesinnungen für mich auch noch hinzukommen. D. tritt zwar nicht in das Departement der auswärtigen Affairen, denn das führt zu einem zu unstäten Leben, bei dem man besonders mit einer Frau sein Vermögen obendrein zusetzt, aber er soll sich außer dem Justizminister, unter dem er stehen wird, auch dem Minister v. Herzberg bekannt machen, damit bei einer Regierungsveränderung in ⊥ sich unser Projekt realisieren lasse, denn Herzberg teilt die Gesandtschaften aus. Ich habe eine unglaubliche Freude daran, daß Dalberg der ist, um den sich alle unsere Vereinigungsplane herum drehen. In ein paar Jahren wird das Verhältnis zwischen ‿ und Carolinen auch klarer werden, die Situation der □ hoffentlich ungebunden durch die Heiraten der Prinzessinnen sein. Ich könnte die gute Seele nicht verlassen wissen, es schmerzte mich; ob ich gleich mit auf den Tod aller

△s und □s getrunken habe, so bin ich doch nicht so schlimm, quand on est avec les loups il faut hurler comme eux. <, der ist ein einzelner Mensch und kann gewiß immer viel mit uns leben. Deine Heirat fängt an hier publik zu werden. Circe hat darnach gefragt und verschiedene Professoren. Circe spricht aber mit allem Respekt davon, weil sie vermutlich ein Vögelchen beim K. hat singen hören. Letztens, wie Goethe da war, sagte sie zu mir und dem K.: „Je me fais une grande fête de la connaissance de S., malgré que G. soit bien remarquable, j'ai une plus grande idée du génie de l'autre.“

Weil ich nun durchaus nicht leiden kann, wenn die Menschen sich immer nachplappern, so trumpfte ich sie auch recht ab und sagte ihr, S. wäre gar kein grand parleur, und sie sollte gar nicht so auf das Hören rechnen. Du mußt wissen, daß sie mich und den K. belauscht hatte, wo er sich bei mir erkundigte, ob S. bald herkommen würde, und sie spricht so viel davon und admiriert jetzt so seine Gedichte, weil sie zu den kleinen Soupers gebeten sein will, die ihr Geist bei dieser Gelegenheit im voraus ahnet. Ach, es ist doch recht erbärmliches Gut, das ganze Pack hier! Von Dresden schreibt mir die zweite Fl. Burgsdorf: „Est-il donc vrai que votre amie Mlle. de L. épouse le célèbre S.?“

Der K. sagte mir noch vorgestern: „Ich habe lange keine größere Freude über Heiraten gehabt, als über die Ihre mit H., weil er mir ein so ausgezeichneter junger Mann zu sein scheint und Sie nur mit wenigen Männern glücklich leben können, und über die von Lottchen mit S., einmal wegen des Siegs über das Vorurteil und dann, weil S. so merkwürdig ist,

und Ihre Freundin gewiß mit ihm glücklich sein wird.“ Ja, teure Liebe, das wirst du auch sein. Immer fester wird diese süße Gewißheit meinem Herzen, an das ewig deine Ruhe und dein Glück gebunden ist, muß es werden, je klarer mir Ss. Wesen wird, in dem man immer etwas Schöneres entdeckt. Süße Liebe! laß mich dir eins sagen, eine Ähnlichkeit, die, wenn mich nicht alles trügt, in unsern Verbindungen statthaben wird. Du wirst es früher erfahren, da du eher in dies Verhältnis kommst, ob ich recht habe. = wird dich zuweilen, vielleicht oft ignorieren, bei D. wird es mir ebenso gehen. Laß dich das ja nicht irren, laß es dich nicht trüben, oder gegen ihn merken. Die Männer verstehen das oft unrecht und meinen, wir verfielen gegen sie in einen fordernden Ton; durch seine bloße Ahnung kann man drückend werden, und wie könnte man das dem geliebten Gegenstande sein wollen?

Es tut mir gar leid, daß ich bei der Hochzeit wohl schwerlich werde gegenwärtig sein. Ach, wenn sie hier hätte sein können! Dem K. hätte es einen eigenen Spaß gemacht. . . . S. muß sich mit mir tröſten, daß ihn die alten Fräulein in R. einen Sterngucker genannt baben. D. hat auch auf seiner Reise einen Menschen begegnet, einen Major v. Busch (derselbe, mit dem Bode in Paris war), der von mir gesprochen und gesagt hat, er kenne mich nicht, könne mich aber nicht leiden, weil ich nach den Sternen guckte und empfindsame Briefe schriebe — ist das nicht drollig? . . .

Den 22. Februar 1790, abends gegen 5 Uhr.

Mein Herz ist bei dir, teure Geliebte, und in ihm ein Bedürfnis, sich gegen dich auszusprechen.

Still erhob sich meine Seele zu der ewigen, allwaltenden Güte über uns in diesen Stunden, wo dir, meine Lotte, ein neues, schöneres Dasein aufgeht. Ach, ich hätte viel darum gegeben, mit dir sein zu können, obschon ich dir hier auch nicht ferne war und du gewiß die Nähe meines Herzens empfunden hast.

Liebste, seit du fort bist, bin ich so wehmütig gestimmt, jedoch ist es still und heiter in meiner Seele, wie konnte es auch anders?

Sehr freundlich entfaltet sich deine Zukunft vor mir, und mein Herz ist voll süßer, seliger Ahnung über alles, was uns noch ein düsterer Schleier verhüllt. Die paar Jahre, die Karoline und ich noch unserm Schicksal opfern müssen, werden schneller verfließen, wenn ein heiterer, ruhiger Sinn uns eigen bleibt. O ich könnte, so sehr ich auch in Wilhelm lebe, jetzt nicht freudig von hier weggehen; eine weitere Entfernung von Karolinen vermöchte ich nicht zu tragen, bis ihre Lage entschiedener ist. Auch das wird freundlich sich auflösen. O Lottchen, wie so gerne und so oft ruht mein Geist auf unsrer Zukunft; einzig schön wird unser vereintes Leben sein, in immer neuen Gefühlen, in ewig reger Jugend und Grazie wird es vorbeifließen, und wie viel neue Vorstellungen und Gefühle muß es uns nicht verschaffen, dies süße Zusammensein, die Überzeugung dessen, was wir einer dem andern sind — eine reiche, entzückende Melodie, eine unerschöpfliche Quelle reiner Freuden.

Oft, ich gestehe es dir, kehre ich von diesen süßen Ideen mit einer bittern Wehmut zurück. Ich sage mir dann: es ist zuviel; diese reine, diese höchste Blüte des Lebens erreicht man nicht hier; nach ihr

gestrebt, eine selige Hoffnung der Erfüllung in flüchtigen Momenten aufgefaßt zu haben, ist vielleicht schon das höchste Glück. Vergib, wenn ich dich wehmütig mache in Augenblicken, wo deine Seele nur der Freude offen sein sollte. Kann ich je anders sein, als es in mir ist? immer war dies in meinem Wesen eine süße, unbeschreibliche Wehmut, grenzte zunächst an meine höchsten Freuden, nicht bloß in ihrer Rückerinnerung, nein, auch oft in dem Moment des Genusses.

Abends 10 Uhr.

So ein freundlicher Himmel und eine so milde Frühlingsluft. Ich stand lange am Fenster und dachte an dich, an Schiller und Karoline. Ach, wann wäre der Augenblick, in dem ihr meiner Seele fern wäret. Es schmerzt mich, daß ihr nicht allein seid; der Familienennuy wird groß sein, chère mère euch fremder geworden sein, weil ihr sie lange nicht gesehen habt und der Hofschnack auf Wesen, wie ich mir chère mère denke, Einfluß hat. Bleibt sie lange? Schreib bald, meine teure Lotte, es geht kein Wort deines lieben Herzens dem meinen verloren. Der Goldschatz grüßt freundlich. Ach, was finge ich hier an ohne diesen Goldschatz. Lebe wohl, herzlich, innigst wohl! Denk an

deine

Karoline.

(Wilhelm v. Humboldt.) (Erfurt), den 18. Mai 1790.

Dein lieber froher Brief hat mir sehr viel Freude gemacht. Wir sahen es ja alle schon in Weimar voraus, wie glücklich du und Schiller miteinander sein würdet; o! und wie oft hat mein Herz dich still gesegnet, wenn ich dich in seinen Armen sah! Ich lebte

nur wenige Tage allein mit deinem trefflichen S., aber diese Tage schon sagten mir, was ein Weib an ihm besitzen müßte. Dies feine und tiefe Gefühl, diese Reinheit und Grazie der Seele, dies innere, jugendlich idealische Leben seiner Phantasie, dessen zarte, leicht verletzliche Blüte trotz aller Stürme unversehrt geblieben ist, womit das wirkliche äußere Leben so oft unser inneres Sein zerstört, diesen Sinn, alles Schöne jeglicher Art aufzufassen, auf mannigfaltige Weise zu verknüpfen und nachzubilden, diese wundervolle Gabe, es darzustellen — wo fändest du das wieder, liebe Lotte, bei welchem Mann? Und daß du ihn nun jetzt unaufhörlich um dich erblickst in allen Gestalten seines schönen Wesens. Fühltest du auch nicht diese Liebe für ihn, die dich jetzt so sehr beseligt, dennoch müßtest du schon glücklich sein. Als ich dich verließ, war freilich die Zukunft noch ungewisser, und das engt unser Herz so ein. Ich fühle das noch jetzt, obgleich alles sich auch mit Lina und mir jetzt schön zu lösen scheint. Diese gedrückte Trübheit bemerkte ich damals auch oft an dir; aber kalt schienst du mir nie, ich fühlte es sehr lebhaft, daß diese Bangigkeit deines Gefühls, das Zurückgezogene, Gehaltene darin gerade aus der Innigkeit deiner Empfindung entsprang. Auch ich war damals durch so manches gebunden. Ach, es gehört mehr Stärke dazu, den Gedanken, geliebt zu werden, in seiner ganzen Wonne zu fassen, als uns oft das Schicksal erlaubt. Jetzt, da uns beiden freier und wohler ums Herz ist, jetzt laß uns einander sein, was wir sein können, sein werden. Willst du mir jetzt deine Liebe, dein Vertrauen schenken, o! so glaube mir, liebe teure Lotte, daß mein Herz Gefühle zu erwiedern versteht, durch die es so glücklich wird, und jedesmal,

da du mir etwas von dir, von S. und von eurem Leben zusammen erzählst, wird dich gewiß der Gedanke belohnen, daß du mir eine recht frohe Stunde dadurch machtest. Denn das, weiß ich, ist deinem guten, sanften, liebenden Herzen ein süßer Lohn. Von dieser Güte in dir zeugt mir das Erste, was du mir in Rudolstadt sagtest — du sprachst so wenig dasmal — du hast es gewiß lang vergessen, es war auch an sich nicht so bedeutend, aber der Ton war so innig und herzlich, daß er mir noch vorschwebt. Es war in eurer Eßstube den Abend nach Tische am Fenster; es war die Rede davon, ob du wohl, um einem zu helfen, in der strengen Kälte nach Erfurt zu Fuß gehen wolltest, und da wir dir sagten, du hieltest es nicht aus, da sagtest du mit dem Tou, den ich noch höre: „Ich versuchte es doch". Verzeih meine homerische Geschwätzigkeit, mit der ich dir vergangene Gespräche erzähle; aber meine Seele hängt so sehr an diesen süßen Erinnerungen. Wann werden sie mir wieder Gegenwart sein? Doch vielleicht bald, gute Lotte; Lina wird dir schon geschrieben haben, daß ihr Vater in unsere früheren Heiratspläne zu willigen scheint. Ist das wirklich, und leb' ich schon den Winter in Halberstadt, so besuch' ich euch — aber nein, das geht nicht an, ich kann Lina doch nicht verlassen, nicht wahr? also ihr kommt nach Erfurt und Karoline auch, und bringt den époux mit, um alle die zu entretenieren, mit denen wir nicht sprechen wollen.

Apropos! Was sagst du denn zu Papas Vernunft und zu meiner Mama? Die müßten sich, dächt' ich, selbst über die plötzliche Metamorphose wundern. . . .

Karoline ist ja wohl wieder allein in Rudolstadt. Das arme liebe Geschöpf. Auch dich hat sie nun nicht

mehr. Grüß sie tausendmal von mir; ich schreib ihr recht bald. Deinen lieben guten S. umarme herzlich in meinem Namen.

Und nun lebe wohl, teure beste Lotte. Genieße die Freude, die deine häusliche Lage dir gibt, und gedenke recht oft deines W. Schreibst mir doch auch bald einmal wieder?

(Karoline.) Sonnabend, den 9. (Oktober 1790).
(Nach Rudolstadt, wohin S. nachkam).

Dank, liebstes Kind, für deinen Brief. Es gibt mir viel Freude, dich so glücklich zu wissen. Ach, es konnte nicht anders sein, du mußtest es werden in S. Liebe, in dem Reichtum seines Wesens. Ja, wir Frauen haben nur dieses einzige Glück, das Gefühl unseres Daseins blüht uns allein auf in Liebe, und ohne dies rege Gefühl was ist das Leben? Meine Seele ist wieder still, aber so wund, so zerrissen. Laß mich, süße Liebe, oft umschwebt sein von deinem Geist; der Gedanke ist mir so wohltätig, hier wo alles um mich schweigt, das Andenken entfernter Lieben um mich zu ahnen. In lichten Momenten meint meine Seele einen Laut von ihnen zu vernehmen, und neu gestärkt fühlt sie sich in ihren innersten Kräften.

Sie ist so süß und lieb die Aussicht, dich Weihnachten zu sehen; Karl wird dann wohl auch hier sein. Laß mich von dem schönen Fest hören, das du dir ausgedacht hast, daß ich mich im voraus daran ergötze!

Jetzt sind ein paar Frl. v. Arnim aus Dresden hier, die sich viel zu gut tun auf =s Bekanntschaft, und die eine hat zu Dominicus gesagt, sie stünde noch in Korrespondenz mit ihm, und es wäre ein einziger Mann an Geist und Liebenswürdigkeit. Ich kann

mir's aber nicht denken, daß S. etwas sollte aus ihnen gemacht haben, als was man sonst aus Mädchen von einer gewissen Klasse macht, car elles sont très-sujettes à caution. Alexander, der in Hamburg ist, hat geschrieben: „Ich logiere beim Professor Büsch, dessen Frau 5½ Fuß hoch und 3½ Fuß breit und sehr verständig ist".

— — Meine Hände sind so verdorben. Nun aber sollen sie auch recht schön werden. Wilhelm hat eine Freude an schönen Händen, und dann hat er mir auch ein paar gar schöne Armbänder geschenkt. Es sind sieben goldene Kettchen. Sie werden dir gewiß gefallen.

Freitag abends (15. Oktober).

Ich habe die Arnims nicht selber gesehen, aber wenn ich mir alles zusammen nehme, so ist's gewiß la belle en question. Sie sind in D. auf einen gewissen Ton bekannt, und es hat mir noch kürzlich jemand daher gesagt, daß die Mama sie zu dieser löblichen Lebensart einweiht.

Mit den beiden Mädchen, die hier sind, hat es folgende Bewandtnis. Sie sind mit einem Grafen — wenigstens hat er sich dafür ausgegeben — hergekommen, der die Jüngste heiraten will, und indes er nach Frankfurt gegangen, sind sie hier im Kloster. Die sogenannte Braut kenne ich recht gut, sie kann kaum achtzehn Jahre alt sein und ist erst vor ein paar Jahren aus dem hiesigen Kloster gekommen, in dem sie erzogen worden ist. Sonst kam sie zuweilen zu mir, aber jetzt hat sich keine sehen lassen. Das alte Schätzchen von S. kenne ich wahrscheinlich auch, aber sie schwebt mir nur dunkel vor. Es können dreizehn bis vierzehn Jahre sein, daß sie mit einer älteren Schwester auch hier im Kloster erzogen

wurde. Sie kann etwas älter wie wir sein, aber nicht viel, und ich höre es sei dieselbe, die nun wieder da ist.

Die alte Mama ist zum Totlachen mit ihrem Putz; stell' dir vor, sie ist Gouvernante der Hofdamen in Dresden, d. h. sie muß mit ihnen ausfahren, wenn sie ins Schauspiel oder sonst zu einem Besuch in die Stadt wollen. Eine hübsche garde-dame. Vielleicht bekomme ich sie doch wo einmal zu sehen, dann will ich sie schon auf S. bringen und dir davon schreiben. S. muß uns doch einmal von den närrischen Auftritten erzählen; ich denke, es muß recht komisch gewesen sein.

Donnerstag morgen, den 9. Dezember (1790).

Lili kommt den 20., du freilich um elf Tage später. Den G. S. schmerzt es wie mich, daß Sch. sich nicht früher losreißen kann von seinen Geschäften; aber wir nehmen auch die wenigen Tage mit so innigem Dank. Ich fühle recht oft jetzt in dem G. S. das Bedürfnis, ein Wesen um sich zu haben, das das seine in allen Gestalten fasse. Er gab mir gestern einen Brief von deinem S. zu lesen; ich leugne nicht, daß es auch mein Wunsch war, ihn ganz der poetischen Laufbahn gewidmet zu sehen. Die Natur heiligte ihn dazu. Eins tut mir aber doch weh. S. sprach einmal von Biographieen der größten Männer des Altertums, mit denen er sich trüge. Diese hätte ich noch von ihm gewünscht, denn wie mir der Gedanke daran vorschwebt, kann niemand sie schreiben wie er.

An den Dienst ist Bill gar nicht attachiert; du wirst sehr entscheidende und schöne Stellen darüber in seinen Briefen lesen. Er bleibt auf keinen Fall sehr lange, und wenn der alte △ in Mainz stirbt und ihr ver-

sammelt euch dort auf den goldenen Thronen, so soll es gewiß an uns nicht fehlen, auch wenn der Plan mit dem Gesandtschaftsposten scheiterte. Bill hat das Reisen mit mir sehr im Sinn; wir sind dann wohl zuweilen abwesend, aber kommen immer wieder dahin wo ihr seid, und ihr seid ja bei dem G. S.

Eine Ewigkeit kann's ja der alte △ auch nicht mehr machen.

Donnerstag, den 16. Dezember (1790).

Nur ein Wort, meine gute, liebe Lollo, denn ich mag meine Seele nicht festhalten; sie entflieht mir in Erinnerungen der Vergangenheit. Weißt du, was das heute für ein Tag ist? Vor einem Jahre waret ihr hier, du und Lili, und Wilhelm kam mit seinem Bruder und brachte euch den Mittag zu uns. Ach, wie mir wird, wenn ich an das alles denke, und noch dazu sind wir diesen Abend zu dem Herrn von Belmont gebeten, wo wir auch vergangenes Jahr waren, wo Bill mir zuerst von unsrer Verbindung sprach. Ob ich es aushalten werde! O Lollo, daß ich ruhte an deinem Herzen oder an dem unsrer Lili. Es ist zu bang, so allein zu sein. Doch bald — o wie ich nur an der Aussicht hänge und die Tage zähle; du mußt es fühlen: dich seh ich so gar lang nicht und Sch. Nein, meine Holde, es darf keine so lange Zeit mehr hingehen, ohne daß wir uns sehen. Künftigen Montag kommt Lili, ob mit dem Ursus, werde ich erst heute abend erfahren. Sie logiert bei mir, da er doch auf keinen Fall länger als einen Tag bleibt. Wenn du dann kommst, wandern wir am frühen Morgen in den Gasthof, oder du kommst mit Sch. in Lilis kleines Zimmer zum Frühstück. Ach, es werden einzige Tage sein. In euren Armen wird mir die Seele wieder aufblühen im regen Lebensmut.

Sonntag nachmittag gegen 3 Uhr,
den 16. Januar (1791).

Ich freue mich, meine Liebe, dich nun wieder in Jena zu denken, denn da an der Seite deines S. bist du doch am glücklichsten, und so denkt dich mein Herz so gern.

Lili reiste den Freitag Morgen ab. Ich kann vor künftigen Dienstag Abend keine Briefe von ihr haben, und mich verlangt doch so herzlich darnach. Den G. S. sah ich nicht seit ihrer Abreise; heute abend bin ich aber bei ihm. Ich bin sehr begierig, wie er sein, und ob er mir über manches sprechen wird.

Montag morgen.

Ach, meine Lollo, noch ein Wort. Hr. v. Belmont brachte gestern von Weimar die Nachricht mit, Sch. sei an einem hitzigen Brustfieber krank und du durch einen Expressen geholt worden. Der alte Stein habe es ihm gesagt. O Gott, Lottchen, wie uns ward, dem G. S. und mir!

Wir schweben in der peinlichsten Ungewißheit. Ach, daß ich zu dir könnte, mein Holdes, all deine Sorge um ihn zu teilen. Heute soll Belmont von Weimar Nachricht schicken, und der G. S. will sich dann selbst erkundigen lassen. Aber all das währt noch so lang. Ich bitte innigst, wie man bitten kann, um ein Wort.

Mittwoch abend, den 9. März (1791).

Herzlich grüßt euch der Sch. Er freut sich so innig des Aprils und der Hoffnung lang mit Sch. zu sein. — Hier auch die Zeitungen; wir danken schön. Der Sch. findet die Rezension ein wenig zu streng. Er sagt, man könne für die Art Poesie, wie Lieder seien, kein allgeltendes Ideal aufstellen, weil sie Produkte des

momentanen Gefühls wären und auf weiter nichts Anspruch machen dürften.

Aber hingerissen war er von dem Geist, der in diesem Aufsatze herrscht, von der Fülle von Ideen. Was mich am meisten rührte, ist das wunderschöne Bild, das man von deines S. eigenem innern Sein daraus nehmen kann. Man empfindet, wie er nur in den Gestalten des Höchsten und Schönsten zu leben vermag, wie das seinem Geiste einzige Nahrung ist.

Sonnabend abend, 10 Uhr, den 13. März (1791).

Mich verlangt Karolinen zu sehen, ich ahne aus ihren Briefen die Stimmung, in der sie ist. Dalberg und sie müßten sich viel werden, wenn sich ihre Herzen gegeneinander erschlössen, wie könnte es anders — — Er war heut abend bei mir, so mild und freundlich; es ist oft eine Trauer in seinem Wesen, aber sein Herz erschließt sich in dieser Stimmung noch inniger. Er fand mich allein, es war mir lieb, mich einmal mit ihm aussprechen zu können. Euer Andenken ist uns nie in solchen Momenten fern.

Ich muß dir etwas vom Herzog von Weimar schreiben. Er ist durch ein Dorf eine Stunde von Burgörner gekommen, wo Papa ein Gut hat. Beim Pferdewechseln hat er gefragt, wem das Gut gehöre, und als er unsere Namen gehört, hat er gesagt: „Ist es denn hier auch schon bekannt, daß die Frl. den Hrn. v. H. heiratet? Die Heirat ist bei mir zustande gekommen". △ hat sich recht darüber geärgert, denn er kann durchaus nicht leiden, wenn von meiner Verbindung mit Wilhelm gesprochen wird, und er sagte ganz spitzig, das wären die schönen Früchte von unsrer Entrevue in Weimar. Ist das nicht recht albern?

Mittwoch abend, den 30. März (1791).

Von Lili höre ich, daß du mit Schiller künftigen Sonnabend nach R. gehst, und dessen freue ich mich herzlich. Es ist euch doch besser, wenn ihr zusammen seid, und vorzüglich Lili'n, deren einsames Sein in R. mir immer so weh tut. Lili schreibt mir auch, vielleicht käme sie mit dir auf ein paar Tage her, während Bill hier ist. Ach, das wäre gar schön, und gewiß würde es wohltätig auf Lili wirken, wenn sie den G. S. einmal wiedersähe. Nach dem Briefe, den sie vor ihrer Abreise ihm geschrieben hatte, muß es zur Sprache unter ihnen kommen, wenn sie sich allein und ungestört sehen, und nur das kann wohltätig auf Lili wirken, wenn sie ihr ganzes Wesen, ihr innerstes Leben und Weben von dem G. S. verstanden und gefaßt fühlt. Eigentlich sehen sie sich doch noch wenig und sprechen sich noch weniger. Daß es anders werden muß unter ihnen, fühl' ich so tief, fühl' es so wahr, wie mein eigenes Leben, wenn Lili nicht im Druck dieser verworrenen Verhältnisse zugrunde gehen soll. Ach, Lottchen, das trägt nicht lang ein weibliches Herz. Der Sch. sprach mir nie mit einem Wort bestimmt über Lilis Brief oder ihre Empfindungen, schwieg, seit er sie zum letzten Male sah, ganz von den seinen. Aber ich fühlte oft, daß er erriet, ich wisse alles, und daß seine Reden darum so und so gewendet waren. Es ist ein einziges Wesen an Kraft und Schönheit und Grazie der Empfindung — doch das fühlst du wie ich. Was aus dem Verhältnis zwischen ihm und Lili werden wird? wenn sie sich nahe leben, ein sehr schönes. Er wird ihr hohes, reines Wesen immer inniger empfinden, sie wird seine liebste, in einem gewissen Sinne, seine einzige Freundin werden, und Lili? Ach Lotte! haben

wir denn ein anderes Dasein als unser ganzes Wesen in einen Mann zu legen, vermissen wir auch noch etwas, wenn wir seine Schönheit, den Reichtum und die Hoheit seines Geistes empfinden? Lili wird glücklich sein, wenn sie ihn sieht, wenn sie frei vor ihm existieren darf und die zarten Blüten einer einzigen Liebe pflegt. Diese Liebe, meine Charlotte, wird ihr ganzes Dasein ausfüllen, alles was sie werden, alles was sie andern geben wird, wird sie werden und geben durch sie —

Du hast gewünscht, ich sollte dir sagen, was ich über dies Verhältnis denke. Sieh, Liebe, das hab' ich getan, ach und ich könnte nichts zurücknehmen; denn es ist so meine innige Überzeugung, wahr wie das — das tiefste Gefühl meiner Liebe. Vergehen kann Lili in den schmerzlichen Empfindungen des Sehnens der Ungewißheit, aber mildern kann nichts die Glut ihrer Seele. Laß uns hoffen, daß es sich schöner lösen wird — ach nur vor einem ist mir bang. Es sind Briefe da, daß der Fürst von Konstanz so schlecht ist, und daß man fast täglich seinen Tod erwartet. Sage das Lili nicht; was geschehen soll, steht nicht zu ändern, und diese neue Unruhe wäre ihr gewiß sehr quälend, denn der Sch. müßte sicher bald fort. Sollte es geschehen, so schicke ich dir gleich einen Boten nach R., damit ihr herüberkommt. Schiller würde den G. S. gewiß auch noch gern sehen, und so schnell, daß ihr nicht herkommen könntet, geschähe seine Abreise doch nicht. Denn in Konstanz entgeht ihm nichts durch eine kleine Verspätung, und hier hätte er doch viele Dinge in Ordnung zu bringen. Ach, möge es nicht geschehen! Der G. S. liebt nicht den Gedanken nach Konstanz und freut sich auch so kindlich der Hoffnung, einige Monate mit Schiller zu leben.

Wie oft sprechen wir von euch und machen Plane auf die nahe und ferne Zukunft! —

Burgörner, den 26. August (1791).
(nach Erfurt).

Ich lebe so still und unaussprechlich glücklich! Wilhelm ist sehr beschäftigt, und es ist so süß, eine Fülle der Ideen und Gefühle in dem Manne zu ahnen, den wir einzig und vor allem lieben. Dabei ist er so still in sich und eins. Sein inneres Leben ist eine ewig fortgehende süße Melodie, ein ununterbrochenes Aufsteigen zu höheren Empfindungen und lichteren Gestalten. Ach und wie zart er ist in allem, wie so leicht zu behandeln, und immer schön in allen kleinen Verhältnissen des häuslichen Lebens, mag ich nicht sagen. Aber was mich allein mit ewiger Liebe an ihn binden könnte, ist seine anspruchslose, seine unendliche stille Größe. So oft ist ihm selbst seine Seele verschleiert, und er ahnet kaum ihren erhabenen Flug.

7. Charlotte v. Stein.

Weimar, den 30. Januar 1786.

Gestern, liebes Lottchen, erhielt ich Ihren Brief vom 22. und schämte mich sehr auf Ihr Andenken zu meinem Geburtstag nicht eine Silbe geantwortet zu haben. Ich muß Ihnen ganz (einen Ausdruck der possierlichen Göchhausen zu gebrauchen) wie eine Rabenfreundin vorkommen. Aber Sie handeln recht, wie es einem in den allerliebsten Märchen du palais de la vérité von der Madame Genlis gelehrt wird; „que la confiance aveugle et l'aimable indulgence

forment les liens les plus doux qui puissent unir les coeurs.“ Wenn Sie das Märchen noch nicht kennen, so empfehle ich es Ihnen.

Ihre Zeichnung ist allerliebst, wenn ich meinem Lottchen nicht alles Gute gönnte, so könnte ich eifersüchtig darauf sein.

Ich möchte Sie gern mit dem, was Goethe über Lavaters Magnetisieren denkt, befriedigen, aber er ist der immer Schweigende; soviel sagte er mir, daß ihm der Zustand von Lavaters Frau nicht so wunderbar vorkäme, als es schien, indem sie nur Dinge erkennt, wozu sie zwar einen Teil ihrer Sinne nicht gebrauchte, die aber doch in den Kreis ihrer Ideen gehörten, und wäre nun ein Beweis, daß der Mensch zu den allerfeinsten Aperzeptionen kann gestimmt werden, welches lang bekannt ist. Ich will doch sehen, ob ich das, was Markart darüber geschrieben, hier bekommen kann.

Ich habe manches Projekt gemacht, wie Sie durch eine Gelegenheit über Kochberg uns hier besuchen könnten, aber leider kommen nur immer Holzfuhren und keine anständige Equipage für mein Lottchen daher.

Den 13. Mai 86.

Ihr Briefchen hat mich sehr gefreut, wenngleich mein Herz seither der Freude entwöhnt ist. Mein Sohn, der Jagdpage, ist seit Weihnachten krank, und ist auch wenig Hoffnung zur Besserung übrig; der Tod wäre mir das Erträglichste für ihn, aber ich fürchte, er wird noch lange mit Schmerzen zu kämpfen haben; und Krankheit und Mangel sind die zwei wirklichen Übel, die meinem Herzen einschneiden, wo ich sie sehe; denn die übrigen Leiden hängen mehr oder weniger von unserer Vorstellungsart ab, gegen jene aber gibt's keine Waffen.

Weimar, den 20. August (1786).

Ich muß mich doch erkundigen, was mein Lottchen, die liebe Beulwitz und die liebe Mutter machen, ob der Sprudel wohl bekommen ist, und die Nachhausereise glücklich war?

Lavater wollte zu Ihnen nach Rudolstadt reisen, und mein Mann unterwies ihn, wie er reisen sollte, als zum Glück meinem Mann noch einfiel, daß Sie abwesend wären. Wie bedaure ich Sie, daß Ihnen die Freude entgangen ist. Ich bin wegen der Ankunft unseres Herzogs noch acht Tage länger in Carlsbad geblieben, aber ich habe Siemiteinander sehr vermißt.

Ich bin über Schneeberg zurückgereist, bis wohin mich Goethe begleitet hat. Nun freue ich mich auf Kochberg, und da werde ich auch bald bei Ihnen in Rudolstadt sein. Leben Sie indessen wohl und empfehlen mich dem ganzen Hause.

Den 22. Sehen Sie nun liebes Lottchen, da habe ich schändlich meinen Brief liegen lassen, nun komme ich wohl eher als mein Brief; den 31. bin ich in K,ochberg.

25. Dezember 1786.

Hundert tausend Dank, liebes Lottchen, fürs Briefchen und für die Hoffnung, so Sie mir machen, Sie bald zu sehen. Ich hoffte, es sollte noch dieses Jahr geschehen, um am ietzten Tag mit uns ins Neujahrslied einzustimmen; ich habe mir eine große Punschgesellschaft dazu gebeten.

Aus Rom habe ich viele hübsche Briefe vom Goethe, die ich Ihnen, wenn Sie zu uns kommen, will zu lesen geben. Daß er wieder zu uns zurück will, ist gewiß sein Vorsatz, aber der Himmel beschließt manchmal anders, als wir gebundene Sterb-

liche wollen. Ein bißchen unartig hat er seine Freunde verlassen.

Sehr leid tut mir's, daß ich Sie nicht bei mir logieren kann, aber mein kranker Sohn und Fritz, den ich wieder bei mir habe, nehmen mir allen meinen Platz. Wenn es nur schicklich wäre, ich glaube gewiß, Sie und Fritz würden sich in einer Stube gut vertragen. Aber mein liebes Lottchen muß außerdem fleißig bei mir sein, denn ich habe nun einmal das erste Recht auf sie. Der Papa grüßt Sie recht schön und bewundert die schöne Weste.

1. Juni (1787).

Den 11. Juni gehe ich von hier ab; meine Gedanken sind beinahe mehr mit der Rückreise als Hinreise beschäftigt, wo ich hernach den Kochberger Weg nach Rudolstadt recht fleißig bereisen will.

Wollen Sie wegen meines Sohns durch die Beulwitz oder Ihre Frau Mutter der Erbprinzessin ein paar Worte sagen, so ist mir's lieb; nämlich eine Bitte, ihm bald eine Besoldung zu machen, weil mein Mann nicht vermögend genug ist, seinem Sohn einen starken Zuschuß zu machen, besonders, da noch zwei Söhne so gut wie unversorgt zu Haus sind, wenn den einen der Tod nicht versorgt, welches denn eben keine erwünschte Versorgung wäre. Ich muß Ihnen doch sagen, daß es jetzt mit dem Kranken recht leidlich geht, und daß ich doch wieder anfange zu hoffen.

Stellen Sie sich vor, daß ich durch Goethe vom Graf Statella ein Kompliment bekommen habe; er hat ihn bei dem Gouverneur von Sizilien gesehen. Goethe hat des Cagliostro Mutter und Schwester kennen lernen, eine ehrbare arme Familie. Sagen

Sie doch dem Beulwitz, daß er eine gewisse Schrift zu bekommen suche, welche ein sizilianischer Rechtsgelehrter geschrieben hat, und die zum Titel den Stammbaum des Josephs Balsamo hat. Goethe hat mirs empfohlen, und es hat vermutlich Beziehung auf Cagliostro und soll interessant sein. In Paris ist's gedruckt worden.

Ich schmiere und schreibe durcheinander, daß es keinen Sinn hat, aber daß ich Sie liebe, den Ihrigen von Herzen ergeben bin, werden Sie fühlen und verstehen.

Adieu Allerbestes.

Kochberg, den 4. November 1787.

Haben Sie tausend Dank, liebes Lottchen, für Ihre Liebe und Treue, die Sie mir mit Ihrer Gegenwart in Kochberg bewiesen haben. Es ist besser, wir gehen ohne Abschied voneinander, in der Hoffnung, uns bald wiederzusehen. Ich mußte heute einmal hier in die Kirche gehen, um kein Ärgernis zu geben, sonst wäre ich doch noch gekommen. Man erzählte mir heute, es sei eine ansteckende Krankheit in Rudolstadt, die tödlich sei. Ich bin recht besorgt um Ihr Haus, schreiben Sie mir ja bald, daß Sie alle wohl sind. Mittwoch früh acht Uhr gehe ich von hier ab. Ich bitte um den Egmont zurück.

Ihre treue Freundin

von Stein.

(Weimar), den 28. Dezember 1787.

Daß der Vetter nicht zu mir gekommen ist, hat mich recht gekränkt, ich interessiere mich für alles, was Sie angeht. Schiller habe ich nur einmal gesehen. Ich glaube, er sieht nicht gar viel wirkliche

Menschen, um mit seinen erdichteten nicht irre zu werden, die ihm vielleicht wohler tun.

Goethe schreibt mir alle Sonntage und ist glücklich, fröhlich und ganz selig. Im letzten Brief schickte er mir aus seiner umgeschmolzenen Claudine einen Vers; hier ist er:

Liebe schwärmt auf allen Wegen,
Treue wohnt für sich allein;
Liebe kommt euch rasch entgegen,
Aufgesucht will Treue sein.

Heute ist mein Mann wieder von Gotha zurück und hat mir viel schöne Sachen zum hl. Christ beschert, und ist so artig gegen mich, daß ich allen guten Frauen ein gleiches Betragen von ihren Männern wünschte. Die arme Imhoff ist desto unglücklicher . . . Mein Herz blutet oft ihretwegen, und meine arme Mutter schmerzt mich, eins von ihren liebsten Kindern so unglücklich zu sehen. Ach, wenn man immer wüßte, wie alles endigt, wie würde man sich fürchten, anzufangen.

Knebel grüßt Sie sämtlich recht herzlich, und Sie sollen ihn ein wenig im Andenken behalten. . . .

Sie wünschen einige Wochen hier zuzubringen, liebes Lottchen, und ich hatte Ihnen schon ein Quartier in Goethes Haus ausgemacht, aber da logiert jetzt ein Italiener, und es möchte nun nicht schicklich sein. Bei mir selbst hat es auch allerhand Schwierigkeiten, und da ich die Ordnung liebe, möchte ich's doch auch meinem Gast nicht fehlen lassen. . . .

(Weimar), den 12. Januar 1788.

Könnte nur der Bote, der mir Ihren Brief vom 4. Januar brachte, warten; ich wollte meinem

lieben Lottchen recht viel schreiben. Verjagen Sie ja die trüben Wolken aus Ihrer Seele; über alle Übel kann man Herr werden, außer nur nicht über Mangel und Krankheit; an beiden leiden Sie nicht, und eine liebe Schwester haben Sie auch um sich; ermuntern Sie auch Ihre Frau Mutter. Wenn ich nur immer mit Ihnen sein könnte! Grüßen Sie sie tausendmal, so auch meine gute Beulwitz. Das Projekt, bei Voßens zu logirren, habe ich gehofft, sollte gehen, doch ich sehe aus Ihrem Brief, daß Sie noch keine Antwort darüber haben.

Der Italiener, auf welchen Sie neugierig sind, ist der Sohn von Goethes Hauswirt, ein Zuckerbäcker in Rom, und soll die Herzogin Mutter auf ihrer Reise nach Italien begleiten. Goethe hat ihn ihr geschickt, weil sie niemand um sich hat, der die Sprache versteht. Alles will nach Italien bei uns; ich sage alles, und es ist doch nicht so ganz wahr; ich selbst lobe mir mein Zuhaus, und wem zuhaus nicht wohl ist, dem ist nirgend wohl, und ist nur eine solche Reise eine Palliativkur. Ein andres ist's in der Jugend, welche glaubt, es sei noch außen herum etwas zu finden. Meine arme Schwester ist wie ein Schatten aus dem Grabe, ihr Blühen und ihre Munterkeit ist alles dahin; noch ists nicht dezidiert, ob die Trennung vor sich geht. Wollte Gott, es geschähe!

Ich danke Ihnen fürs Liedchen. Hier ist wieder ein Liedchen aus einem von Goethes Stücken. Geben Sie es nur nicht weiter. Ich male an meiner letzten Landschaft; sobald sie fertig, komme ich nach Kochberg und klebe sie auf.

W., den 29. April (1791).

Ich war schon lang in keiner Stimmung meiner lieben Lollo zu schreiben; mein trauriger, kranker Gesellschafter hemmt den Lauf meiner Gedanken, und ich werde stumm mit ihm. Zu Beschäftigungen, die mir lieb sind, bin ich jetzt immer unfähig, daher suche ich nur die hervor, die mir Mühe oder gar Schmerzen machen; und weil aus der Verbindung der Dinge entweder, wenn es zum Schlimmen geht, eine gänzliche Zerstörung oder etwas Gutes wieder entstehen muß, so werden Sie bald aus mir eine Virtuosin einer guten Wirtschaftsfrau sehen, denn ich besorge alles ordentlich, was ehemals meine Jungfer, die nunmehr weg ist, sehr unordentlich besorgte. Dieses nimmt mir die schöne Zeit, die ich sonst zum Lesen, Schreiben, Zeichnen anwendete, ziemlich ganz hinweg, ermüdet meine Füße und legt mich in einen festen Schlaf wie gewöhnlich, ja läßt sogar meine Einbildungskraft von allen Träumen ruhen. Ich darf mir aber nicht deutlich machen, daß ich auch Ihrer vielleicht dadurch werde beraubt werden. Ich sehe gar nicht, wie ich meinen Mann mehr verlassen kann, besonders wenn Fritz nach Jena ist; ich will mir aber vor alle diese Schwierigkeiten und traurigen Aussichten einen Vorhang ziehen.

Der Schauspieler Schröder war einen Tag hier, ich habe ihn aber nicht gesehen. Von seinem Stammbuch hörte ich erzählen, und das, was ihm Lessing hineingeschrieben, habe ich mir geben lassen und schließe es hier bei. Moritz ist gestern oder ehegestern hier angekommen, aber er ist krank . . .

Eben erhalte ich den vergessenen Brief und danke Ihnen tausendmal dafür. Es ist besonders, daß Sie mir eben von der Dresdener Reise sprechen, da ich

gestern einsam an dem Ufer der Ilm wegging und das schon lang gemachte Projekt dieser Reise überdachte, und mich doch so allerwegens gebunden sehe. Vielleicht ist mir noch wo eine Freude mit meinen Freunden beschert; kennen Sie den Vers?

Die Furcht zerknickt des Geistes leichte Schwingen,
Die Hoffnung plaudert Ammen gleich,
Führt durch ein Feenreich,
Uns in den Tod zu singen.

Es tut mir sehr leid, daß Schiller noch nicht ganz wohl ist; ich hoffe, er versäumt doch nichts an seiner Gesundheit. Sollte er nicht die Eselsmilch trinken? Mein Mann wird vermutlich nach Lauchstädt müssen; dahin führt mich also auch mein Schicksal. Zu Anfang Juni soll er gehen. Genug, ein paar Tage sehe ich Sie wo, in Rudolstadt oder in Erfurt.

W., den 15. Januar 1794.

Daß mein Mann den 27. Dezember endlich aus seinem traurigen Zustand erlöst worden, werden Sie vielleicht schon wissen. Nun habe ich allerhand in Ordnung zu bringen und dann auch zu sterben. Doch hoffe ich Sie erst noch recht oft zu sehen und Ihr kleines Söhnchen mich noch rufen zu hören.

Ich hoffte zeither, es sollte Schiller vielleicht gegen das Sprichwort ein Glück in seinem Vaterlande aufgehoben sein. Man sagt viel Gutes vom neuen Herzog, und er ist doch auch ein reicherer Herr als unser Fürst. Mit tausend Talern hier zu leben ist schwer, denn selbst wegen Schillers Namen könnten Sie keine so ganz eingezogene Haushaltung führen. Ich rede gegen mein eigenes Interesse, denn nichts wäre mir

erwünschter als Sie hier wohnhaft zu sehen. Auch noch etwas habe ich zu erinnern: es hält sehr schwer, daß hier eine Witwe Pension kriegt, wenn es der Mann nicht ausgemacht hat. Könnte Schiller dort Dienste bekommen, so könnte er auch dieses sich ausmachen. Ich spreche nun freilich ganz ohne Kenntnis von der dortigen Lage nur aus dem Trieb, daß Schiller das Beste und Glücklichste für sich ergreifen möchte.

Ihre liebe Mutter werde ich bald das Vergnügen haben zu sehen; sie wird zu Ende dieses Monats mit sämtlichen Prinzessinnen hieher kommen. Wenn die Beulwitz mit ihrer ökonomischen Lage fertig werden kann, so wünschte ich selbst, sie würde geschieden; es kann für beide kein Glück mehr aus dieser Ehe kommen. Wenn sie bei Ihnen ist, so grüßen Sie sie von mir. Herzogin Louise sagt Ihnen und Schiller viele Grüße und dankt letzterem für die Thalia, welche sie erhalten. Sie ersucht Sie, Moser, wenn Sie ihn sehen sollten, viele Grüße von ihr zu sagen und wünscht zu wissen, wie es ihm jetzt geht. Der Coadjutor war vor einigen Tagen bei mir und trägt mir auf, Ihnen beiden viel Freundschaftliches zu sagen. Seine Familie, sagt er mir, sei nun durch die Franzosen ganz ruiniert. Er selbst hat traurige Aussichten, aber er trägt dieses alles mit vieler Fassung.

Nach den Zeitungen benehmen sich Schillers Landsleute recht patriotisch, daß sie der deutschen Nation Ehre machen; also hoffe ich, werden Sie nichts von den Franzosen zu befürchten haben. Ich kann nicht leugnen, daß mir's um Ihretwillen auch ein wenig ängstlich war, als wir die fatalen Nachrichten von dem Sieg der Franzosen erhielten. Der älteste Niebecker, der die letzten drei Jahre der Revolution in

Paris zubrachte und von unglaublichen Schandtaten der Augenzeuge war, ist jetzt hier; aber ich weiß nicht, was er sich muß haben zu schulden kommen lassen, der Herzog hat ihn nicht bei Hof acceptiert und ihm geantwortet, daß seine politischen Verhältnisse es nicht erlaubten. Eine Anekdote, die uns unbekannt war, hat er erzählt. Die Anhänger des Königs, da sie ihn nicht retten konnten, hatten sich vorgenommen, um ihn von der Hand des Henkers zu befreien, ihn zum Fenster heraus schnell durch einen Schuß zu töten, indem er auf einem offenen Wagen und sehr langsam gefahren wurde. Daher kam der Befehl, daß sich niemand am Fenster sollte sehen lassen, weil die Absicht verraten worden war.

Unser Herzog bleibt, wie man sagt, bis im März bei uns; alsdann geht's wieder zur Armee. Ich habe keine Angst mehr um ihn. Da er einmal eine unüberwindliche Neigung zum Militär hat und für die ihm näheren Pflichten keinen Sinn, so findet er entweder da die ihm erwünschte Art des Todes, oder kommt er davon, bleiben ihm die mit seinem Wesen übereinstimmenden liebsten Erinnerungen. Wenn wir jemand lieben, wollen wir immer die Person nach unsrer Art glücklich wissen, das ist ein Irrtum; so habe ich mich endlich über unsern Herzog beruhigt. Wer kann wissen, in wie weit des Menschen Handlung von ihm selbst abhängt? Wie oft habe ich mich über den unrichtigen Gang der Begriffe und Handlungen des armen Stein geärgert; wie man seinen Kopf öffnete, fand man einen Knochen, der ihm ins Gehirn gewachsen war. Es ist mir nun, als möchte ich zu allem schweigen. Nur Ihrer Liebe will ich antworten und immer wiederholen, daß Ihnen die meinige ewig bleiben wird.

Mein ältester Sohn, der mir unvermutet den Tag vor seines Vaters Tod ankam, sagt Ihnen die schönsten Grüße.

7. Nov. 1794.

Die bewußten Elegien habe ich schon mehrmals loben hören, aber mir sie zu lesen zu geben, hat mich der ehemalige Freund vermutlich nicht würdig gefunden. Er wollte sie vor einigen Jahren drucken lassen, der Herzog widerriet's ihm aber; wie unsern gnädigsten Herrn just einen Moment diese pedantische Sittlichkeit überfallen hat, begreife ich nicht.

25. Februar (1795).

Schillers Briefe in den Horen haben mir ganz ungemein gefallen. Wenn wir zusammen wohnten, möchte ich mich noch viel mit ihm darüber unterhalten und mir noch manches erklären lassen; aber, aber, mit diesen schönen Ideen kann man doch den Stoff nicht umbilden, aus dem nun einmal die Menschen geformt sind; immer einige Einzelne werden nur gerettet werden.

Daß Goethe sich Schiller immer mehr nähert, fühle ich auch, denn seitdem scheint er mich wieder ein klein wenig in der Welt zu bemerken. Es kommt mir vor, er sei einige Jahre auf eine Südseeinsel verschlagen gewesen und fange nun an auf den Weg wieder nach Hause zu denken. Ich wollte, Sie hätten mir noch mehr von den gelbrötlichen Streifen geschrieben, die sich durch die Masse des Gehirns schlingen, und ob sie dem Gehirn des Tieres fehlen. Aber die Vernunft ist nur ein Resultat, ich kann also nicht glauben, daß sie wo in unserem Kopfe sollte sichtbar sein.

Die Kalb sah ich nur zweimal, seitdem sie hier ist, und ich höre nicht einmal etwas von ihr, außer

gestern, wo die Reinbaben, welche sie täglich besucht hatte, mir erzählte, sie habe sie an Schiller schreibend angetroffen über seine Briefe in den Horen; und letzthin sagte sie, mir däucht zur Herzogin, sie habe sich so drin vertieft, daß ihr Mädchen, als sie in die Stube kam, sie braun und blau gefunden. Mir geht's nicht so; was ich drin verstehe, macht mir eine angenehme Empfindung im Kopfe, vermutlich weil es dem verständigen Organe recht angemessen ist, und was ich nicht verstehe, das laß ich bescheiden liegen.

27. Juli 1795.

Herders Urteil über die Elegien ist mir nicht bekannt geworden, aber ich will's Ihnen gewiß plaudern, sobald ich etwas höre, weil Sie es wünschen. Das meinige ist zu unbedeutend darüber, denn ich habe für diese Art Gedichte keinen Sinn. In einer einzigen, der sechsten, war etwas von einem innigeren Gefühl; ich glaube, daß sie schön sind, sie tun mir aber nicht wohl. Wenn Wieland üppige Schilderungen machte, so lief es doch zuletzt auf Moral hinaus, oder er verband es mit ridicules, soviel ich davon gelesen habe. Auch schrieb er diese Szenen nicht von sich selbst.

Bei Gelegenheit dieser Elegien sagte Herder der Herzogin, Goethe sei in Italien sehr sinnlich geworden, ihn aber habe es daselbst angeekelt. Daß der Herzog an Schiller einen Brief über diese Elegien geschrieben, habe ich von der Herzogin gehört; auch sagte sie mir etwas aus Schillers Brief an den Herzog darüber. Des Schillers ernsthafte Briefe neben den leichtfertigen Elegien machen einen sonderbaren Kontrast. Wenn Sie sie verstehen, so hat Sie Schiller vermutlich mit dem Gegenstand bekannt gemacht; mir sind sie schwer.

7. September 1795.

Wenn ich Ihnen, liebe Lollo, noch viel in Gedanken zu schreiben habe, so wird meistens in der Wirklichkeit nichts daraus, weil mir die Zeit dazu nicht lange genug scheint. Ich will also heute den Fehler so gut wie möglich überwinden. Mein alter Freund ist nicht fort, wie Sie glauben, sondern wird auch wohl noch acht Tage hier bleiben. Er hat ein glückliches gesundes Alter und war dennoch in seiner Jugend beinahe mit denselben Umständen leidend wie Schiller; also können Schiller auch noch recht gesunde Tage bevorstehen.

Schillers zwei letzte Gedichte haben mir viel Vergnügen gemacht; bei der Würde der Frauen sieht man recht, daß mein Lollochen der Gegenstand war, aus dem er es schöpfte; heimlich aber hat er doch nach der Kantschen Philosophie den Mann zum Tugendhaften gemacht. Die Ideale haben mich gerührt, und ich begreife nicht, daß es jemand gibt, der nicht ganz mit Fett umwachsen ist, dem es nicht dieselbe Wirkung tun sollte. Wem dieses Gedicht seiner Empfindung anschlägt, ist's wie ein Labetrunk einem Durstigen oder ein Ruhebett einem Müden, genug, wie eine Antwort auf Empfindungen, die sich wenige Menschen selbst ausdrücken können.

von Stein.

Mittwoch ((1795?).

Ich bitte Sie, mein bester Herr Schiller, beikommenden Tisch in Abwesenheit unserer Lollochen in Ihre Stube zu setzen. Ein guter Freund von Ihnen beiden hat mir den Auftrag gegeben, und ich habe es mit Vergnügen besorgt.

Goethe war letzt bei mir und hat sehr gut von Ihnen gesprochen; es stimmte mit dem überein, was Sie von Ihrer neulichen Unterredung von ihm sagten, und es freute mich, daß es bei Goethe kein nur flüchtiger Eindruck war.

11. November (1795).

Das fünfte Buch von Wilhelm, auch das Glaubensbekenntnis hat mir sehr wohl gefallen. Ich glaube beinahe, es ist von einem Frauenzimmer, und er hat es nur zugestutzt. Eine einzige widerliche Stelle ist in dieser Konfession.

Adieu, lieber Engel! Wenn Sie wissen mögen, wo ich heute bin, im Tanzklub, welcher heute der Frau von Coudenhoven zu Ehren gegeben wird. Die schönsten Grüße an Schiller. Seine Elegie in den letzten Horen ist vortrefflich; es hat mir lang nichts so wohl gefallen. Über allen unsern Marthasgeschäften weiß ich gar nicht, ob ich ihm etwas darüber in Jena gesagt habe.

30. Januar (1796).

Eben tritt August zu mir herein und bringt mir Blumen. In Gedanken sagte ich ihm: „Guten Morgen, mein liebes Carlchen!" weil ich das liebe Kind mit ihm sah. Er brachte mir Blumen und einen Gruß von seinem Vater, er wäre nach Jena gereist. Ich glaube, die Mutter hat's ihm gesagt, sonst wär's viel von einem Kinde, daß er's so lange gemerkt hätte. Hier folgen die Räuber; diese waren wirkliche Gewalttätigkeiten der Seele, nach der Kalb zu reden. Grüßen Sie Schiller recht herzlich von mir, auch Körners sagen Sie etwas.

(Ende Mai 1796).

Niemand kann besser Ihre Leiden fühlen als ich, denn mir war dieses Geschäfte auch auf eine schwere

Art auferlegt. Von Tränen ermüdet schlief ich nur ein und schleppte mich wieder beim Erwachen einen Tag, und schwer lag der Gedanke auf mir, warum die Natur ihr halbes Geschlecht zu dieser Pein bestimmt habe. Man sollte den Weibern deswegen viele andere Vorzüge des Lebens lassen, aber auch darin hat man sie gekürzt, und man glaubt nicht, wie zu so viel tausend kleinen Geschäften des Lebens, die wir besorgen müssen, mehr Geisteskraft muß aufgewendet werden, die uns für nichts angerechnet wird, als die eines Genies, der Ehre und Ruhm einerntet.

Die Mlle. Schröter war sehr empfindlich über Körners, daß sie ihr gar nichts hatten sagen lassen, nach Jena zu kommen. Ich sagte ihr, daß sie Ihnen nicht gerne hätten mehr Gäste an den Tisch bringen wollen. Dem Herder habe ich den Gruß von Körners ausgerichtet: er war recht freundlich, aber übrigens voller Piks aufs Leben und die menschliche Natur. Nichts kuriert einen mehr von einem solchen Zustand, als wenn man eine recht schmerzliche Erfahrung gemacht hat. So bin ich durch Goethes Abschied für alle mir noch bevorstehenden Schmerzen geheilt worden; ich kann alles dulden und alles verzeihen.

Donnerstag, Juni (1796?).

Ich kann immer das Epigramm: „Frech wohl bin ich geworden", das man mir eben vorlas, wie ich so krank war, nicht aus meinem Kopfe kriegen und kann nicht ausfindig machen, ob der naive und sentimentalische Dichtergeist darinnen beisammen steht; aber meinem Spitz muß ich's immer vorsagen, wenn ihm so recht hündisch wohl ist, denn er ist mir recht treu und recht fromm, er beißt niemanden und ist wirklich kein Schuft.

Den 2. November (1796).

Was die Xenien betrifft, die ich nun gelesen habe, so sehe ich wohl, daß nicht mein alter Freund den Schiller dazu inspiriert hat, sondern Lollochen hat sie vermutlich alle selbst damals in der Phantasie gemacht, als der Verleger kam und den noch nicht fertigen Kalender holen wollte, und nun besinnt sie sich nicht mehr darauf; daß ich ja nicht etwa noch eine über meine Tragödie darin finde. Aber eigentlich ist mir's politisch nicht recht, daß die beiden guten Freunde diese Späße haben drucken lassen; Goethe schadet's zwar nicht, aber Schiller könnte es in der Folge schaden, besonders im Holsteinischen; man lebt doch nicht vom Verstand allein. Ich denke freilich nicht wie eine Poetin, sondern hausmütterlich.

19. November (1796).

Ich freue mich, daß Sie Karl ein bißchen gesehen hat; ich glaube beinahe, er heiratet gar nicht und nimmt sich zuletzt ein Mamsellchen wie Goethe, denn er findet das so artig an ihm, und mir sind diese Verhältnisse zum Ekel.

Ich hab' die Berlepsch nur einmal gesehen; sie war lustig und munter und dick und fett. Vielleicht macht sie jetzt mehr Eindruck auf Goethe, als da sie mager und sentimentalisch war; sie sieht auch etwas gemeiner aus.

Meine Dido habe ich der Eliza Gore gegeben, und die liest entsetzlich lang daran, weil ihr die Hand und auch die Sprache schwer ist; sobald ich's zurückbekomme, sollen Sie's haben, aber Schiller wird's keinen Spaß machen, denn wie kann dem Meister so etwas gefallen? Es ist nun zwei Jahre, daß ich's abschreiben will und komme immer nicht dazu; es mag auch wohl noch mancher Schreib- und Sprachfehler drin sein.

7. Februar (1797).

Goethe hat eine Elegie gemacht, worin er das Publikum wegen der Xenien wieder versöhnen wird, denn sie ist recht poetisch schön und ist wie Anakreon würde von sich gedichtet haben. Nur schade, daß bei der Gattin, die am reinlichen Herd kocht, immer die Jungfer Vulpius die Illusion verdirbt. Vielleicht haben Sie sie schon gelesen; ich habe sie durch die dritte Hand bekommen.

Schon lange wollte ich Ihnen sagen, daß mir Agnes von Lilien in den Horen besser gefällt als im Manuskript, ich glaube, das Gedruckte imponiert mir.

Mittwoch, den 9. April (1797).

Ich habe die Kalb, seitdem sie einmal bei mir war, nicht wieder gesehen. Wir haben eine ganz richtige Bemerkung über sie gemacht: sie kann sich recht hübsch das, was sie gerne hat, weis machen als eine Pflicht, die sie zu erfüllen hätte. Doch fand ich diesen Zug mehr bei Männern als bei unserem Geschlecht. Kant und Schiller können wohl recht haben, daß unser Geschlecht mehr aus Neigung als aus Pflicht handle, aber nur deswegen, wie ich bei vielen sehe, weil ihre Pflicht ihnen zur Neigung wird. Ich könnte viele Beispiele davon anführen, unter anderen meine Mutter. Sie gefiel sich so wohl in den beständigen Aufopferungen, die sie zu machen hatte, daß, nachdem sie nach vielen Jahren zu ihrem eigenen freiwilligen Genuß kam, sie eine Öde in sich empfand, die sie noch bis jetzt nicht ganz überwinden kann. Überhaupt, glaube ich, hat die Natur dafür gesorgt, daß in unserm Geschlecht die ganz echte Tugend soll wohnend bleiben, indem bei uns kein Stolz noch Ruhm eine Triebfeder sein kann; denn unsere zu bearbeitenden Auf-

gaben, eben wegen ihrer tausendfältigen Kleinlichkeit etwas drückend auszuüben und doch so notwendig im Leben, sind weder der Stoff für einen Dichter noch des Geschichtschreibers; aufs höchste können sie einmal so nebenher wie die Wäsche der Nausikaa und das Gewebe der Penelope angeführt werden, denn die beste Hausfrau ist die allerunbedeutendste für die Welt.

Daß Goethe die Welt lustig ansieht, macht, weil diese Seite seines Verstandes die klarste ist; er hat begriffen, daß ihre Natur von der Beschaffenheit sei, daß sie keine Philosophen je verbessern werden; und da er sich selbst wie billig auch zu der Welt rechnet, weiß er wohl, daß auch er nicht anders sein kann, und je mehr ihn diese Dinge sonst gequält und er sie durchdacht, hat er sich gemütlich darüber zur Ruhe gesetzt. Dabei hat er jetzt eine gute Gesundheit und mehr Fleisch im Topfe als der arme Rousseau, um sich gute Bouillons kochen zu lassen.

Ihre Liebe ist die einzige, die mir wohltut; alle andere gewesene oder noch bestehende haben mich nicht selten gequält; könnte ich's Ihnen vergelten!

9. Februar (1798).

Ich war vorgestern in Gesellschaft der Kalb; sie frug mich, ob Goethe mich besuchte, ich sagte: nein. Welche Härte, rief sie aus, und sie wollte es ihm vorhalten; in Eil', denn mein Wagen stand schon vor der Tür, bat ich sie recht sehr, es nicht zu tun, denn ich liebe meine Einsamkeit und bin gar nicht auf Visiten gestimmt. Wenn sie mir nur nicht etwas Albernes macht: ich habe gar nicht gern, wenn man zu Goethe von mir spricht; ich habe ein zu lebhaftes Gefühl davon, daß er gar kein Interesse an mir

nehmen kann, ich aber habe noch soviel Interesse an ihm, daß ich nicht leiden kann, daß man ihn damit plagt.

August ist bei mir, sein Gesichtchen tut mir auch wohl; er wollte an Karlchen schreiben und freute sich übers Kouvertchen, das ich ihm gemacht habe. Possierlich ist's, daß er sich das Siegel in meinem Schreibtisch ausgesucht hat, das mir sein Vater, ich glaube vor zwanzig Jahren, geschenkt. Lassen Sie ihn es nicht sehen.

28. Februar (1799).

Adieu, mein Liebes, das ich sehr vermisse. Keine so treue, liebevolle, mir so wohltuende Freundin betritt meine Schwelle; nach Ihnen die einzige Herzogin Luise, die es aufrichtig gut mit mir meint, aber ich kann ihr immer nichts recht machen, und wir leben in ewigem Streit. Letzt sagte sie mir, sie könnte sich recht vorstellen, daß mich Goethe nicht hätte können lieb behalten, ob sie mich gleich immer würde lieb haben. Ich habe ihr geantwortet, ich wollte ihr zugeben, daß sie mich stärker liebte, ich sie aber besser.

9. Mai (1803).

Unter uns gesagt, Goethens Stück hat mir im Lesen doch nicht so gefallen, wie bei der Vorstellung, anstatt daß mir das bei Schiller seinen Stücken umgekehrt ist; man braucht bei Schillern seinen Stücken durch nichts bestochen zu werden. Die Jamben wurden mir auch sehr schwer; manche Stellen mußte ich zwei-, dreimal lesen, ehe ich sie fassen konnte, aber das mag wohl in meinen unpoetischen Organen liegen. Fritz wird Goethen so bald wie möglich schreiben und ihm für die Mitteilung danken. Grüßen Sie meinen ehemaligen Freund aufs beste von mir. Sie haben nun einmal meine alte Zuneigung zu ihm geerbt.

Strachwitz, den 2. Juni (1803).

Hätte ich nur ein besser Gedächtnis, ich wollte Sie recht damit zu lachen machen, was Hermes mir alles erzählt hat; ich würde aber gern mit ihm umgehen, und er würde Ihnen gewiß gefallen; wenigstens ist er nichts Alltägliches, und gewisse Begebenheiten seines Lebens weiß er sehr gut vorzutragen.

Es hat einen alten Dichter gegeben, dessen Namen ich vergessen habe, der ist wegen seiner schlechten Verse unter lauter Ohrfeigen gestorben; ich glaube, so wird's Kotzebue endlich auch ergehen. Eben meldet sich Hermes auf zwei Tage bei mir an. Dieses geschieht bloß um Ihretwillen, denn ich habe ihm gesagt, eine Dame von Weimar (und habe Sie genannt) habe mir aufgetragen, ihn kennen zu lernen.

8. Gräfin Schimmelmann.

Kopenhagen, den 25. April 1797.

Als ich Ihren schönen seelenvollen Brief erhielt, liebe Frau Schiller, war ich krank; seitdem bin ich matt und dumm gewesen. So wollte ich mich nicht Ihnen zeigen; einen halben Dank wollte ich Ihnen nicht für einen solchen Brief bringen; doch wo finde ich Worte, es so auszudrücken, wie ich es wollte, wie lieb und erfreulich dieser Brief mir war? Wir sollten nicht immer, so scheint es mir, von Ihnen so getrennt im Raume leben. Der gute Purgstall hat es Ihnen gesagt, wir wären es nicht ganz unwert, im engen Kreise mit Ihnen und Schiller einen schönen Umgang zu genießen, der allein glücklich macht. Doch

müssen Sie sich ja nicht über uns täuschen. Purgstall hat Ihnen mit schwärmerischen Farben der Freundschaft das Gemälde unseres Hauses gezeigt. Der gute edle Jüngling hat uns seit einem ganzen Jahr verlassen, hat seine Zeit in Schottland und England nicht verloren. Jetzt sind die Heere der Franken in Steiermark, wo er seine Güter hat. Es wird ihm gehen wie so manchem andern in dieser stürmischen Zeit; nur wird er es besser zu tragen wissen; er hat an sich selbst ein großes unwandelbares Gut.

Die Baggesen haben uns verlassen, sind jetzt in Kiel. Sie wollten weiter und den südlichen milderen Himmel suchen. Ach leider, den Himmel wird sie wohl nicht mehr auf der Erde finden; sie war sehr schlecht, in der größten Gefahr, die mit jedem Tage zunimmt. Er ist unglücklich und fühlt es tief. Die armen Kinder, zwei Knaben verlieren an ihr eine zärtliche gute Mutter!

Ich kann heute nicht mehr schreiben; sagen könnte ich Ihnen noch so vieles, aus dem Herzen es Ihnen sagen. Vielleicht werde ich einst das Glück haben.

Geben Sie uns bald Nachricht von Schillers Gesundheit, von Ihrer ganzen Existenz, von Ihren lieben Kindern. Gott erhalte sie Ihnen und gebe Ihnen die besten Mutterfreuden an diesen holden Geschöpfen!

Vielleicht sehen Sie die Frau Brun, die vermutlich bald heimkehrt. Sie hat ihre einzige Schwester hier verloren, eine gute sanfte Frau, die Mann und Kinder in Tränen der Wehmut zurückließ; ihre alte Mutter wird es schwerlich erleben. Doch es umschweben mich heute nur Trauerbilder. Verzeihen Sie, Liebe, meinem Mann ist heute nicht ganz wohl; dieses stimmt mich vielleicht so düster.

Seelust bei Kopenhagen, den 1. September 1797.

Wie oft wollte ich Ihren schönen Brief beantworten — wie nahe waren wir einander im Geiste, als ich Ihre Stimme so lebendig vernahm, liebe Frau Schiller; auch Sie hörten und empfanden, was ich einst mit Worten Ihnen sagte — auch Schillers freundlichen Gruß erwiederte ich aus ganzer Seele.

Ich wünsche Ihnen beiden Glück zur neuen ländlichen Wohnung. Möchten Sie doch in diesem ruhigen Aufenthalt viele wahre Freuden ungestört genießen, und Schillers Gesundheit sich recht befestigen unter dem freien Himmel, daß er sich immer mehr in Ihrem belebenden Umgang seines besseren Lebens freuen möge, und noch lange, noch viel für uns alle mannigfaltig leben! Nur im Tempel der Natur findet die hohe Wahrheit ihre schönsten Altäre; in diesem unentweihten Tempel gedeihen ihre Früchte; da auch duften ihre Blüten lieblicher im jugendlichen Schoße der Grazien. Diese holden Schutzgöttinnen winken freundlich dem Dichter, ihn zur ernsten Muse führend bis in das heilige Gebiet der höheren Gedanken und Empfindungen, wo der unsterbliche Geist die wahre Heimat findet — so sehe ich Schiller ins reinere Element seines besseren Daseins versetzt und freue mich Ihrer Ruhe in der belebten Einsamkeit.

Auch wir genießen hier im Sommer Momente der Ruhe, die für meinen Mann wohltätig sind, mitten im Wirbel der Geschäfte. Er trägt sie in sein inneres Wesen, diese Ruhe der Seele, die dem Menschenfreund in jeder Lage so unentbehrlich ist, die ihm Kraft gibt, allen Stürmen von außen zu widerstehen und sie zu besiegen. Wir leben in einer Epoche der Umwälzungen; nur in uns müssen wir suchen, Ordnung und Festigkeit zu erhalten, einen starken guten Willen

immer neu zu beleben, und dann allen Begebenheiten, die wir nicht ändern können, ruhig zusehen, in der Hoffnung besserer Zeiten.

Oft glaubte ich, daß wir schon einige Strahlen der neuen Morgenröte erblicken würden; es sind aber der Wolken so viele und so trübe dazwischen gekommen — sie verhüllen uns das Licht — doch nicht auf immer; verzeihen Sie, daß ich mich so hinreißen ließ, und so lange hierüber schwatzte.

Die Frau Brun ist endlich angelangt nach der langen Reise. Sie hat ihre Gesundheit in der Alpenluft wiedergefunden und versichert, daß der italienische Himmel ihr lange nicht so günstig war wie der schweizerische. Sie findet sich jetzt glücklich und vergnügt in der Heimat, von ihren Kindern umgeben, und genießet fröhlicher das Leben im Gefühle der Gesundheit. Ihr Mann, der ehrliche Brun, hat unterdessen im Handel sich große Reichtümer erworben; sie werden gewiß beide davon den besten, zweckmäßigsten Gebrauch machen. In Bern hat sie nicht ihre Zeit verloren und bringt uns Schätze mit, die in Dänemark fremd sind.

Nun leben Sie mit Schiller und Ihren lieben Kindern recht glücklich! Gedenken Sie unserer als wahrer Freunde!

Charl. Schimmelmann.

Wir danken für die Hefte der Horen. Könnten wir sie doch miteinander durchgehen!

Kopenhagen, den 19. Dezember 1798.

Daß ich Ihren schönen Brief so lange unbeantwortet ließ, lag nicht an meinem Herzen, glauben Sie es fest, liebe Frau Schiller. Die innere Stimme des Danks vernahmen Sie sogleich, so schien es mir.

Auch kann ich noch nicht Ihnen auf diesem Blatte meine Empfindungen beim Empfang eines solchen Briefes mitteilen. Nur schwach sind alle Ausdrücke der ungeübten Feder in solchen Momenten des Lebens. Daß ich aber mit innigen wahren Empfindungen des Herzens mich Ihnen beiden näherte, als ich die schönen Briefe erhielt, dies wissen Sie gewiß, und ich brauche nicht es Ihnen zu versichern.

Der Musenalmanach war mir eine liebliche Erscheinung. Einen solchen Genuß verdankt man gerne den Musen selbst, im Namen ihrer Lieblinge. So brachte ich auch meinen Dank auf unsichtbaren Altären im stillen und feierte Schillers Andenken, ohne es ihm selbst sogleich sagen zu können.

Mit der Frau Brun, die eben zu mir kam, teilte ich zuerst den Genuß. Mit bescheidenem Blicke fand sie ihren eigenen Namen, freute sich doch kindlich der Aufnahme und nahm auch so im reinen Herzen jede Schönheit auf, die ihr neue Blumen und Blüten brachten. Friederike Brun hat ein seltenes vortreffliches Herz. Dieses erhöht für mich jede geistige Gabe, die ihr reichlich zuteil wurden, und die Natur krönte dadurch alle übrigen Geschenke an ihr.

Der Professor Baggesen ist aus der Schweiz und aus Paris endlich zum Vaterlande zurückgekommen. Seine Schwiegermutter, die alte Frau von Haller, ist mit ihm hergereist. Hier umschweben sie beide die Erinnerung der holden Sophie Baggesen, die auch Ihnen so lieb war. Zwei kleine Knaben bleiben ihm noch, die aber mutterlos sind. - Baggesen schildert uns Paris, nicht aber im magischen Spiegel, wie's zur Zeit der Hoffnung war; es ist alles verschwunden, jede Spur der Freiheit, auch nicht ein Phantom davon übrig. Die Pariser sinken immer tiefer in den Ab-

grund der Laster und Frivolität hinein. Sie glauben an nichts mehr, am wenigsten an sich selbst, noch weniger an Wahrheit und Tugend. Die schönsten Werke der Kunst liegen im Chaos unbenutzt und ungeschätzt. Auf einem solchen Boden blühet die schöne Kunst ebenso wenig als die Rose in einer Sandwüste; und da, wo das schöne Ideal verschwunden ist, nimmt die finstere Gestalt des moralischen Todes die Oberhand. Ihre Freiheitsbäume blüheten nie, die bittere Frucht entstand im Gebiete des menschlichen Elendes; es sind traurige Gegenstände!

Was Sie von Ihren Kindern mir sagen, hat mich innig gerührt; könnte ich sie doch einmal sehen und umarmen! Für den kleinen Ernst erlauben Sie, daß ich zu Neujahr ein kleines Geschenk zum Andenken sende, für welches er Spielsachen statt Bücher sich verschaffen wird. Mein Mann teilt so ganz mit mir den Wunsch, Ihnen beiden einmal im Raume nahe zu kommen. Meine schwache Gesundheit erinnert mich nur zu oft an solche Wünsche, die alsdann zur Sehnsucht werden.

Wir erwarten mit Ungeduld die neue Tragödie von Schiller. Sein schönes Programm läßt uns schon den höheren Genius ahnen und verspricht viel. Es wird gewiß in der Handlung ein lebendiger Geist siegen, der den schlafenden aufwecken muß.

Eben höre ich, daß Buonaparte gefallen sein soll. Kaum kann ich es glauben. Sollte dieses große Drama wirklich in Ägypten sich endigen? sollte der Held unter diesen Ruinen fallen? — In Europa gehörte er freilich nicht mehr hin!

Sagen Sie doch Schiller alles, was ich ihm selbst so gerne noch heute schreiben möchte. Dieser Brief sei auch für ihn. Ich kann die Feder nicht länger

halten; der trübe Wintertag verfinstert alles um mich herum. Dieses sei meine Entschuldigung auch für die Unordnung dieser Zeilen.

Kopenhagen, den 16. Februar 1799.

Für Ihren schönen Brief aus Weimar sage ich Ihnen meinen herzlichen innigen Dank, liebe Frau Schiller. So ganz habe ich Ihr Herz verstanden, indem Sie mir Schiller so gefühlvoll und innig nannten. Wie oft war auch ich durch seinen hohen Genius glücklich gemacht! Wie sollte ich es nicht wissen, was er Ihnen in solchen Momenten sein muß. Eine gewisse Bescheidenheit der Frauen für ihre Männer ist nicht natürlich, so wenig wie ein gewisser Stolz darauf es nicht wäre. Der heiligen Wahrheit muß vor allem gehuldigt werden; nur in ihrem Namen sind reine Gefühle vorhanden. Im Ausdrucke der Worte können sie freilich entweiht werden, doch ist dies nicht der Fall, wo Herz an Herzen trifft. Doppelt mußte ich das Ihrige verstehen, liebe Frau, da ich oft im süßen Genuß der Dankbarkeit mich verlor, als mein Mann für dieses Land nicht ganz ohne Nutzen seine Kräfte und Talente gebrauchte, ja ich darf sagen, daß am öftesten, wo er nicht zu handeln schien, sein seltener Genius mächtig wirkte. Er hat bei einer unbeschreiblichen Sanftheit des Herzens eine unerschütterliche Festigkeit im Blicke und sieht vorwärts im großen; dabei belebt die reinste Menschenliebe sein inneres Wesen beständig, und eine seltene Bescheidenheit macht es ihm möglich, in Staatsgeschäften durchzusetzen, was viele (im Anfang) nicht verstanden, noch billigten; dabei bleibt doch noch so mancher unerfüllter Wunsch ihm übrig im Herzen; es gehört oft Resignation im tätigen Leben, nicht noch tätiger zu

sein. Noch mehr muß ein hoher Geist sich unterwerfen, um das Ideal nicht gar zu fest zu halten, ein Ideal, welches weniger erscheint, zumal am Staatsruder.

Bei allem diesem darf ich behaupten, daß wenige Schiller als Dichter so verstehen, so genießen wie er. Die Sympathie für Schönheit begeistert und vereinigt solche Geister.

Wir erwarten mit Ungeduld den Wallenstein, die Fortsetzung nämlich. Wir hoffen, an einem von diesen Tagen Wallensteins Lager hier im Hause aufgeführt zu sehen. Es ist nämlich eine Gesellschaft junger Männer, die sich hier vereinigen, und meinem Mann die Überraschung machen werden. Wir haben einen großen Saal, der wird auf einen Abend so beehrt werden. Die Unternehmung ist nicht gering, es wird meinem Mann die größte Freude machen, da er es im Manuskript mit Entzücken vorlesen hörte. Ein junger Mann, der in Jena studierte und Rist heißt, ist Sekretär hier im Hause. Er ist geistvoll und voll Feuer. Dieser unternimmt es mit einigen seiner Freunde, Wallensteins Lager aufzuführen, und so werden wir bald, wie ich hoffe, Schiller einen schönen Abend hier verdanken. Wäre er doch selbst hier! Nun begreifen Sie, mit welcher Ungeduld wir die Piccolomini erwarten.

Daß Schillers Gesundheit es ihm erlaubt, so tätig in Weimar bei der Aufführung zu sein, macht uns um so mehr Freude, da Purgstall mir oft erzählte, wie einsam und ruhig er im Winter eingesperrt leben mußte. Diese Auswanderung ist ein guter Beweis und wird gute Folgen haben.

Ein Bild von mir existiert nicht; nur ein einziges hat mein Mann, und ich versichere Sie, liebe Frau

Schiller, daß Sie wenig daran haben würden; doch bin ich nicht weniger dankbar und gerührt bei dem Gedanken, daß Sie es wollten. Es ist mir viel vorteilhafter, so idealisch unter Ihnen zu leben, und ich wünsche so sehr von Ihnen beiden nie vergessen zu werden. Auch Sie beide leben unter uns auf immer.

Purgstall ist, wie ich hoffe, glücklich. Er schreibt mir oft; doch kenne ich nicht seine Frau, auch nicht recht durch seine Briefe. In seinem Vaterlande kann er nicht wirken; er lebt allzu einsam. Solche Seelen werden im Weltgetümmel verkannt. Die heutige Politik benebelt alles Schöne.

Für Italien bin ich traurig, doch wer weiß, ob die Zukunft nicht besser für dies schöne Land wird.

Baggesen heiratet wieder, eine Genferin, die jetzt mit ihrem Vater in Paris lebt. Dort sah er sie, und sie wird mit dem alten Vater herkommen. Baggesens Muse schweigt, und es ist schade um ihn.

Die Auftritte wegen Fichte in Deutschland finde ich höchst abgeschmackt. Seine echten Schüler können wohl nicht gefährliche Weltbürger werden. Es ist recht ärgerlich; mehr mag ich nicht hierüber sagen.

Kopenhagen, den 19. Mai 1799.

Ich kann Ihnen meine Freude nicht beschreiben, liebe Frau Schiller, als ich gestern den Wallenstein bekam von den lieben Briefen begleitet. Morgen abend unternehmen wir die Lektüre im engen Kreise. Hat der Herzog von Augustenburg Zeit, so kommt er auch zu uns und teilt unsern Genuß. Sonst wird gewiß kein Mensch dies schätzbare Manuskript in die Hände bekommen, das verspreche ich Ihnen. Sie wissen, daß aus der Vorstellung hier im Hause nichts

wurde. Wäre es geschehen, so hätten alle dabei die gewissenhafteste Diskretion beobachtet; sonst hätten wir uns einen solchen Genuß nicht einmal in Gedanken erlaubt. Und da wir es vollständig aus Schillers eigener Hand bekamen, wird uns das Lesen eine liebliche Erscheinung seines Geistes verschaffen; und glauben Sie mir beide, daß wir ganz den Wert eines solchen Geschenkes zu schätzen wissen; daß auch kein Mißbrauch, keine Entweihung statt haben kann. Die Zahl der vertrauten Freunde ist klein — hier wie überall — nur mit solchen Seelenverwandten werden wir ein solches höheres Vergnügen genießen.

Von der Frau von Stein hörte ich in meiner Jugend meine ältere geliebte Schwester oft reden; dieser Name ist mir weder neu noch fremd. Wohl Ihnen, daß Sie eine solche Freundin fanden und behielten! Hätte die Frau von Stein meine Schwester ganz kennen gelernt, so würde sie Ihnen sagen können, welche seltene Gattin und Mutter aus ihr geworden ist. Ihre Seele ist engelrein, und ihr ganzer Charakter groß, dabei sanft und milde im höchsten Grade. Ihre Kinder sind auf eine seltene Art gut erzogen. Ihr Mann ist Graf Ludwig Reventlow, der auf seinem Gute Trolleburg wahre Wunder hervorgebracht hat. Er ist der dänische Rousseau, nur noch liberaler; im strengsten Sinn ein Menschenfreund. Er hat ein Erziehungsinstitut auf seinem Gute gestiftet, vor zwei Jahren, wo Knaben aller Alter erzogen und unterrichtet werden, ich darf sagen, vortrefflich gebildet für den geringen Preis von 90 bis 100 Rthlr. jährlich. Auch ein vorzüglich gutes Landschul-Seminarium ist in der Nähe, oder vielmehr damit verbunden. In diesem schönen Kreise lebt meine Schwester. Ihre älteste Tochter, ein ganz ausge-

zeichnetes Mädchen von achtzehn Jahren, hat diesen Monat geheiratet, wohnt ganz in der Nähe ihrer Eltern, wird auch glücklich, wie ich hoffe. Ihr Mann, der noch jung ist, ist Besitzer von großen Gütern, wo alles, wie ich hoffe, einst auf Trollenburger Art, im Namen der Menschheit, eingerichtet wird.

Kopenhagen, den 5. Oktober 1799.

Ich erhielt in Trolleburg bei meiner Schwester im August Ihren lieben Brief, und glaubte nicht erst im Oktober Ihnen meinen Dank zuzurufen; ich begreife selbst nicht, wie es möglich war. Meine gute Schwester teilte so ganz meinen Genuß beim Empfange Ihres lieben Briefes. Als sie den Namen der liebenswürdigen Frau von Stein hörte, stiegen ihr mit Freuden die lieblichen Bilder der Jugend in der Seele auf; unvergeßlich sind ihr die Stunden, die sie mit ihr zubrachte. Auch ich hörte damals, fast ein Kind noch, mit Freuden diesen Namen. Mein Bruder war ihr auch so ganz zugetan. Jetzt lebt er einsam in Spanien, wo er mit dem Hof den ganzen Sommer hat herumemigrieren müssen, die heißesten Monate in Madrid zubringend. Jetzt schreibt er aus St. Ildefonso, wo die Natur doch etwas günstiger sein soll. Aranjuez ist ein trauriger Kunstgarten. Dieses diplomatische Leben ist aber auch leider ganz künstlich, und dabei ist mein Bruder so ziemlich unbefangen geblieben; fast so heiter und jugendlich, als ihn die Frau von Stein kannte. Seine Frau, eine Holländerin, ist ernster und trauert über ihr Vaterland, wo sie den Anfang der Umwälzungen sah. Wie es am Ende in dieser Bataviarepublik aussehen wird, weiß Gott. Auch für Helvetien ist alles zu fürchten, nachdem es alles gelitten hat. Es sieht

überhaupt dunkel und traurig in der politischen, sowie in der moralischen Welt aus. Wir müssen Gott danken für die Ruhe, die uns bis jetzt gegönnt ward. Unser Nachbar, der mächtige K . . ., wird uns auch wohl noch so lassen. Er schien unruhig über die dänischen Zeitschriften, die freilich sehr tobend und zuletzt ganz unpassend waren; doch hätte die Regierung wohl dabei nichts gewagt, es so zu lassen. Sie beschäftigte sich indessen schon seit einem Jahr mit Plänen, damit diese literarische Unordnung ein Ende nehmen sollte. Nun da aber von innerer Ruhe zugleich mit der äußeren Ruhe die Rede sein konnte, so hat die Regierung endlich in diesen Tagen ein Edikt herausgegeben wegen der Preßfreiheit; die Meinung ist gewiß liberal und gut, doch scheint die Form etwas strenge. Wäre dieses vor zehn Jahren so geschehen, so hätte wohl der Vernünftige es mit Recht tadeln können. Nun aber, da der Kronprinz schon so viele Jahre es angesehen hat, mit Geduld ertragen, daß seine eigene Person oft nicht geschont ward; nun da der freche Ton einiger Pamphletisten aufs äußerste gestiegen war, ohne daß man dabei bessere dänische Schriften daneben sah, nun war es wohl in jeder Rücksicht Zeit, diesen Strom zu hemmen. Im Auslande wird diese Maßregel vermutlich nicht gebilligt; ich wünsche nur, daß jeder Fremde die letzten periodischen Blätter und Schriften hier beurteilen könnte. Alles, was den Menschen heilig ist, wurde angegriffen; dabei waren Streitschriften im unwürdigsten Ton fast die einzigen geworden, und die Personalitäten hörten nicht auf. Alle diese Angriffe blieben von den Besseren unbeantwortet, und so verfiel die dänische Literatur in das kläglichste Chaos. Nun werden unsere jungen Studierenden auf etwas Besseres

sinnen müssen, und die Welt wird dabei nichts verlieren.

Verzeihen Sie, Liebe, daß ich Ihnen so ausführlich dieses alles darstelle; mündlich könnte ich es viel besser. Mein Mann hat gewiß die Preßfreiheit lange für heilig gehalten, auch ist er fast nie angegriffen worden; doch unsere Epoche ist eine Ausnahme in der großen Weltgeschichte, Gott weiß, wie die kommende sein wird.

Wir sind erst seit acht Tagen hier in Kopenhagen zurück. Zwei ruhige Monate brachte ich in Trolleburg zu. Mein Mann besuchte unterdessen seine Güter in Jütland, wo er viel Gutes zur Veredlung und zum Wohl seiner Bauern gemacht hat; sie sind schon lange unabhängig, stehen sich dabei gut, und ihre Kinder genießen die Vorteile des besseren Schulunterrichts im Lande. Fünf schöne Schulen hat mein Mann aufbauen lassen in einer Gegend, wo man sonst von keiner ordentlichen Schule wußte. Dabei haben wir vortreffliche Lehrer, die wohl etwas besser als die von Rochow sind. Indem ich dieses von unsern Gütern erzähle, muß ich doch meinen Schwager Ludwig Reventlow erwähnen. Er war der erste im Lande, der schon vor fünfzehn Jahren dies Beispiel gab; nun folgen einige, es geht aber noch langsam, doch siegt am Ende die Wahrheit. Auf diesem Gute Trolleburg in Fühnen war es, wo ich zwei Monate so vergnügt zubrachte. Da auch wurde der Wallenstein gelesen, verstanden und ganz genossen. Meine Schwester war entzückt; Schillers Geist lebte unter uns, und wir verdankten ihm die herrlichsten Momente unseres Zusammenseins.

Charl. Schimmelmann.

Den 7.

Im Augenblick, als ich diesen Brief auf die Post senden will, erhalte ich den Ihrigen. Auf Schiller sein neues Drama bin ich ganz Erwartung und Sehnsucht. Man begreift es hier nicht und verzeiht es ihm kaum, daß der Wallenstein und Piccolomini noch nicht im Druck erscheinen. Ich werde so geplagt um das Mannskript und darf es nicht aus den Händen lassen. Bitten Sie Schiller im Namen aller hier, ja nicht zu zögern.

Ich war nicht in Altona mit meinem Mann; leider kann ich nicht solche schnelle Reisen ertragen. Gott erhalte uns den Frieden; ich hoffe es mit Zuversicht.

Den Auftrag an die Brun übernehme ich gern; sie ist noch auf dem Lande, und das böse Wetter trennt uns. Die Kornernte leidet, die ganze Natur trauert; es ist ein doppelter Herbst.

Kopenhagen, den 27. Januar 1800.

Schon oft, liebe Frau Schiller, antwortete ich in Gedanken Ihrem Brief, der mir doppelte Freude machte, weil ich daraus Ihre völlige Genesung erfuhr.

Wir haben einen so strengen Winter gehabt im Anfang dieses Jahres, daß unsere Briefe nicht über den Belt kommen konnten. Aus dieser Ursache erhielt ich später Ihren lieben Brief, und die Antwort wäre am Ufer geblieben. Jetzt vermindern sich unsere Eisgebirge; sie trennen uns doch noch von der übrigen Welt.

Diese Hofdame, die in Weimar gestorben ist, war die Mutter und Wohltäterin meines Bruders; sie hatte seine Frau erzogen und liebte sie beide; ich sah sie nie, doch schätzte ich sie sehr; ihren Tod erfuhr ich erst durch Ihren Brief.

Die Nachrichten aus Frankreich lauten doch jetzt tröstend; nur ist noch nicht die wahre Hoffnung des Friedens erschienen. Man versichert, daß Buonaparte den Frieden will; aus England erwartet man die Möglichkeit oder Unmöglichkeit. Mir kommt es vor, daß Buonaparte der gefährlichste und tätigste Gegner der Jakobiner sich zeigte, und da der blutige Krieg gegen diese Faktion geführt ward, und nicht gegen die französische Nation, so kommt es mir vor, daß es jetzt hohe Zeit wäre, diesem Elende des Kriegs ein Ende zu machen. Deutschland ist fürchterlich bedroht, und das Schicksal der Schweizer sollte doch warnend sein; ein solcher Jammer ist unerhört. Hier wünscht man einige der unglücklichen Kinder, die in den Wäldern herumirren, zu retten. Die gute Frau Brun hat eine Subskription eröffnet und findet mitleidige Herzen, obgleich der Winter für unsere eigenen Armen dringender als je ist; denn die Ernte war schlecht, und alle Folgen der jetzigen Krisis lassen sich hier wie überall fühlen; doch sind die Kopenhagener Armen diesen Winter schon unter einer wohltätigen Aufsicht. Man hat hier Rumfords Schriften nicht umsonst gelesen; jetzt ist das Armenwesen fast so wie in München eingerichtet; dadurch werden viele Kinder gerettet, an ihren Seelen gerettet; kein armes Kind leidet Hunger, sie werden zur Arbeit früh gewöhnt, und die Eltern, die nicht mehr betteln dürfen, können nicht mehr wie sonst ihre Kinder zum Betteln brauchen. Diese wohltätige Einrichtung hat uns alle hier in Bewegung gebracht; es ist die heiligste Pflicht, der Anfang ist aber schwer, denn die Mißbräuche waren unglaublich, viele Tausende verschmachteten, und doch sind die Kopenhager Einwohner von jeher wohltätig gewesen; es ist aber nicht genug die Al

mosen auszuteilen, die Organisation des Ganzen war die Hauptsache.

Daß Sie mit der Frau von Stein so glückliche Stunden zubringen, ist eine wahre Freude. Einen herzlichen Dank für Ihre gütige Teilnahme an uns.

Eben höre ich, daß die Friedensvorschläge aus Frankreich nicht in England angenommen wurden!

Ach, daß Schiller uns selbst die Piccolomini vorlesen könnte! Nein, dies wäre gar zu schön. Seinen Brief habe ich mit Freuden, und innig gerührt, gelesen. Wir sind so ganz in seiner Schuld, mögen es auch so gerne sein. Die herrlichsten Momente des Lebens einem zu geben, der edel denkt, was könnte wohl dafür wieder gegeben werden? nichts als Gesinnungen und reine dankbare Gefühle.

Den 21.

Wir kennen nun die Piccolomini. Obgleich wir viel erwarteten, machte diese neue Erscheinung uns die schönste Überraschung! Welche Wahrheit, Natur und Lebendigkeit! Wie richtig und wie fein die Gefühle! Wie tief aus dem Herzen, und wie tief in die Herzen hineingeschaut! Welche herrliche Sprache für die erhabensten Gedanken! Wie feierlich und rührend ist die Stimmung des edlen jungen Piccolomini! Kurz ich hörte nicht auf und sagte Ihnen doch nicht die Hälfte von allem, was sich sagen und nicht sagen läßt in solchen Augenblicken. Ich wünschte, daß Schiller nicht diese unordentlichen Zeilen lese, nur sagen Sie ihm, was in mir vorging, auch haben wir noch nicht das Letzte gelesen. Mein Mann muß einen ruhigen Abend finden, dies ist schwer, er ist außerordenlich zufrieden, und ganz Interesse für dies neue seltene Schauspiel. Der Herzog konnte nicht

kommen, er wird es aber bald, wie ich hoffe, selbst lesen, da Schiller es erlaubte. Bitten Sie ihn flehentlich, es bald drucken zu lassen. Ach, daß wir nicht auch bei der Vorstellung in Weimar waren! So von Schiller selbst angeordnet, mit Goethe, so wird es wohl nie aufgeführt. Wären auch andere Schauspieler vollkommener als die Weimarischen, die doch gut sein müssen, sonst wäre es unmöglich gewesen. Daß die Planeten so harmonisch dichterisch mit vorkommen, die Szene umschweben, dies feierlich mystische Gewebe, alles dieses ergreift das innere Wesen und berührt jede Saite der Seele im schönsten Einklang. Auch muß dieses erste echt deutsche Schauspiel in Deutschland mächtig wirken.

Klopstocks Hermann ist ein Germanier, ist so entfernt dagegen. Hier entwickelt sich auch die deutsche Sprache weit schöner, weit humaner, möchte ich sagen.

Nur für Sie allein, liebe Frau Schiller, sind diese flüchtigen Zeilen hingeschrieben oder hingedacht. An Worten bin ich arm, fürchte auch so sehr die Verschwendung der Worte.

Daß ich Schiller selbst heute nicht schreibe, ist wahrlich nur aus Blödigkeit. Sie müssen ihm meinen schönsten Dank bringen.

Seelust, den 27. Mai 1800.

Unsere Wohnung an der Ostsee ist lieblich. Die schönsten Buchenwälder umgeben unsere blumigen Wiesen auf der einen Seite des Hauses; an der andern umgibt das Meer, von der schwedischen Küste begrenzt, die sich uns in mannigfaltigen Gestalten zeigt. Am stillen Abend lagern sich oft Schiffe aus allen Weltgegenden um uns herum; selbst Fregatten

und Kriegsschiffe aller Art zeigen sich so in ihrer Pracht, in unserer Nähe, und weit bis zum Sunde hin erstreckt sich der Anblick, einige hundert Schiffsmasten oder Segel, die wir auf einmal sehen. Dabei rudern die kleinen Fischerböte in der Bucht herum, da wir rechts und links von Fischerdörfern umgeben sind. Dieser Anblick des Meeres erneuert sich täglich und stündlich in beständiger Abwechslung. Unser Garten erstreckt sich auf einem Abhang bis zur See. Ganz nahe am Ufer entspringt eine Quelle vom schönsten Wasser am Fuße eines Hügels. Dieser Lieblingsplatz ist für Jeden offen und verschönert den Landweg. Der Wanderer findet hier Erfrischung und Schatten; selbst die Schiffsleute landen hier oft an unserer Quelle und füllen ihre Wassertonnen. Ein feierliches doch einfaches Monument wurde hier von meinem Mann errichtet zum Andenken seiner ersten geliebten Gattin. Ihr Name und die heiligen Erinnerungen ihrer schönen Existenz auf Erden verewigen die Schönheiten dieses Ortes. Vielleicht wird unser Freund Purgstall Ihnen eine bessere Beschreibung von Seeluft gemacht haben. Er liebte diese Gegend und vergaß hier seine vaterländischen Gebirge und Flüsse. Diese fehlen uns in Dänemark; dagegen haben wir liebliche Bäche. Ein solcher verschönert auch unsere hiesige Landschaft. Das sanfte Rieseln dieses Baches vermischt sich hier mit der spielenden Welle des Meeres; er gleitet durch die Wiese am Ufer und verliert sich in die Ostsee.

Da Sie meinen Bruder mit Güte oft nannten, muß ich Ihnen doch sagen, daß er auf einige Monate Urlaub hat, seinen Posten in Madrid zu verlassen, und daß er im Herbst vielleicht uns hier erscheint. Spanien ist ein trauriges Land, und die

Atmosphäre des Hofes ist drückend. Ein denkender Mann findet dort keine Geistesnahrung, dagegen aber sehr viel Stoff zum Nachdenken über die Zukunft und finstere Aussichten.

Seelust bei Kopenhagen, den 23. September 1800.

Erst am 20. September erhielt ich das schöne Geschenk von Wallenstein aus Schillers eigener Hand, von seinem Briefe begleitet mit dem Ihrigen, liebe Frau. Sagen Sie ihm recht so ganz aus meinem Herzen einen warmen Dank. Ich hatte schon längst aus dem Buchladen dieses Werk erhalten, so auch Schillers Gedichte, die mir so viele Freude gewähren; einen doppelten Wert als Gabe seiner Hand hat es aber natürlich für uns.

Daß Sie beide Ihren einsamen Sommer glücklich erlebten, hat mich herzlich erfreut. Ich kenne aus eigener Erfahrung diesen Wert der Einsamkeit, obgleich wir oft im Strudel der Welt augenblicklich leben müssen. So z. B. heute ist hier im Hause ein großes Diner für den Lord Withworth; aber im ganzen führen wir, ich darf es sagen, ein vernünftiges Leben.

Diese schönen Herbsttage haben wir auch recht im Genusse der Natur verlebt. Ich nannte Ihnen diesen Lord W. Seine Wohnung hier gab uns eine recht stürmische Epoche. Wir sahen uns plötzlich hier am friedlichen Ufer unserer Insel von einer Flotte umgeben, die uns gar nicht friedeversprechend aussah. Alle diese blitzbewaffneten Schiffe umgaben unsere Landhäuser, vom Sunde ab bis zur Kopenhagener Reede. Dabei kann ich Ihnen doch versichern, daß unsere gute und gerechte Sache einem jeden so viel Mut gab und eine solche Spannung der Gemüter

verursachte, daß keiner sich fürchtete. Es war nur eine Stimme, eine Gesinnung, die alle vereinigte. Unser Kronprinz zeigte sich in seinem wahren Charakter, tätig, unerschrocken, sehr lebhaft, doch auch moderiert. Der englische Negotiator, der die Welt kennt, sah dieses alles ein, und so endigte sich die Unterhandlung ehrenvoll für Dänemark. Wir wären lieber unter den Trümmern unseres Landes alle geblieben, als entehrt davongekommen. Dieses war eine allgemeine wahre Empfindung; selbst der ruhige Landmann eilte herbei aus der Provinz, seine Ernte verlassend, mit Enthusiasmus wollte er fechten für Vaterland und Ehre. Auch Kinder, Frauen, Jünglinge gaben tätige Beweise ihres Eifers. Für vieles hätte ich nicht diese Szene entbehrt; es war mir eine so neue Erfahrung. Freilich müssen wir die Kosten jetzt ertragen und werden es alle lange fühlen, doch trägt ein jeder willig sein Opfer; obgleich die Teuerung, die ungewöhnlich ist, sehr drückend ist. Doch, wie dürfen wir klagen? Bedenken wir einen Augenblick die Not und das Unglück der Bewohner Deutschlands, am Rhein, an der Donau! auch in Italien. Mit Schrecken hören wir eben, daß der furchtbare Krieg vielleicht wieder anfängt, und für welchen Zweck? Wie wird die große Schreckensszene endigen? Es sind unerhörte Begebenheiten, ein fürchterliches Dunkel umgibt uns. Die französische Regierung hat uns an der Sendung des Ministers Bourgoing einen wahren Beweis der Achtung gegeben. Er ist aufgeklärt, milde, ein interessanter Mann, der eine Regierung wie die unsrige schätzen und verstehen wird. Der Kaiser von Rußland, der es gut meint, hat uns auch tätige Beweise seiner Teilnahme in dieser kritischen Epoche gegeben. In dieser Teilnahme vereinigen

sich so wunderbar diese beiden Extreme der politischen Welt.

Das letzte Werk der Mad. de Staël lesen wir denn zugleich auch hier mit wahrem Interesse. Sie muß eine seltene Frau sein, eine ernsthafte bedeutende Erscheinung, mitten im Gaukel des Pariser Leichtsinnes. Als Philosophin aber wollen wir sie nicht richten. Auch in der deutschen Literatur fand ich seltsame, unerwartete, höchst interessante Erscheinungen. Fichtes Bestimmung des Menschen, Tieck, seine heilige Genoveva, und noch so manches im Athenäum.

Die Zeiten der Letargie nehmen ein Ende. Die abgeschmackte tötende Kälte muß auch weichen. Die theophilanthropische Leere wird aufhören (diese war mir immer vor allen verhaßt und odiös). Was aber aus diesen Umwälzungen noch entstehen wird, durch welche Irrgänge die Wahrheit noch gesucht werden muß? Dabei schwindelt mir oft, ich gestehe es, mein armer schwacher Kopf. Sehe ich die Werke von Schelling vor mir liegen, so bin ich, ich gestehe es, wie Tantalus versetzt, ohne Hoffnung der Möglichkeit eines wahren Genusses, weil ich unvermögend bin, zu folgen. Doch ahnen kann ich so manches, und diese Ahnung führt mich weit hinüber und hinaus.

Wie benimmt sich Goethe bei der Vergötterung, die er mit Shakespeare, Dante teilen muß? Wann werden wir ihn wieder in Lebensgröße auftreten sehen?

Finden Sie noch in dem Umgang dieses Titanen, was Sie vormals fanden? Schließt er sich in der Wirklichkeit an diese neuen Giganten, die er mit hervorbringen half? Baut er selbst mit an dem neuen Tempel, oder begnügt er sich damit ihn bauen zu lassen, wie so mancher Geweihte? Kurz, ich hörte

nicht zu fragen auf, folgte ich der Neigung, die von jeher den Sterblichen zum dunkeln Hain des Orakels trieb. Ein wahrhaft liebendes Herz und einen freien Geist hinzubringen, ist, was ich wünsche, was ich wollte.

Verzeihen Sie, liebe Frau Schiller, die Unordnung dieser Zeilen. Sie wären auch an Schiller gerichtet, hätten sie mehr Wert. Seien Sie meine Fürsprecherin, bringen Sie ihm meinen Dank für seinen Brief. Er kann uns nicht verkennen, kannte er uns einst, und so wird er auch nie an unseren Gesinnungen zweifeln.

Kopenhagen, den 28. April 1801.

Wir haben unruhige Zeiten erleben müssen, und Gott weiß es allein, ob wir die Hoffnung des Friedens bald im Herzen aufnehmen dürfen. Wäre der neue Kaiser Alexander nicht plötzlich aufgetreten, so wären wir ganz gewiß als Opfer der Treue und Redlichkeit gefallen. Der wütende Kaiser Paul, der uns allein hier gegen eine solche Macht den größten Gefahren aussetzte, dieser Kaiser, wir wissen es schon, hätte uns mit keinem Dank belohnt. Wir hatten aber, Gott sei es gedankt, in uns hier eine Kraft zum Widerstand, die besser als jede Hilfe eines Alliierten uns stützte. Die dänische Nation zeigte sich mutig und unerschrocken, sie war von edlen Gefühlen durchdrungen, als der unedle Angriff der Engländer sie bedrohte. Nie hatten wir den stolzen Briten gereizt, nur Kaiser Paul hatte sie mit Härte und Ungerechtigkeit gereizt. Hätten sie ihre Armada gegen ihn auf Flügeln des Sturmes gesandt, wahrlich, ich selbst als Dänin hätte es fast billigen müssen. Doch dieses taten sie nicht, ihrem großen wahren Feind wollten sie vielleicht nur drohen. Wir aber, die wir für seine

Sache standen, wir, die wir allein für den ganzen Norden standen, wir wurden angegriffen. Der Held von Abukir glaubte uns mutlos zu finden, er selbst aber hat es gestehen müssen, daß die Dänen keinen Spaß verstehen in der blutigen Schlacht. Hätte Nelson nicht parlamentiert, so wäre von unserer Seite der Widerstand über alle Erwartung anhaltend gewesen. Die Landtruppen brannten vor Begierde, sich mit dem Feind zu messen, und jeder Bürger von Kopenhagen fühlte sich Krieger. Der Enthusiasmus, die Erbitterung war unbeschreiblich. Dieses sonst so ruhige Volk war ganz feurig, ganz rachgierig geworden. Das Blut der am 2. April gefallenen Brüder entzündete jede sonst so friedliche Brust, es war nur eine Stimme, auch diese erscholl im ganzen Lande allmählich, doch mußte die Regierung sanft führend auftreten. Dieser Angriff der Engländer hier war nicht der einzige. Sie hatten Dänemarks Vermögen in ihren Händen; durch ein unerhörtes Embargo auf dänisches Eigentum haben sie dem Kaiser Paul nachgeahmt und sich unserer Schiffe bemächtigt, die noch in ihren Händen sind. Doch dessen ungeachtet war die Regierung nur auf die Ehre der Nation bedacht im kritischen Augenblick. Hätten die Engländer uns etwas Entehrendes vorgeschlagen im Augenblick, wo sie Waffenstillstand anboten, es wäre jeder Mann unter den Ruinen des Landes eher gefallen. Der Kronprinz hätte Leben, Reich und Vermögen eher aufgeopfert, und so dachten auch alle Dänen. Sie haben es nicht allein am 2. April, sondern lange nachher bewiesen. Unsere jungen Seeoffiziere sind wahrlich durch ihre Bescheidenheit ebenso interessant, als sie durch ihren Heldenmut ausgezeichnet sind. Ein junger Leutnant Willemose führte seine schwimmende Batterie

so glücklich gegen Nelsons donnernde Schiffe, daß dieser darüber erstaunt seinen Namen wissen wollte. Man sagte ihm, er sei achtzehn Jahre alt. „Der muß Admiral werden," erwiderte Nelson. Der Kronprinz soll gesagt haben: Dann hätte ich viele Admirale zu ernennen. Dieser junge Held ist in Trolleburg erzogen, in einer Schule, die von Ludwig Reventlow gestiftet ist. Er ist ganz genialisch in seinem Äußeren, eine schöne Physiognomie, dabei ganz jugendlich und unbefangen. Ich müßte Ihnen aber viele nennen, die ich vor dem 2. April nicht kannte, wollte ich Ihnen eine treue Schilderung dieses Tages machen; viele Anführer der tapferen Menge. Einen Matrosen habe ich gesehen, der mitten im heftigsten Feuer die dänische Flagge dreimal wieder aufnahm, als die Kugeln der Engländer sie herunterschleuderten. Zuletzt war auch kein Mast am Schiff übrig, da hielt der kecke Däne die Flagge mit starkem Arm ausgestreckt, bis die Übermacht am Ende siegte. Diesen Helden sah ich einige Tage nach der Schlacht, er ist groß und schön, hat edle Züge, braunes, lockiges Haar, ist dabei ganz bescheiden, fast sanft im Ausdruck und fühlt nur die Begierde, im Treffen wieder zu stehen oder zu fallen. Er hat Frau und Kinder, die er liebt. Unsere Verwundeten haben brüderliche Hilfe gefunden; es ist unbeschreiblich, mit welcher Liebe und Sorgfalt sie gepflegt wurden. Mit welchem Mut, fast mit Freude haben sie gelitten und fürs Vaterland geblutet. Nicht eine Klage in den Spitälern unter diesen meist schrecklich Verwundeten. Auch sterbend gedachten sie nur des Vaterlandes; es sind unzählige Züge der Art. Die Witwen und Waisen sind reichlich versorgt, es sind erstaunliche Summen zusammengebracht als freiwillige Gaben.

Sie sehen, wie sehr ich auf Ihren und Schillers Anteil an uns rechne. Ist es nicht traurig, daß wir noch nicht die Maria Stuart hier kennen? Einen doppelten Genuß haben wir nun zwar zu erwarten, indem Sie uns die Johanna d'Arc nannten. Mit Sehnsucht erwarte ich diese neue Erscheinung seines reichen mannigfaltigen Genius. Möchte er doch so noch lange dabei bleiben, für Deutschlands Ruhm dableiben! Hier haben wir Kriegsgesänge die Menge gehabt, die meisten wirklich schön, unsere besten Dichter sind recht begeistert gewesen! Ein schönes Korps von Freiwilligen sind unsere Studierenden hier, über tausend an der Zahl; fast alle junge, wohlgestaltete, mutige Jünglinge. Ihre Kleidung ist einfach, aber doch hübsch, ihr militärischer Anstand über alle Erwartung, da sie eigentlich kaum vierzehn Tage sich übten, ihre Musik sehr schön, da die königliche Kapelle mit Freuden sich erbot, an die Spitze solcher Soldaten sich zu stellen. Ihr Chef, der Oberhofmarschall des Königs, Stauch, ist ein edler gebildeter Mann.

Über Ludwig Reventlows Tod glaube ich Ihnen geschrieben zu haben; ach, die Zeit tröstet hier nicht!

Mein Bruder ist aus Spanien hier jetzt seit dem Januar angelangt.

Seelust, den 2. Oktober 1801.

Schon längst hätten Sie meinen Dank vernommen für die Sendung der schönen Johanna, von solchen Briefen begleitet, hätte ich genau den Ort Ihres Aufenthaltes gewußt. Die Zeitungen nannten Berlin, dies machte uns irre. Möchte Schiller doch die Freude haben, seine Johanna gut aufgeführt zu sehen. Wahrlich, er verdiente diesen Genuß, wäre es nur

um der Freude willen, die er so manchem Leser schon durch dieses seltene Stück gewährte; doch ich vergesse, daß es noch nicht gedruckt erschien. Hier haben es nur wenige Freunde gehört, ich durfte es nicht als Manuskript aus meinen Händen lassen. Ich gestehe, daß ich die französische Übersetzung, die vermutlich bald folgen wird, fürchte, und doch wäre es ein großes, hohes Interesse, diese Jeanne d'Arc auf ihrem Nationalboden auftreten zu sehen; nur sind solche reine Töne für französische Ohren meistens verloren, oder sie verstehen sie anders, als der begeisterte deutsche Dichter es wollte. Das feine unsichtbare Gewebe, unausgesprochene Empfindungen ahnen sie kaum, die Pariser nämlich, die sich allein im Besitze du bon goût glauben. Neulich las ich im Moniteur einen recht dummen Aufsatz, wo Schillers Heldin schon vorkam; es war recht ekelhaft, ich hätte es aber diesen Augenblick vergessen sollen, indem ich Ihnen beiden so gerne unsern Genuß beim Lesen dieses herrlichen Stückes mitteilte. Meine kleine Luise, die eben erst elf Jahre alt ist und übrigens sehr kindisch in allen ihren Spielen, wurde bei dieser Lektüre so hingerissen, daß sie nichts träumte, nichts sah und nichts empfand, als diese ihr so neue Heldin. Viele Zuhörer oder Leser werden mehr davon verstehen als sie, wenige aber werden es besser verstehen, davon bin ich überzeugt. Manche Tränen hat sie vergossen, als Johanna die Ihrigen wiedersah; andere Tränen der Wehmut bei ihrem schönen idealischen Tod; schweigend und wie versteinert saß die Kleine einige Stunden nachher, da sie gar nicht aus dieser Zauberwelt heraus konnte; auf einmal fuhr sie mit Heftigkeit auf (es wurde von andern Sachen gesprochen) und frug lebhaft: aber wo blieb Dunois?

Nun wollte sie durchaus wissen, ob er an der schweren Wunde gestorben sei, und sagte so rührend; „er blieb ihr doch so treu." Ich weiß es, liebe Frau Schiller, daß der erhabene Dichter ein solches Lob der Unschuld nicht verschmäht; im reinen Gemüt des Kindes kann die heilige Muse auch ihre Altäre finden; die zarteste Knospe darf auch den Kranz der Unsterblichkeit schmücken. Dieses seltene genialische Kind würden Sie lieben; ihre Erziehung war kunstlos; nur ihrem eigenen Wesen treu zu bleiben, und ihr ein reines Element zu schaffen, war mein Bestreben. Dieses ist wirklich in der sogenannten großen Welt nicht ganz leicht. Diese ist an Kleinigkeiten so reich, an wahren Gedanken so arm, so leer und kalt; in der Bücherwelt geht es nicht viel besser, auch da ist Leere, eine gefährliche Leere für Herz und Kopf. Auf diese Weise ist unsere heranwachsende Jugend schlecht umgeben.

Noch eine Pflegetochter wurde mir seit einem Jahre anvertraut, die auch elf Jahre alt ist, ein edles gutes Geschöpf, die uns viele Freude macht. Ihr Vater war der Graf Schimmelmann in Hamburg, der voriges Jahr gestorben ist, ein jüngerer Bruder von meinem Mann. Es sind heilige Bande, die mich an dieses Kind fesseln, sonst hätte ich es nicht unternehmen dürfen, da ich allein Erzieherin bin; ich fürchte die Gouvernantinnen über alles, zumal die französischen, die doch noch in der Mode bleiben.

Von der Maria Stuart sagte ich Ihnen noch nichts, möchte Ihnen doch so gerne alles mitteilen, was ich bei der Lektüre empfand, als diese treu geschilderten Gestalten der Vorzeit uns so lebendig umringten. Diese Maria zeigte sich uns so ganz in ihren Reizen. sowie die kalte Elisabeth auch recht getroffen ist; sie würde, könnte sie es erblicken, vor ihrem eigenen

Bild zurückschaudern, indem es gar zu wahr dasteht. Shakespeare würde ganz zufrieden mit seinem Macbeth sich Glück wünschen, in solchen Händen sich umgearbeitet zu sehen; sein hoher Geist muß wahrlich jetzt die Heimat in Deutschland aufsuchen.

Das kleine Gedicht von Schiller über die jetzige politische Lage war uns hier in Dänemark recht willkommen. Wir haben auch den Polypenarm der Briten fühlen müssen; gottlob, daß wir noch nicht den harten Druck der Franken empfanden. Indem wir den General Macdonald hier so friedlich müßig sehen, fiel es mir oft ein, mich darüber zu freuen. Ich glaube, daß dieser junge Held Langeweile hier leiden muß. Wäre er doch vorigen Winter hier gewesen, statt nun, so wäre es in jeder Rücksicht besser gewesen. So wird er es vermutlich in der ihm ganz fremden Diplomatik nicht lange aushalten. Wir finden an ihm nichts Ausgezeichnetes, vielleicht ist es unsere Schuld. Kopenhagen kann für ihn nichts Interessantes haben.

Hätten wir doch auch in Dänemark Gesundheitsquellen und Brunnen, so würden wir vielleicht hoffen dürfen, Sie beide hier zu sehen, so aber müssen wir leider an Auswandern gegen Süden denken, wenn davon die Rede ist. Auch hoffe ich immer noch, daß mein Mann sich auf einige Monate losmachen könnte, und vielleicht irgendwo eine Zusammenkunft in Deutschland möglich wäre, oder wer weiß noch, wie es möglich wäre! Oft träume ich dergleichen, unsere Wünsche nehmen so oft Traumgestalten an. Gewisse Eroberungen für Dänemark im Geisterreiche zu machen, waren von jeher Lieblingswünsche, so wenig ich sonst für Eroberungssysteme bin, wo nicht der wahre Gewinn mir deutlich werden kann.

Den 13.

Wir erfahren soeben, daß ein friedlicher Stern über uns alle aufgeht. Diese Friedensgerüchte sind so angenehm, enthalten so neue Hoffnungen für die Menschheit, daß man wahrlich nicht alle auf einmal fassen kann. Dieses fühlt man aber, daß es hohe Zeit war, und daß der schwere Traum nur zu lange dauerte. Möchte doch ein wahres Erwachen vorgehen. Täuschung und Irrtum führten uns am Gängelbande. Die sogenannten Starken fühlten zuletzt vielleicht selbst ihre Ohnmacht, sonst hätte der Kampf vermutlich noch lange gedauert, und wir hätten uns Gott weiß wohin führen lassen. Jetzt ist es Zeit für den erhabenen Dichter, seine Stimme zu heben; im hohen Fluge des Gesanges enthüllt sich die Wahrheit nur unsterblichen Geistern, im Zauber der Poesie liegt ein sicherer Vereinigungspunkt für die leidende trostsuchende Menschheit, sie sucht vergebens sonst einen irdischen Zufluchtsort.

Seelust bei Kopenhagen, Juni 1802.

— — Meinen Mann nannte ich nicht; hören Sie etwas von Dänemark, so ist es mir, als hörten Sie auch von ihm. Leider ist sein Schicksal mit dem Schicksal eines ganzen Landes verbunden; leider, sage ich für ihn, nicht für das Land, und doch ist die neuere Politik so kalt geworden, so kalkulierend, daß der Genius, der alles belebende nämlich, fast nicht mehr ans Staatsruder hingehört. Alles scheint mir so steif und zugleich so schlaff geworden zu sein. Alle Augen sind auf zwei Mächte gerichtet, ihr Friede oder Fehde soll alles für alle anderen bestimmen. Dabei soll der Einzige als Gesetzgeber der Welt auftreten. Möchte er sich so groß in der Zukunft zeigen, wie die Franzosen es erwarten! Eine recht lange Zukunft

bereiten sie ihm und vergessen, daß sie so unbeständig und leichtsinnig sind, als er ihnen jetzt groß scheinet. Verzeihen Sie, Liebe, daß ich, als ich mir meinen Mann einen Augenblick wie Staatsmann dachte, so mich ausdrückte; selten erscheint er mir so, und doch seh ich ihn täglich und stündlich mehr als gewöhnlich Opfer am Altar des Vaterlandes bringend, sich vergessend, an keinen Ruhm denkend; der wahre und bleibende Lohn liegt tief und ungesehen; er reicht weiter hinaus, wo die meisten menschlichen Blicke nicht nachstreben, wo die Worte aufhören.

Nun komme ich so gerne auf Ihren lieben Brief zurück, dieser versetzte mich auch in bessere Regionen. Gerne folge ich Ihren Schritten; überall, wo Sie mich hinführten, wandelte ich so gerne mit Ihnen; ich sehe diese stille Wohnung, die Sie sich beide wählten; ich kenne diese Gegend, wo Sie leben, als lebte ich wirklich in ihrer Nähe. Manches Wesen in meiner Nähe ist mir auch wahrlich viel entfernter, viel fremder, als dieser enge kleine Kreis Ihres Aufenthaltes, wo Ihre Geister mir erscheinen. Wir sind jetzt auf dem Lande, man atmet freier im Tempel der Natur, als in den Palästen der Stadt. Hier haben wir eine ländliche Wohnung, die mitten im Garten liegt, von Bosketten umgeben, die immer einem jeden offenstehen, wo sehr viele auch lustwandeln, hier aber ist Ruhe, weil die lächelnde Natur sie dem Menschen so gerne gönnet, trotz allem Zwang der Etikette und Verhältnisse usw., die doch auch hier existieren, nur daß die Natur sich so siegend zeigt, gibt man ihr nur Gehör.

Daß Schiller seine geliebte Mutter verlor, war Ihnen beiden eine Trauerszene, die ich mit empfand, doch tröstend sind die Erinnerungen, ihr soviel im Alter

gewesen zu sein. Ich lebe viel mit meinen beiden Kleinen in den Zeiten der Alten. Diese Vorzeit erinnert einen oft an unsere letzt verflossenen zehn bis zwölf Jahre. Auch wir hatten Republikanismus, auch Heldentaten, nur haben die neueren nicht die Originale, Bonhommie noch Wahrheit gekannt, man fühlt die Imitation der letzteren. Auch sahen wir es so schnell verschwinden, kaum entstehen. Bei den Alten war der Kern gesund, hier fehlte er ganz, doch bleibt die Ähnlichkeit auffallend. Vergleicht man die Volksszenen, diese Stimmung des Augenblicks ist mit allen Nüancen überall vorhanden, und Shakespeare hat es mit unsterblichen Zügen geschildert; auch seine Landsleute in Masse waren so, doch hat das römische Volk in den guten Zeiten sich sehr ausgezeichnet. Meine Kleinen finden sehr viel Interesse an der Lektüre vom guten Rollin, ich führe sie aber durch und oft mit etwas schnellerem Schritte, doch nimmt meine Verehrung für ihn zu, so wie ich ihn näher kennen lerne. Eine solche Sprache kennen die Franzosen nicht mehr; ich glaube, sie lernen die Alten auswendig jetzt, ohne sich um ihren Geist zu bekümmern; sonst war es anders, und überall möchte es wohl so gehen. Das viele Wissen führt wohl vom wahren Wissen ab. Das Fabrikwesen der öffentlichen Schulen möchte am Ende den Geist töten. Die häusliche Erziehung hat freilich auch viele Mängel, wäre es nur das Beispiel und die Erschlaffung, doch bleibt es dabei möglich, einen eigenen Weg zu gehen und sich selbst treu zu bleiben.

Vielleicht haben Sie jetzt Kotzebue in Ihrer Nähe. Seine Geschichte reißt mich augenblicklich hin, er kann einen gewiß einnehmen. Vor vielen Jahren war ich mit meiner Schwester in Pyrmont, da sahen wir

ihn oft und viel, fast ganz vertraulich, er war damals nicht berühmt, wenig gekannt, und durch seine häusliche Lage schien er uns sehr interessant, auch war er es wirklich im Umgang damals, er wollte verborgen leben, vermied die große Welt und schien sich nie in ihren Strudel hineinbegeben zu wollen; seitdem hat er sich gezeigt. Mein Urteil über ihn war immer etwas parteiisch. Seine Theaterstücke, die so theatralisch glänzen, die lese ich so ziemlich kalt, doch reißen sie einen hin. Hat man drei Szenen gelesen, so folgen die andern, oder verfolgen einen, kurz, es ist mir rätselhaft. Übrigens lese ich sehr spät diese überall zirkulierenden Schauspiele, die ganze Welt kannte sie, als ich den Anfang damit machte, und meine Kleinen waren auch daran schuld, sie hören von diesen Stücken und können solchen Bekanntschaften nicht ganz entgehen, auch ist wahrlich manches Gute mitunter verwebt, und diese Mannigfaltigkeit, worüber ich oft lache, hat ihren Zauber. Kotzebue hat meistens für ein kindisches Publikum gedichtet, er kennt sein Zeitalter, wird es auch treu zur Nachwelt hinüberbringen. Ob diese Nachwelt viel ernsthafter gestimmt sein wird, ob sie die höheren Geister unserer jetzigen Epoche (Ihnen nenne ich keinen), ob diese Nachwelt diesen huldigen wird, ausschließlich nämlich, nicht so tolerant sein wird, wie wir, das wissen nur die Götter. Die Hoffnung raubten sie uns nie. Wir wollen also hoffen. Ihr Ernst wird sich nicht, wie Sie es sagen, mit einer gewöhnlichen Erziehung behelfen. Sie werden ihn nie aus den Augen lassen. Sie werden selbst das heilige Feuer bewachen, und so wird die Flamme sich rein erhalten. Eine Dichterseele zu entwickeln, ist eine ganz eigene Sache, nur mit Hilfe des Genius kann diese Bildung gelingen. Nur ein mütter-

liches, liebendes Herz, wie das Ihrige, kann die treue Leitung gewähren, und so scheint mir Ihr kleiner Ernst recht glücklich hingestellt vom Schicksal. Bis jetzt traf die Bemerkung sonst ein, die ziemlich allgemein ist, daß die nämliche Krone des Ruhms nie für Vater und Sohn blühete, warum? Dieses Problem zu lösen, bleibt Ihnen vielleicht noch übrig. Daß der Dichter nur Menschen erzieht, nicht Kinder erzieht, ist wahr, doch findet er schon im Kinde die hohe Natur des Menschen, sollte der Vater nicht dieses doppelt fühlen? Gewiß, doch ist die Mutter dabei wohl die Handelnde. In dieser Hinsicht scheint mir der kleine Ernst recht glücklich. Es sind nicht Komplimente, aus dem Herzen kamen diese Zeilen, aus dieser Quelle kann nur Wahrheit entspringen.

Von unserer guten liebenswürdigen Kronprinzessin und ihrer kleinen neunjährigen Tochter, die eine Freundin meiner Kleinen ist, könnte ich Ihnen manches Schöne, Rührende erzählen. Sie ist eine seltene Mutter, ein wahrer Engel von Milde und echter Tugend, dabei so einnehmend, sehr graziös. Der Kronprinz faßt ihren ganzen Wert, er ist ein Muster d'un bon père de famille, ein wahres Ideal.

Meine beiden Kleinen haben oft Gelegenheit, ihn so zu sehen, und so sieht die Welt ihn nicht. Sie sind beide wahrhaft tugendhaft, so auch ihre Kleinen, die sie erziehen.

Kopenhagen, den 24. Dezember 1802.

Das anvertraute Geheimnis werde ich im Herzen aufbewahren. Möchte es nicht lange geheim bleiben. Ich erwarte viel, bin aber doch überzeugt, daß wir überrascht werden. Je mehr unsre jetzigen Theaterstücke trivial und von Alltagswesen herabgewürdigt

bis zum Erschlaffenden sind, je größer und wohltätiger sind solche wahre Dichtergaben fürs Theater. Herkules in der Hölle ist mir noch täglich gegenwärtig, sollte einem jeden unvergeßlich bleiben.

Die Prinzeß Turandot, die uns so ganz neu war (da Gozzi uns ganz unbekannt bis dahin blieb), gewährte uns recht angenehme Abendstunden diesen Herbst.

Zuerst aber hätte ich Ihnen einen herzlichen Dank dafür sagen mögen, daß ich von Ihnen selbst, Liebe, es recht erfuhr, was uns die Zeitungen so unvollständig schon längst meldeten. Kaum glaubte ich meinen Augen, als ich einen solchen Zeitungsartikel fand. Zu selten sind solche Begebenheiten in unsern Zeiten; alle Quellen in der politischen Welt sind so trübe jetzt, daß ich wahrlich nicht wußte, wo ich diese aufsuchen sollte; so natürlich war dieses sonst, daß es mir dadurch unnatürlich schien. Schiller seinem Namen einen neuen Glanz zu geben, dies vermag zwar kein Kaiser; doch diesem Moment einen so edlen Stempel zu geben, für die Geschichte unsres Zeitalters so in die Zukunft zu sorgen, dies können die Fürsten, die Regierer. Wohl ihnen, wenn es ihnen einmal gelingt, alles Edle mit dem Adel zu verbinden! Nur ein solcher Adel hat den wahren Gehalt, der immer besteht, auch durch alle Revolutionen der Meinungen und Begebenheiten besteht.

Von Ihrem Herzog oder Herzogin hatte ich immer eine hohe Meinung; dieses erhöhet wirklich ihren Wert in meinen Augen. An einem solchen Hof erscheinen zu müssen, hat nichts Drückendes; im Gegenteil, ich fühle es, ich unterwürfe mich lieber diesem Zwang, als die Ehre in St. Cloud aufzuwarten.

Die Familie von Gore ist mir durch viele interessante Menschen bekannt, mehr als durch mich selbst, da ich sie doch gesehen habe. Mein Bruder, als er Gesandter in Holland war, kam viel und oft in die Familie, wo alle Talente sich vereinigten; er hat an ihren Zeichnungen, wie ich glaube, mit gearbeitet. Ich sah sie nur in Holstein vor vielen Jahren, ohne ihren alten Vater, der damals just in Kopenhagen war. Die älteste schien mir, wie Sie sagen, zum längeren Leben just bestimmt, da die damals sehr interessante, aber schwächliche Emilie Gore mir fast als eine idealische, vorübergehende Gestalt erschien. Ich werde nie diese seltene Gestalt vergessen; ganz romantisch war der Eindruck ihres Wesens; und obgleich ich fast nur diese eine sah, so ist es mir auch, als wären die drei unzertrennlich. Ich empfand sehr tief diese traurige Nachricht.

Sehr wohl verstand ich, was Sie mir so sinn- und geistreich über Kotzebue und seinen Umgang sagten; es blieb auch ganz unter uns. Nun hat er sich eine neue Szene in Berlin gewählt, wie ich sehe. Glauben Sie, daß G. noch mehrere Stücke von Voltaire uns verdeutschen wird? Ich habe wahrlich der deutschen Sprache bei der Gelegenheit aufs neue gehuldigt; aber auch Voltaires Geist mußte ich dabei wie aufs neue bewundern. Wie gesunken ist die moderne französische Literatur dagegen, und in welche Vergessenheit sind ihre Helden ihnen verschwunden. Freilich haben sie seitdem ihre héros en casque gehabt. Deutschland hat es empfunden und seufzt täglich unter dem neuen Joche; es unterwirft sich aber. Wir schweigen; wird die Nachwelt wohl sprechen?

Hier haben wir dieser Tage einen Staatsminister verloren, der uns Freund und Verwandter war. Sie

werden in der Zeitung es lesen, daß der Graf Reventlow seinen Abschied nahm. Er hatte die alten Rechte des alten holsteinschen Adels (nicht für sich selbst) retten wollen. Er ist kein Aristokrat, sondern ein edler Verteidiger dieser Rechte wünschte er zu sein. Nun stemmte sich dagegen der Strom der Zeiten, und er glaubte, die Ruhe, die er lange wünschte, jetzt suchen zu dürfen. Er wird vermutlich verkannt; ich selbst, wäre er nicht unser Freund, würde mich vielleicht gegen ihn bestimmen, da diese Sache so verschiedene Seiten hat. Da ich ihn aber so genau und so lange kenne, muß ich nur bedauern, daß ein solcher Mißverstand uns einen solchen Freund hier raubt. Eine so edle Seele bedarf nicht den Glanz des Ministeriums. Unser Kronprinz hat in dieser Sache wie immer sich sehr fest gezeigt. Oft wünschte man, eine solche Festigkeit gemildert zu sehen. Darf der Regent vielleicht nicht sich immer diese Milde erlauben? il ne péchera jamais par le cœur, soviel ist gewiß, mehr kann ich hierüber nicht sagen. Die ganze Sache tut uns leid. Hätte mein Mann es alles abwenden können, wäre es ihm lieb gewesen. Auch er hat einen wahren Anteil an dieser Nachricht, die Sie und Ihre ganze Familie angeht, genommen. Die Staatsgeschäfte, so sehr sie als eine Last auf ihm liegen, so drückend sie auch oft sind, werden doch nie auf sein inneres Wesen drücken. Sein wahrer Anteil an allem Edlen, sein inniges Gefühl für alles Große und Schöne bleibt wie immer lebendig und jugendlich, warm, möchte ich sagen.

Daß Baggesen in Paris mit seiner ganz französischen Frau so traurig und verlassen existiert, tut uns leid. Dieser Entschluß war aber nicht zu ändern. Im kalten Norden kann er physisch nicht leben. Ob er in Frank-

reich besser lebt? Wir hörten lange nichts von ihm. Auch ich habe seine Sophie H. gekannt und ganz geschätzt; sie stand hier auf Erden verpflanzt; sie hätte nie ihre Alpen verlassen sollen; doch — sie hat nicht Helvetiens Fall gesehen!

Pestalozzis neue Schule hat für mich einen großen Reiz; schon lange las ich Pestalozzis Schriften mit einer ganz eigenen Empfindung von Rührung, Interesse und Hoffnung. Jetzt folge ich ihm so gerne auf der Spur; es ist ein eigener Gang, der für mich viel Anziehendes hat.

Die Schule von Burgdorf ist wahrlich ein Phänomen von sehr bedeutender Art, so scheint es mir. Lesen Sie doch des Professors Ith Bericht darüber, vor allem aber Pestalozzis Buch: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt".

Die traurigste Epoche meines Lebens habe ich im vorigen Oktober und November erlebt. Meine einzige, innig geliebte Schwester hat eine Tochter verloren, die sechzehn Jahre alt war, und welche Tochter!

Kopenhagen, den 3. Januar 1804.

Ich hatte eben diese letzte Zeit mit Schiller im Geiste oft und herrlich gelebt; auch seiner Braut von Messina wurde gehuldigt, mit Karl Schimmelmann, Bruder unserer Josephine, einem Jüngling von sechzehn Jahren. Ich hatte ihm diese Braut zu Weihnachten geschenkt, nachdem wir mit lebhaftem Interesse diese Lektüre hier unter uns wieder genossen hatten. Und diese Braut gewinnt wahrlich, je öfter man sich ihr nähert. Die Chöre sind herrlich, eine herzerhebende, wahre Poesie, die einen mit Zaubermacht beflügelt und wegführt. Nun können Sie sich leicht denken, wie wir uns auf den Wilhelm Tell

freuen! Ich wünsche Glück und bin froh, diesen Helden in solchen Händen zu wissen. Ja wohl ist diese Schweiz eine große Szene, nur unsern Augen zu oft verschleiert gewesen. Diese letzten Jahre, wo der moderne Freiheitsgeist den echten alten zu verdrängen wußte, und doch siegte dieser im reinen Äther der Alpenluft, nur wurde sie verkannt, die mächtige Gestalt; ich bin hierüber ganz Ihrer Meinung.

Herders Tod, den wir erwarteten, hat uns auch hier innig betrübt. Ich begreife, daß dieser Verlust in Ihrer Mitte unersetzlich ist. Auch in seinem Gebiete, für uns alle wird er nie ganz ersetzt.

Daß die Frau von Staël so sein muß, wie Sie sie mir schildern, hätte ich erraten können; doch ist die Darstellung so lebendig, daß ich selbst mir sie nicht so hätte vorstellen können. Nur in Weimar kann ein solches Meteor erscheinen, ohne zu verdunkeln, ohne zu blenden. Ob dieser Glanz in ihrem Umgange sich soutenìert, ich weiß nicht. Ihr Zauberstil, ihre schöne Sprache hat mich oft hingerissen; auch ihre Gedanken sind kühn, oft neu, doch ist ihr die Venus Urania noch nicht, wie ich glaube, im reinen Glanz erschienen; die irdische, die französische hat oft die höhere verscheucht. Auf ihre Entrevue mit Goethe bin ich recht neugierig. Sollte er es nicht ermüdend finden, auf die Länge so mit einem lebendigen Buche umzugehen? Wäre die Frau von Staël sehr schön, so würde er vielleicht noch die Mühe ihres Umgangs übernehmen. Daß ihr die beflügelte Jeanne d'Arc zu hoch fliegt, in unbekannten Regionen ihr entschwindet, begreife ich sehr wohl. Die Frau von Staël will ihre Gestalten ganz detailliert ausgemalt sehen und hören; und doch möchte ich sagen, daß ihre Unpoesie

den Franzosen Poesie ist. Sie hat gedichtet in der französischen Welt, und schön gedichtet.

Geben Sie uns doch auch einige Nachrichten über ihren Aufenthalt im deutschen Athen; so dachte sie sich ganz gewiß die Weimarische Welt, und nicht mit Unrecht; wir werden gewiß nur unter uns es lesen, was Sie mir so geistreich hierüber sagen werden.

Die Delphine habe ich nur bis zum 3. Vol. genießen können. Man fühlt es oft zu sehr, daß sie selbst (wie sie es Ihnen gesagt hat) sich die Heldin ist. Über ihren Vater möchte ich sie reden hören, auch über manches, was in St. Cloud vorgeht. Die Geheimnisse dieses Hofes werden ihr wohl recht anschaulich sein. Daß sie doch in dieser Nähe so gerne lebte, habe ich ihr nicht verzeihen können; es möchten denn die Reize der Verfolgung sein, die sie hinzogen — Ihr Vater wird da noch oft genannt. Wieland sollte sie doch kennen und schätzen, fast anbeten, möchte ich sagen. Er wird sie doch auch gerne sehen wollen? nur schade, daß sie so spät kam.

Die arme Brun hat seit ihrer Ankunft hier nur vegetiert; sie war sehr leidend, als sie herkam, wurde auch ganz krank. Nun kam die Verstimmung dazu! Alle ihre Umgebungen scheinen mir so inkohärent, so kontrastierend, daß ich mich nicht hinein noch herausfinden kann. Die älteste Tochter von sechzehn Jahren, ein gutes Mädchen, recht sanft, diese ließ sie zurück, als sie wegreiste, in einem wichtigen Augenblick für ein Mädchen. Die kleine Ida ist eine geborene Künstlerin, nur zu früh und zu oft hat sie es gehört, auch dabei von Reichtümern so manches Verstimmende vernommen, es ist aber ein allerliebstes Mädchen im ganzen.

Was Sie mir von Ihrem kleinen Ernst sagen, beweist mir auch, daß Sie auf Fleiß halten; ohne eine gewisse Anstrengung in der Jugend ist kein fester Charakter zu hoffen. Die Tändelei hat unsere Jugend geknickt; es entstanden nur unreife Früchte und verzärtelte Wesen, die ohne Energie hinsanken oder hintaumelten; daher ist mir Pestalozzis Methode als Elementarunterricht so viel wert, die brauchten wir jetzt so sehr!

Über Goethes Eugenie sollte ich Ihnen doch etwas sagen; es war uns eine herrliche Überraschung, doch bleibt es so stehen, so ist die Erwartung des Künftigen etwas störend, und doch ist es in seiner Art so vollendet, auch ohne Ende. Sollten wir keine Fortsetzung erwarten? Das wäre schlimm!

Sollte Schiller einmal zu einer Geistesspielstunde uns nicht ein leichtes kleines Drama arrangieren wollen, so für junge Mädchen zur Aufführung bestimmt? Im Geschmack der Pr. Turandot, auch rührend komisch, ohne Roman zum Beispiel, doch gerne etwas sentimental, nur Spaß. Ich bin eben dabei, für meine Kleinen, die meinen Mann überraschen wollen, eine Posse umzuarbeiten für uns hier; ich eigentlich nicht, denn wir haben im Hause einen sehr interessanten Mann, der half und verstand mich. Ich bin zu gefesselt dem Geiste nach, so etwas zu erfinden und zu entwickeln. Nun dachte ich mir, daß es für Schillers hohen Geist ein Ausruhen sein würde, so im leichten Dialog uns etwas zu geben, wo ein reiner Ton sich mit dem leichten verbände. Doch sagen Sie es ihm nicht so, ich bitte!

Kopenhagen, 8. April 1804.

Dieses Verhältnis zwischen Goethe und der Staël hat uns sehr amüsiert. Kühn, wie eine Französin es

nur sein kann, stellte ich sie mir dabei vor, als sie Goethe selbst so über seine Eugenie zu Rede stellen durfte. Just dieses heilige Dunkel, über seinen Gestalten schwebend, just diese Ungenannten hatten für mich einen eigenen Reiz; ich fürchtete vielmehr zu viel zu hören und zu sehen, und weniger zu ahnen; ich ärgerte mich fast darüber, als jemand sie mir zuerst nannte, die wahre Heldin! Ein ätherischer Vorhang verhüllte sie mir bis dahin. Goethe selbst sollte mir ihn nicht heben, so schien es mir damals bei der ersten Erscheinung; und dieses Stück muß mehr als einmal gelesen werden, es dringt so tief ins menschliche Herz hinein; alles läßt sich nicht sogleich fassen, sogleich genießen. Denken Sie sich dann mein Erstaunen bei dem Ausforschen der Frau von Staël, und wie ich es für den Dichter empfand, wie ich dasjenige verstand, was er Ihnen so gestehen mußte.

Von dem Wilhelm Tell versprechen wir uns den reinsten Genuß. Lassen Sie uns doch ein gedrucktes Exemplar bald hier haben, und ich verspreche heilig, es soll nicht aus unsern Händen kommen. In solchen Fällen ist meine Stube ein sicherer Ort, auch keine entweihte Stätte. Das Forschen à la Mad. de Staël, um z. B. Schelling zu verstehen, dieses Forschen ist mir nicht gegeben. Daß Schelling mich doch oft hinriß, kann ich nicht leugnen; daß die Staël mich dafür auslachen würde, müßte ich ihr auch verzeihen.

Über Johannes Müllers Äußeres werfen Sie einen so anmutigen Schleier, daß ich fast wünschen könnte, ihn auch zu sehen; ob ich aber von seinen Kenntnissen einen solchen Gebrauch zu machen wüßte, daran zweifle ich sehr.

Der junge, vortreffliche Kaiser Alexander tröstet mich oft für die gedrückte Menschheit; aber sein Reich ist so groß, es war so dunkel und ist es noch; er ist so weit von uns entfernt; doch, wir wollen hoffen.

Für Italien, wo ich meinen einzigen Bruder habe, bin ich auch nicht ruhig. Doch er sah so oft die französischen Heere in der Nähe, in Holland, in der Schweiz, auch in Spanien sah er ihren Befehlshaber; es war ihm nichts mehr neu in diesem Fache, als ich ihn letzt hier sah, und sein froher Sinn ist unerschütterlich; doch kann man es am Ende recht satt werden.

Wie glücklich für Johannes Müller, den Wilhelm Tell just bei der ersten Aufführung in Ihrer Nähe zu sehen! Es muß ihm wahrlich entzückende Momente seines Lebens bereitet haben. Wie warm muß sein Dank an Schiller sein! Es muß ihm in diesem Augenblick ein zweites, neues Leben gewähren!

Den 14. April.

Als ich diesen zu langen Brief Ihnen senden wollte, kamen die höchst traurigen Nachrichten aus Paris oder Vincennes. Einen solchen Namen, den Namen vom großen Condé, so endigen zu sehen! Ein solches enlèvement im heiligen römischen Reich! Alle Nebenumstände des tragischen Todes des jungen Helden, ich versichere Sie, Liebe, daß ich mich im Geiste wie gelähmt fand, und dieses alles muß man ruhig hören, sehen und dulden. Ein solcher Jakobinismus im Schoße der despotischen Pracht und Glanz; ein solches Stillschweigen des großen Volks, welches so aufgeopfert wird: man hat wirklich keine Worte für solche Empfindungen.

Eben höre ich, daß die Frau von Staël zum Vater

heimkehrt und Deutschland verläßt. Sollte sie nicht bald in Paris wieder erscheinen wollen? Da, und nur da ist ihr Element.

Seelust, den 6. Juni 1804.

Liebe Frau von Schiller! Schon vor mehr als acht Tagen her wollte ich Ihrem edlen Gemahl selbst danken, für seinen schönen Brief und die herrliche Sendung, für seinen Wilhelm Tell; da wurde ich aber so leidend, bin noch so sehr von bösen Rheumatismen geplagt, daß ich heute nur ein paar flüchtige Zeilen schreiben kann. In der Schweiz lebte ich wirklich, als ich von der magischen Szene umgeben war, Dank sei es Schillers Genius! Auch mit dem Wilhelm Tell habe ich gelebt, so mußte er sein, so, gar nicht anders, war es möglich! Ein solches biederes Wesen, ein solcher Held, so einfach groß, ist uns jetzt fabelhaft geworden, jetzt unter uns lebend; doch damals, und vielleicht nur noch im Schoß der Alpen, ist diese Erscheinung so wahr, so unverfälscht möglich. Ach, welcher Abstand beim Anblick der Republik, die einen Kaiser hervorbrachte! La montagne qui accouche d'une souris, erinnern Sie sich dieser alten Fabel, die unsere Kinder lernen? Doch dieser glänzende Hofstaat, dieser K. Mantel, diese Reden, die Menge der K. Hoheiten, dieses Viele und Neue bringt zum Stillschweigen. Wir alle müssen huldigen, bewundern und glauben an die Größe, da so viele Millionen daran zu glauben scheinen. Wir müssen bekennen, daß wir kurzsichtig waren, und jetzt, wo nicht blind, so doch verblendet stehen, in welcher Erwartung! das wissen die Götter.

Auch meinem Mann ist der Wilhelm Tell so erschienen, wie der Dichter es wollte. Sein Blick in die Schweiz war auch der Blick des Geistes des höheren

Genusses. Auch er wünscht so versetzt zu werden von der traurigen Wirklichkeit ins Reich der Ideale. In diesem Genuß findet Schiller seinen Dank.

Seelust, den 22. Juni 1804.

Mit inniger Rührung und mit Freuden las ich die Zeilen, die mir der Herr von Linstow endlich brachte; es war in der vorigen Woche, als er plötzlich hier in Seelust uns erschien. Er traf aber leider einen so gar nicht ruhigen Tag im sonst so ruhigen Seelust. Der Erbprinz Friedrich wollte einen ganzen Tag hier zum Abschied bei uns zubringen; mit seiner ganzen Familie war er just hier bis zum späten Abend, als sich den Nachmittag der gute Linstow melden ließ. Josephine saß gleich nach Tische am Klavier mit dem Prinzen Christian, dem ältesten (ein sehr interessanter schöner Jüngling, der die Musik sehr liebt und mit der Stimme sehr akkompagnierte); ich wollte mit Linstow unterdessen in der Nebenstube eine kleine Unterredung anspinnen, da die übrige Gesellschaft im Musikzimmer blieb; kaum hatten wir uns zwei Worte gesagt, da erschien uns der Erbprinz mit seinen beiden Töchtern und dem jüngsten Prinzen (die sehr hübsch und liebenswürdig sind). Nun mußte ich mich ihnen widmen. Der arme Herr von Linstow wurde ihnen nach der Promenade im Garten präsentiert. Kurz, es war unmöglich sich so zu finden und zu sprechen. Daß er den Wilhelm Tell hat aufführen sehen und so schön aufgeführt — dieses beneiden wir ihn alle; doch er hat es genossen und scheint mir einen solchen Genuß zu verdienen; ich weiß nicht, ob mit Recht, aber ich bin sehr für ihn gestimmt. Er hatte Ihren Brief und Ihre Empfehlung für sich und hatte in meinem Herzen davon nicht wenig.

Seelust, 14. Oktober 1804.

Aus der Zeitung erfuhr ich zuerst die überstandene Gefahr Ihres Gemahls. Es ergriff mich ein Schauder beim Gedanken Ihrer Angst, Ihrer Leiden. Nun kam der Brief, der so tröstend, beruhigend und erfreulich war; auch diese Gewißheit, daß Sie nicht Weimar gegen Berlin vertauschen. Ich danke Ihnen für diesen Beweis Ihres Zutrauens und werde keinen Mißbrauch davon machen. Daß Sie in Berlin eine solche Jugendfreundin vorfanden, habe ich mit herzlicher Teilnahme erfahren; es ist ein schönes Wiedersehen, und eine liebliche Erscheinung mußte es Ihrem Herzen sein. Ach, zu oft verschwinden die Blüten der lächelnden Jugend, ohne Frucht zu tragen; nur schöne Seelen blühen noch in reiferen Jahren die zarten Blumen der Kindheit.

Kopenhagen, den 22. Dezember 1804.

Ich kann Ihnen immer nicht genug, liebe Frau v. Schiller, für Ihre Briefe danken; es liegt in jedem Wort ein Zauber des Lebens, möchte ich sagen, der so ganz das offene Herz durchströmt.

9. Knebel.

Beichte für Fräulein Lotte v. Lengefeld (1787).

Ich bekenne mich hiemit vor Gott und meinen Nebenmenschen, daß ich leider bisher noch gar wenig gesündiget habe.

Da ich aber von Adam, und hauptsächlich von meiner Stammutter Eva her, unter dem groben Joch der Sünde und des Verderbnisses gar leidig gefangen bin, so bekenne ich mich auch als eine allgemeine Sünderin,

die von dem uns anhangenden Los der Eitelkeit und Erbsünde nichts weniger als ausgenommen ist. Vorzüglich aber habe ich mich darin vergangen, daß ich den heilsamen Ermahnungen und Lehren, die mir von Kindheit an eingeflößet worden, nicht in allen Stücken blinden Glauben beigemessen, sondern selbst zu untersuchen und zu zweifeln angefangen, davon das Ende der sichere Tod ist, und wozu mich hauptsächlich die bösen heidnischen Sittenlehrer, und andere der Vernunft vorteilhafte, dem Glauben aber höchst schädliche Bücher verführet und verleitet haben. So habe ich unserer Mutter Eva gleich zuerst nach der Frucht der Erkenntnis gereicht, die unsere Adame nicht versuchten, und habe mich dadurch den traurigen Folgen verderbter Grundsätze und eines wankenden irrigen Glaubens ausgesetzt.

Darin habe ich mich auch gegen eine hohe Obrigkeit und gegen meinen Nebenmenschen gewaltig versündigt, daß ich ersterer mich nicht so untertan hielte; als es sich in allen Stücken gebührt; meinen Verstand nicht, gleich einer bösen Leidenschaft, unter ihren Geboten gefangen hielt, und mir einen Wahn von Freiheit machte, da ich nur für Sünde und Knechtschaft geboren bin, und die Freiheit die Wurzel alles Übels und Elends ist. Gegen meine Nebenmenschen habe ich mich aber hauptsächlich darin vergangen, daß ich sie nicht zu allen Zeiten so lieb hatte, wie ich sie wohl hätte haben sollen, nur nach der Menge der Freunde und Freundinnen trachtete, solchen jedoch am Ende Fremde und Ausländer vorgezogen, deren Beifall ich mir vorzüglich zu erwerben suchte; ja, daß ich sogar ihre Vögelsprache erlernet, solche in Briefen mit ihnen gewechselt habe, und noch auf andere Weise ihr und hauptsächlich mein eigenes Herz in Gefahr

gesetzt, so, daß mich auch das Schicksal bestraft und mir einen verwandelten Reiher statt eines lebendigen Menschen auf die Stube gesetzt, davon der lächerliche Anblick mich noch erschrecket und mir zeiget, wie ungerecht es gewesen, den lebendigen Vogel in so ferne Lande zu schicken.

Für alle diese Sünden bekenne ich mich höchst reumütig, und verspreche dafür, meiner Natur nicht mehr zu folgen, sondern solche vielmehr umzukehren und ihr in allen Stücken zu widerstreben, den Zeichendeutern, Wahrsagern und Hexengeschichten keinen Glauben mehr beizumessen; das Liebenswürdige zu hassen und das Unmögliche für wahr zu halten; meine Zimmer, Stühle und Tische in guter Ordnung zu halten und bei keiner Gelegenheit mich irgend einer Zerstreuung schuldig zu geben; statt der Philosophie den Katechismus, statt der Historie die Stricknadel zu studieren; alle Wißbegierde zu verabscheuen und meinen Freunden ewig treu zu bleiben.

Lotte von Lengefeld.

An Fräulein von Lengefeld.

Den 12. Februar 1788.

Strafe mit allzu jungfräulichem Ernst nicht
Deines früheren Lenzes zarte Blumen:
Jedes Westes erwachender Atem weckt nur
reichere Blüten.

Doch hat erst die wärmende Sonne weiter
Ihren strahlenden Mantel ausgefaltet,
So entsprossen reicher den saft'gen Stielen
Blumen und Früchte.

Aller Dinge Gestalten reift die Zeit nur;
Oft zerstört auch ein Frost die süße Hoffnung:
Doch wen mit dem Hauche des günst'gen Schicksals
eigener Antrieb

Mächtig beseelt, der läuft des Fleißes und der
Immer regen Übung goldne Laufbahn
Mutig fort und bestehet den am Ende
seltenen Kranz sich.

Weimar, den 7. April 1788.

Und so reisen Sie dann glücklich! Ihr guter Genius begleite Sie überall. Lassen Sie sich in Rudolstadt die Zeit nicht lange werden, und denken, was man sich selbsten schenkt, das hat man nur, und das suchen auch andere bei uns. Sie haben sich viel zu schenken. Sie haben die Freundschaft lieb, und dies ist das Gefühl der besten edelsten Seelen. Erhöhen Sie den Wert derselben bei Ihnen, indem Sie sich selbst erhöhen, so werden Sie lange noch Verehrer haben, wenn Sie auch keine Liebhaber mehr brauchen und mögen. Es müssen immer bessere Geschöpfe sein, welche andere wieder erziehen helfen.

Schreiben Sie mir zuweilen; es wird Ihnen nichts schaden, und lassen Sie mich wissen, was Sie etwa von Büchern oder andern Sachen haben möchten.

27. April 1788.

In Schillers Gedicht habe ich eine warme Versifikation und einzelne gute und angenehme Bilder gefunden, welche jedoch bei mehrerer Arbeit noch sehr hätten gewinnen können. Das Ende ist fatal, ganz falsch empfunden und in der Tat anstößig. Ich habe es nicht lassen können, und einige flüchtige Zeilen in den neuesten Merkur rücken lassen, welche den Gesichtspunkt, wie ich glaube, richtiger hinstellen. Es heißt: über Polytheismus. Wenn Sie den Merkur nicht selbst haben, so kann ich Ihnen das Stück, sobald es herauskommt, überschicken.

K.

Jena, den 21. Mai 1788.

Mich freut es, daß der flüchtige Aufsatz über Polytheismus einigen Beifall von Ihnen hat.

Unser Schiller ist gewiß ein herzensguter Mann; er schreibt mit Wärme, und es fehlt ihm nicht an Vorstellungsart und glücklichen Bildern. Aber mich dünkt, aus zu schneller Wärme tritt er zuweilen in eine Bahn, deren Ende er nicht absieht, und vertraut sich etwas auf geratewohl den Wogen der Imagination. In seiner Gespenstergeschichte (in der Thalia) sagt man, sei es ihm gelungen, ob sie gleich noch nicht zu Ende ist. Was er über die griechischen Götter gesagt hat, kommt mir vor, als wenn einer das Lob des Karo- oder Pickkönigs auf Unkosten der Kaiser Mark-Antonin und Julius Cäsar machen wollte, bloß weil er sich mit den ersten Majestäten vielleicht öfters amüsiert hat.

Ich höre, Schiller zieht auf einige Zeit zu Ihnen nach Rudolstadt. Es freut mich, wenn es ihm wohl geht und er seine Muße, die er wohl gebrauchen kann, gut genießet.

Daß Sie zuweilen ein Wölkchen über Ihr zartes Stirnchen laufen lassen, kann ich mir wohl einbilden; aber es muß solches Ihren Geist nicht trübe machen, und Sie müssen dem Klima zum Trotz eine fröhliche Heiterkeit etablieren!

Weimar, den 30. Juni 1788.

Liebe Fräulein Charlotte!

Wenn Sie nach Ilmenau gekommen wären, so hätte ich Ihnen wenigstens eine kleine Reparation wegen des von mir jüngst in meinem Briefe an Sie so spröd verworfenen Buffonschen Feuersystems geben können. Indem ich mich in denen dort befindlichen

Eisenhämmern zuweilen aufhielt, so bin ich über die Hälfte zu Buffons Meinung zurückgekommen, und es scheint mir, daß diese Entstehung der Erde aus Wasser, die ich vor mir sehe, doch nur gleichsam eine zweite Entstehung sein könne.

Goethe ist so unglücklich nicht hier. Er kennt die Dinge, und weiß, daß man die vergangenen als einen Traum ansehen muß. Indes, wenn der Traum gut gewesen ist, bleiben doch noch Erinnerungen, die den Zeitpunkt, worinnen wir stehen, glücklich und reich machen können. Das Beste ist, daß wir in der Zeit leben, worinnen wir sind, und uns nicht mit leeren Erwartungen täuschen. Hier haben Sie Herons Brief. Er kann Ihnen statt unserer aller Briefe gelten; er ist recht lieb. Haben Sie die Güte, mir ihn bald wieder zu senden.

Jena, den 15. August 1788.

Heute ist unsere Herzogin Mutter hier durch nach Neustadt an der Orla auf ihrer italienischen Reise gegangen, und hat bei mir gefrühstückt. Morgen habe ich dasselbe Glück von den beiden Engländerinnen Gores nebst ihrem Vater, dem Herzog und einigen unserer jungen Engländer. Ich wollte, Sie könnten mit zugegen sein; Ihre Gegenwart würde mir das meiste Interesse geben. Wessen Gegenwart solches Ihnen geben würde, weiß ich nicht. Die jungen Engländer sind lange nicht so interessant, als unsere guten Schottländer. Schreiben Sie mir bald, was Sie machen! und die werten Ihrigen? Herder ist Dienstag vor vier Tagen schon von Weimar fort, und wird anjetzt wahrscheinlich in Nürnberg oder Ansbach sein, an welchem letztern Orte ich ihn gebeten, ein paar Tage zu verweilen.

Grüßen Sie Schillern, und seien Sie selbst recht herzlich von mir gegrüßt.

Jena, den 28. Oktober 1788.

Sie sind wohl ein liebes gutes Wesen; das sagt jede Zeile von Ihrer Hand. Wenn Sie zuweilen unartig sind, und die schönen Gesellschaften nicht gern frequentieren, so sei Ihnen das verziehen; denn Sie sind ja eine Philosophin, und Wesen dieser Art sind nicht immer zu jeder Gesellschaft gut. Ich danke Ihnen für das Überschickte. Kistchen und Papiere sind mir jetzt noch einmal so lieb, da sie von Ihrer Hand zurückkommen.

Wenn ich auch unartig gewesen bin, und Sie nicht von Kochberg aus besucht habe, so verzeihen Sie mir auch dies für diesmal. Ich hatte meine Zeit so zugeschnitten, und fürchtete das böse Wetter, das auch wirklich kam, sobald ich nur in das Haus hereingeritten war. Frau v. Stein war Ihnen ja Unterhaltung genug, und wird Ihnen das Beste von mir gesagt haben. Sie ist jetzt in Weimar, und ich habe noch keine Zeile von ihr, habe ihr auch keine geschrieben. Das ist wieder nicht artig; aber ich weiß, daß sie dessen schon entbehren kann, und was habe ich aus meiner Einsamkeit viel zu sagen? Zwar geht mir hier das Interesse nicht aus, und ich habe alle Tage etwas Neues, das mich unterhält, so daß ich beinahe die Freuden und Herrlichkeiten von Weimar darüber vergesse. Ach, wieviel liebe Dinge gibt es noch in der Welt, die dem Menschen Freude und Zufriedenheit schaffen können, wenn er auch bloß zu seiner Stube sollte verbannt sein! Aber gesellschaftliche Teilnehmung gehört doch dazu, und diese fehlt mir hier, da ich niemand habe, den ich recht lieb hätte, und

der in den Zirkel paßt, worinnen ich empfinde. In Weimar iſt man zu zerſtreut, und bald hie und da und nirgends recht, und dies gibt keine Zufriedenheit. Goethe hat mich einigemal hier beſucht, und iſt letzthin acht Tage bei mir geweſen. Sein Umgang iſt reich und koſtbar, aber wie ſtarke Getränke.

K.

Weimar, den 5. Dezember 1788.

Geſtern kam Moritz zu mir, der Verfaſſer des Anton Reiſer uſf. Er kommt von Rom zurück. Es iſt ein gar guter Menſch. Unſere erſte Unterhaltung von ein paar Stunden war wie Rede und Antwort aus demſelben Verſtand und Herzen. Nun iſt er bei Goethe und wird wohl acht oder vierzehn Tage hier bleiben. Schiller iſt auch wieder hier. Ich habe ihn bei Frau v. Kalb und ſehr gut gefunden. Die Arbeit hat ihn etwas angegriffen.

Bei Frau v. Kalb hatten wir vor etlichen Tagen einen ſehr artigen Ball. Sie ſelbſt wußte, ohne ſich merken zu machen, die Geſellſchaft ſehr angenehm zu beſeelen, und alles war artig und vergnügt, nur war Frau v. Stein nicht dabei.

Herdern geht es ſehr gut. Die Vornehmſten in Rom begegnen ihm mit vieler Achtung, und ſein Leben nimmt eine gefälligere Geſtalt. Wenn Sie hieher kommen, wie ich hoffe, ſo wird es Sie freuen, einige ſeiner Briefe bei der Herdern zu ſehen. Sie gibt ſolche aber nicht weg. Von Heron höre ich nichts; es freut mich aber, daß ſein Andenken bei Ihnen nicht verloſchen iſt.

Die Göchhauſen hat mir ein paarmal geſchrieben und lobt alles und iſt in Ekſtaſe. Ich lobe ihr dagegen Thüringen, das Land, wo man hübſch deutſch

spricht, und wo man warme Öfen hat. Man kann überall glücklich sein, wo man artig ist, Freude hat und eben keine Notdurft. Ihr

Knebel.

10. Charlotte an Frau Griesbach.

Weimar, 21. November 1804.

So gern ich sonst das unruhige Leben entbehre, so bin ich munter und bei der Hand, wenn es darauf ankommt, unsere so liebe Großfürstin zu sehen.

Unsere Hoffnungen sind ganz erfüllt, übertroffen möchte ich sagen, denn so etwas Liebenswürdiges gibt es nur einmal. Daß wir es gerade besitzen, ist ein Glück, dessen wir uns wert machen müssen. — Ich habe noch nichts gesehen, was mit der Grazie und Anmut die Würde und den Ernst vereinte, das vornehme Wesen in der Erscheinung und dabei die grenzenlose Güte und das Zuvorkommen. Sie ist ein Muster von Erziehung, sie ist überall zuhause, kennt gleich jeden, sagt jedem etwas Angenehmes, was auf ihn persönlichen Bezug hat, so daß jeder glaubt, sie nehme Notiz von ihm, und es entgeht ihr nichts im ganzen; dabei ist sie selbständig und hat so viel Talente, die ihr das stille Leben verschönern, und sie ist gern für sich beschäftigt.

Unser Erbprinz ist auch recht gut und herzlich und hat keinen vergessen; ich halte dies sehr hoch an ihm, denn bei seinem Glück zeigt es einen Grad von Herzlichkeit an, der nicht allgemein ist, nicht an sich allein zu denken. Er fühlt, was er besitzt; unsere Prinzeß liebt er unaussprechlich, und auch die Großfürstin;

auch Frl. Knebel, die mit ihr ist, weiß sie zu erfreuen.

Ich freue mich über das Glück dieser beiden geliebten Personen und genieße jede schöne Stunde im Geist mit ihnen.

Schiller ist wohl und die übrige Familie auch.

11. **Klage** (von Charlotte).

24. Februar 1805.

Was rauscht und wogt um mich des Lebens Quelle?
Mit ihren Tiefen will sie mich umschlingen!
Doch schnell und schneller folgt die neue Welle,
Wohin soll alle tiefe Sehnsucht dringen?
Das unermeßliche Gefühl der Liebe,
Das in des Herzens zarten Falten lebte?
Was ist mir jetzt dies ewige Getriebe,
Das Phantasie einst lieblich mir umschwebte?
In tausendfacher Not und bangem Gram
Wird mir zu arm des Lebens wahre Szene!
Ach da der Zauber mich gefangen nahm,
Da sah ich nur das unerreichte Schöne!
Da drängte mächtig an des Herzens Gluten
In regen Bildern sich das Große an!
Da sah ich nicht des Unglücks rasche Fluten,
Als ich das Leben freudig lieb gewann!
Die Liebe senkt gelähmt den matten Flügel,
Vom Hauch des rauhen Nordens angeweht;
In Nacht gehüllt sind mir die Sonnenhügel,
Auf denen lächelnd sonst die Hoffnung steht!
Nun locken mich nicht freudige Gesichte
In eine schöne bessre Welt hinein!

Nur halb beleuchtet steht im Dämmerlichte
Des Lebens letzter, matter, trüber Schein!
Der Feuerfunke, der die Welt beseelet,
Der neu gestaltet um uns Wald und Flur,
Was ist er uns, wenn süße Hoffnung fehlet?
Zu frohem Sinn nur redet die Natur;
Umsonst zeigt sie die wechselnden Gestalten,
Der Blumen bunten schön geschmückten Chor,
Sie mag sich reizend unserm Blick entfalten,
Der süßen Stimme lauscht nicht mehr das Ohr!



Zweiter Abschnitt.

Schillers Tod.

Luise Franckh.

Liebe, teure Lotte!

Obschon mein Herz so ganz von Trauer und wehmütigen Empfindungen angegriffen, so kann ich doch nicht säumen, dir, liebe Lotte, meinen Schmerz über unsern so großen Verlust mitzuteilen. — Ach, so hat er ausgelitten — und unsere Macht war zu schwach, ihn zu erhalten!

Füge dich mit mir in den Willen der göttlichen Vorsehung, der uns freilich oft hart prüft, daß unsre schwache Hülle beinah unterliegt. Diese Post war mir freilich ganz unerwartet, und mein Herz ist noch so wenig gefaßt, es gewiß zu denken. Ach, ich versetze mich immer unter Euch Lieben; wie werdet Ihr alle so traurig herumgehen, wie werden die lieben Kinder ihren lieben, teuren Vater vermissen, und wie wird es ihm gewesen sein, sich von seinen Lieben zu trennen?! — Ich kann dir nicht zumuten, liebe Lotte, mir ausführlicher von den letzten Tagen unseres lieben Bruders zu schreiben — und doch wünschte ich es sehnlich. Bitte doch jemand, der es mir noch schreibt. Er muß viel gelitten haben. — Er hat seine Seelenkräfte zu stark angestrengt; sein Körper mußte endlich aufhören zu wirken.

Nun, Gott erhalte dich, liebe teure Lotte, und die lieben Kinder in immerwährendem Wohlsein und laß besonders die lieben Kinder recht gut und brav werden, daß sie Dir recht viel Freude machen. Liebe mich, wie ich dich unter allen Umständen, und sei meiner schwesterlichen Teilnahme versichert.

Mökmühl, den 25. Mai 1805. Luise Franckh.

An Luise Franckh. Weimar, den 12. Juni 1805.

Liebe Schwester! Ich schreibe dir, da ich eben einen ruhigen Moment finde. Was wir eigentlich verloren haben, fühlt niemand als wir; ihr verlort einen Bruder, der in jeder Lage des Lebens mit Rat und Tat sich gezeigt hätte und seinen Verwandten mit treuer Kindlichkeit anhing, so liebte er auch seine Kinder wieder! — Aber unter uns allen verlor niemand so viel als ich, weil ich ihn liebte, weil ich in ihm die ganze Welt fand! Wie öde mir das Leben vorkömmt, kann ich nur fühlen; diesen treuen Anteil an meinem Wesen, wie die höhere geistige Existenz, deren ich durch seinen Umgang teilhaftig wurde, kann mir nichts, nichts mehr auf der Erde ersetzen und sollte es auch nicht, wenn es auch möglich wäre; denn dieses Wesen, das vielleicht in Jahrtausenden nicht wieder so erscheint, muß auch einzig geliebt sein. —

Mein Trost, meine Kinder seiner würdig zu bilden, ist noch der einzige, den ich haben kann auf dieser Welt; sie allein halten mich noch am Leben, ich kann sonst nur im Grabe wieder Ruhe finden. — Sein Geist ist um mich und gibt mir Mut in die Seele, das Leben ohne ihn zu tragen! Er gab mir ein Vorbild, wie ich leben soll, denn er, mit den unend-

lichen Leiden seines Körpers, vergaß in der Nähe seiner Geliebten sich selbst und war heiter, liebend, teilnehmend. Er wurde immer milder, immer zufriedener mit seiner Lage, seinen Umgebungen, sah das Leben immer mehr aus einem höheren Gesichtspunkt an. —

Liebe, gute Luise! Ich fühle mit Schmerz, aber mit Ergebung in Gottes Fügung, daß er uns nicht leben konnte, daß sein Leben, hätte es auch gefristet werden können durch ein Wunder, doch nicht ohne völlige Kränklichkeit, ohne Versiegung seines hohen Geistes hätte dauern können. Alles war in ihm zerstört; seit dem vorigen Jahr im Julius, wo er die fürchterliche Kolik hatte, daß G. R. Stark, wie er jetzt selbst gestand, ihm keine halbe Stunde mehr Leben gegeben hätte, hat er sich nicht wieder recht erholt. Weil ich ihn schon öfter so krank gesehen hatte, hoffte ich auch jetzt, freute mich seit der Zeit über jeden Beweis seiner Kräfte, ach Gott! und umsonst! Husten, Katarrh, Fieberanfälle hatte er seit der letzten Krankheit beinah immer; dreimal diesen Winter kam der Fieberanfall, und der letzte dauerte 9 Tage. Er war viel ruhiger als sonst, nahm teil, so lange er konnte, an unsern Gesprächen, verlangte nach den Kindern; vom Dienstag bis Donnerstag (7. bis 9. Mai) phantasierte er beinahe immer, wollte nichts essen und wenig trinken; in den ersten Tagen brach er alles von sich.

Wir machten ihm begreiflich, daß er sich baden müsse; er tat es, und das erste Bad bekam ihm so gut, daß er sagte, er habe nun völliges Vertrauen zu sich und wüßte nun, wie er sich behandeln müsse in der Zukunft. Ich mußte an Cotta in Leipzig schreiben, daß er besser sei; Cotta hatte ihn krank gefunden,

als er hier durchreiste; meine Schwester sollte es Wolzogen schreiben; kurz er war heiter und voll Vertrauen. Aber dies war Montags; von Montag Nacht schlief er wenig mehr; Dienstag und Mittwoch phantasierte er noch viel. Aber Ernst und Emilie ließ er kommen, freute sich über die Kleinen; kurz, wenn er sich seiner bewußt war, war er liebevoll, freundlich.

Meine Gesundheit beunruhigte ihn schon lange; weil ich beständig Neigung zum Katarrh habe, viel angegriffen war, mußte ich immer etwas gegen den Husten nehmen in seiner Gegenwart, und er sprach auch mit dem Arzt über mich, daß er mit mir nach Brückenau wolle, in ein Bad 20 Meilen von hier, das man uns rühmte. (Jetzt geh ich zu Ende dieses Monats mit meiner Mutter und Karl und Ernst hin.) Ach Gott, warum ist er, um den ich gern mein Leben hingegeben, nun nicht mit uns! Den einen Abend ging ich nahe zu ihm: da nahm er meine Hand und sagte: Liebe Gute! — — Von mir nahm er ein, wenn er noch so sehr phantasierte, verlangte auch oft nach meiner Schwester, die mit treuer Liebe ihn pflegen half. Kurz, wenn er sich selbst fühlte, fühlten wir seine Liebe. Sein letztes Zeichen von Bewußtsein war, daß er mich anlächelte mit einem Blick, den ich malen möchte, aber nicht ausdrücken kann, so heiter himmlisch! Ich hob seinen Kopf auf die bessere Seite, und er sah mich so an und küßte mich — ach Gott! dies war das letzte Zeichen seines Gefühls für mich! Dieser Blick gießt Frieden in mein Herz, wenn die Welt ihm zu enge wird. Dafür, daß ich Hoffnung hatte bis zuletzt, danke ich Gott, denn ich hätte sonst den Mut verloren, hätte ihm nicht beistehen können. Den letzten Tag schlief er gegen Nachmittag ein; ich saß, um ihn nicht zu wecken,

in der Nebenstube mit meiner Schwester und sagte leise: „da er jetzt schläft, habe ich Hoffnung, denn seine Natur ist gut" (ich rief mir die gute Natur unsrer geliebten Eltern zurück); ich hatte Hoffnung — als der Mensch, den wir an das Bett gesetzt hatten, da wir hinausgingen, uns rief, und der Krampf verzog sein Gesicht, nach wenigen Minuten war er kalt, und ich suchte umsonst die geliebte Hand zu erwärmen. Sein Geist, der vielleicht noch seiner Hülle näher war, hat auch da meine Liebe noch gefühlt! —

Nun fürchte ich nichts mehr in der Welt, da ich das einzige Wesen mußte sterben sehen und leben muß. Es war der erste Mensch, den ich sterben sah, und der Tod hat alle Schrecken verloren auf einmal. Er winkt mir freundlich, ich kann mich innig sehnen nach diesem Moment. So lange ich kann, will ich für unsre Kinder leben und wirken, um ihm zu zeigen, daß ich seiner Liebe wert war, denn sie sind sein teures Erbteil. Sie sind gut und brav und lieben mich herzlich. Ich will vor allen Dingen ihre Konstitution stärken und sie nicht in die strengen Regeln der Erziehung beugen, denen gewiß die starke Natur ihres Vaters unterlag; denn das Leben in der Akademie, der Mangel an ganz freier Bewegung des Körpers war gewiß der erste Grund zu unseres Geliebten Kränklichkeit. Er gab in seiner Jugend zu wenig auf sich Achtung, und als er in Mannheim das kalte Fieber so gewaltsam kurierte, war es der zweite schlimme Einfluß auf seinen Körper. —

Bei meinem Leiden ist mir der Rückblick auf mein Leben mit ihm ein Trost, denn ich suchte mit allem, was in meinen menschlichen Kräften stand, von ihm abzuwenden, was ihm hätte nachteilig sein können.

Ich habe seinen Geist, seine volle rege Tätigkeit unterhalten, indem ich nur für ihn lebte. Ohne mich wäre er vielleicht nicht so lange in der Welt geblieben. Dieser schöne Zweck des Lebens ist nun nicht mehr für mich; ich muß meine Kinder an mein Herz drücken und fühlen, warum ich noch lebe, wenn mir mein ganzer Verlust einfällt. — Wenn wir an sein Leben denken, liebe Luise, wenn wir denken, wie hundertmal tätiger und wirkender er lebte und in der Nachwelt leben wird als eine ganze Generation von Menschen, so sollten wir nicht klagen über seine Tätigkeit des Geistes. — Er war nicht wie andere Menschen, die sich mühsam anstrengen, um etwas hervorzubringen; wenn er etwas hervorbrachte, so ward es ihm leicht, und er war am glücklichsten in diesem Moment! Ich suchte nur die ängstlichen Vorstellungen gern von ihm zu entfernen und alle Rücksichten, daß sein Geist nicht sollte gehemmt werden. Ich fühlte aber immer, daß ich diesem Geist keine Fesseln anlegen könne, und suchte lieber ihm das wirkliche Leben nicht drückend zu machen durch Störung seiner Wirksamkeit. Ich hätte jedes Schicksal mit ihm geteilt und hätte alle Aufopferungen ihm gebracht, das kann ich mir sagen. Andere, die seinem Geist nicht so nahe lebten, hielten das, was der Erguß seines Wesens war, für künstliche, gefährliche Anspannung. Er hat lange nur noch durch seinen Geist gelebt, so zeigte es sich leider, wie alle sagen. — Welchen Anteil, welche Liebe er hatte, werden dir die öffentlichen Nachrichten sagen; ich lese nichts darüber, denn ich allein habe mehr als die Welt verloren. —

Aber, als meiner lieben Schwester, muß ich dir sagen, das dich freuen wird, was uns noch als Be-

weis der Verdienste unseres Geliebten aufrichtet: daß die Großfürstin, die hiesige Erbprinzeß mir gleich in den ersten Tagen die Versicherung gab, daß Karl und Ernst ihr gehörten; sie sorgt für ihre Erziehung bis in ihr zwanzigstes Jahr und behält sich noch vor, sie auch anzustellen. Sie hat es auf eine so edle, feine Weise mir geschrieben, daß ich auch mit Feinheit diese Tat behandeln muß. Also sage ich es nicht, und du und dein lieber Mann werdet als meine Freunde auch keinen unvorsichtigen Gebrauch davon machen, ihr werdet es fühlen. Sie hat mir gleich geschrieben, ehe sie noch dieses für die Söhne entschied, daß ich mich bei allem, was mir begegnen könnte, an sie zuerst wenden solle, weil sie Schiller geschätzt hätte und herzlichen Anteil an mir nähme. — Ach hätte dieses unser Geliebter noch wissen können! —

Jetzt nimmt er auf diese menschliche Weise nicht mehr teil an den Ereignissen; wenn ich aber nun manches möglich machen kann, was ich sonst nicht konnte für die guten Kinder, so will ich es als den Segen Gottes und ihres Vaters betrachten. —

Wenn die geliebte Großfürstin aber auch sich nicht so edel bezeigt hätte, so hätte sie mein Herz ewig gewonnen durch ihren Anteil und ihre Rührung. Sie war bei mir mit der Herzogin und weinte so herzlich, innig an meinem Hals, als hätte sie einen Bruder verloren. —

Für mich werde ich niemals ihre Großmut ansprechen. Die Vorsehung hat Schillers Unternehmungen gesegnet: ich kann ohne Entbehrung leben. Was ich aber kann, werde ich zurücklegen, um den Kindern ein Kapital zu lassen, daß sie doch nicht einst abhängig werden, und im Notfall, wenn sie sich ein=

schränken wollen, unabhängig leben können. Gibt mir Gott Kraft und Mut, so werde ich alles anwenden, um dies zu erreichen und zurücklegen, was ich kann. —

Cotta hat sich auch als ein teilnehmender Freund gezeigt, und wie er Schiller liebte, ist rührend. —

Was mir Wolzogen und meine Schwester sind, kann ich nicht aussprechen; von meiner Schwester erwartete ich stets das Herzlichste und Beste im Leben; aber wenn du Wolzogens Teilnahme, seine Betrübnis um Schiller gesehen hättest, und die Art, wie er mit mir und meinen Kindern umgeht, wie er uns zu sich rechnet, so würde es in dir die innige Liebe und Achtung und Dankbarkeit erwecken. —

Daß man im Unglück auch wieder irgendwo Trost finden kann, dies ist Hilfe, die von oben kommt. —

In den Nächten, wo Schiller nicht ruhete, sagte er inbrünstig: komm von oben herab und bewahre mich vor langwierigen Leiden! Auch zum Himmel laß uns blicken, liebe Luise. Von den letzten Stunden unseres Verewigten laß uns gegen andere Menschen schweigen; sie sind mir zu heilig, als daß ich davon sprechen sollte, und die Menschen sind so zudringlich und wollen unter der Hülle des Mitleidens nur Nahrung für ihre Neugierde und Schreibsucht. —

Wir müssen uns nun auch im Namen des Geliebten lieben, und unsre Freundschaft sei treu und unverbrüchlich; was wir uns unter dem Siegel der Verschwiegenheit vertrauen, bleibe auch verwahrt. Du wirst immer eine treue Schwester an mir finden. —

Lebe wohl! Der Brief ist so lang, daß, wenn er nicht von einem solchen Gegenstand handelte, er zu beschwerlich zu lesen sein würde. Aber du wolltest viel wissen. Gott erhalte dich und den lieben Schwager,

den ich herzlich grüße und um den Teil der Freundschaft für mich bitte, die er unserem geliebten Verstorbenen schenkte.

Die Kinder sind wohl; Emilie ist entwöhnt und zahnt, da ist sie etwas schwächlich, aber sehr heiter und freundlich. Es ist mir immer, als wär' es ein Blick, den mir ihr Vater sendet mich zu trösten, wenn sie mich so liebend anlacht; sie schmiegt sich immer so herzlich an mich an, und ich muß sie immer tragen, wenn ich zu ihr komme. —

Küsse deine lieben Kinder herzlich!

An Christophine. (Anfang Juni 1805.)

— — Ich hatte selbst Kraft, seine kalte Hand erwärmen zu wollen, aber vergebens. Ach es ist schrecklich, daß der erste Mensch, den ich sterben sehen mußte, dieser Einzige war, der mir die ganze Welt war.

Eine Bitte habe ich an dich und deinen lieben Mann, die mir dringend wird. Es gibt gar zu indiskrete Menschen, und erst unter der Larve des Mitleidens ist die Unbescheidenheit am größten. Ich spreche mit niemand über die letzten Momente unsres Geliebten als mit Menschen, die ich kenne, die meine alten Freunde sind. Versprecht es mir auch, meine Freunde. Ich möchte Schillers Andenken rein in uns allein erhalten. Über ihn schreiben werden Tausende vielleicht, aber was er war, was er uns, was er mir war, fühlt niemand. Es ist mir selbst auch gleichgiltig, denn ich lese gewiß nichts von diesen schreibseligen Menschen. Aber die letzten Momente meines Geliebten haben mich mit einer solchen Ehrfurcht erfüllt, daß ich auch möchte, es spräche niemand über ihn — seine Werke sprechen für ihn, und

kein lebender Mensch kann etwas sagen, das sich der Mühe lohnte. —

Es ist der größte Beweis Eurer Liebe zu Schiller, wenn Ihr diese Bitte erfüllt. Auch von seinen frühern Lebensumständen erzähle nichts, liebe Schwester. Aber setze sie auf, bitte ich dich, die kleinsten Züge, die du dir entsinnst, denn seiner Familie, seinen Kindern wird es ein heiliges Andenken sein.

Dieses muß ich Dir noch erzählen, wie schön das Gebet unseres Lieben erhört wurde. Er rief in der Nacht aus: Du von oben herab bewahre mich vor langem Leiden! Dies Gebet ist schön erhört worden und gibt mir neuen Mut und Vertrauen, daß auch für mich die Vorsehung wacht und mich auch leiten wird bis zum Grabe.

So leicht und schnell, wie sein Geist rein und erhaben war, hat ihn nach den langen Leiden des Lebens Gott von uns gerufen. Eine lange tödliche Krankheit hätte seinen Geist tief gebeugt und der Anblick unseres Schmerzes.

Meine eigne Gesundheit ist schwach, in den letzten Tagen war immer Schiller mit mir beschäftigt; meine gute Mutter wollte mich bereden, ich sollte mit ihr nach Pyrmont gehen, weil sie mich so kränklich fand diesen Winter, aber Schiller meinte noch in den letzten Tagen, es sei mir zu stark; wir hatten den Plan, nach Brückenau zu gehen, und dahin wollte er mit.

Jetzt gehen wir gegen den 22. hin, meine Mutter nimmt mich und die Knaben mit, die auch baden sollen; ich glaube auch, daß es ihnen gut ist, daß sie ihre Konstitution stärken. Bei der Rückreise denke ich gewiß, daß wir über Meiningen kommen, und daß ich Euch besuche. Jetzt würde es mir noch zu schmerz-

lich sein. — Ach wir können uns leider keinen Trost geben und müssen uns in die Notwendigkeit fügen. — Heftige Ausbrüche meines Schmerzes, fürchte ich, würden mir jetzt sehr nachteilig sein; wenn ich so still fortlebe und für meine Kinder tätig bin, und in Schillers Andenken, in seinem Geiste lebe, so ertrage ich einen Tag nach dem andern. Aber jeder neue harte Stoß gräbt die Wunde schmerzlicher, und ich muß Fassung für das Leben mir suchen, muß sie erst erwerben lernen. —

Karoline und Emilie werden indessen bei der guten Griesbach sein, die sie wie ihre Mutter pflegen wird, und der schöne Garten, die gute Luft werden ihnen heilsam sein. Karoline lernt fleißig Lesen und strickt auch. Emilie ist so freundlich und gut, daß es mir ist, als spräche der Geist ihres Vaters zu mir; wenn ich nur nahe komme, legt sie ihr Köpfchen an mich an und lächelt, es ist ein freundlich liebes Wesen. Daß die Kinder gesund sind und eine gute Natur haben, dafür danke ich Gott. Ich will auch suchen, die Körper recht zu stärken. Denn ich glaube gewiß, daß das Leben in der Akademie den ersten Grund gelegt hat zu Schillers Kränklichkeit. Auch Wolzogens Kränklichkeit rührt wohl daher. — Wolzogen hat sich mit treuer Liebe und Sorgfalt gezeigt, und als Schillers wahrer Freund; ich kann es ihm nicht genug danken.

Maria Paulowna. (10. Mai 1805).

Madame! J'ai passé hier à votre porte; je n'ai pas voulu entrer sentant combien ma présence aurait pu vous gêner: mais Madame, permettez-moi de vous témoigner au moins la vive part que je prends à la perte qui nous afflige tous, et de choisir

en même temps cet instant non pour vous parler de consolations, votre état n'en comporte pas et n'en peut recevoir aucune, mais pour vous entretenir des objets sur lesquels repose toute votre tendresse dans ce moment-ci. Vos enfants existent, Madame, et plus que jamais ils ont besoin de vous: voudriez-vous bien m'accorder la préférence sur tout autre pour remplir à leur égard vos intentions? Il me sera bien doux de recevoir de vous le soin d'un dépôt si précieux et de pouvoir vous prouver les sentiments sincères que je vous porte et que j'ai à jamais voués à votre époux. Pardonnez-moi, Madame, l'indiscrétion dont j'use en vous écrivant ceci; mais il importe trop à mon coeur d'avoir la certitude que vous voudrez bien me choisir comme la personne en qui vous aurez dans la suite de la confiance, pour différer de vous communiquer le vœu que j'ai formé.

Marie.

Cotta. Leipzig, den 12. Mai 1805.

So war denn meine Ahnung wirklich wahr, und es war das letzte Lebewohl, das ich unserem verewigten Freunde sagen konnte! Allmächtiger, wenn mich der Schmerz über diesen unersetzlichen Verlust beinahe niederdrückt, wie muß es erst Ihnen, teuerste Freundin, sein, da Sie in ihm alles verloren, da Sie nur in ihm und für ihn lebten. Worte des Trostes gibt es hier keine. Selbst der Blick in die Zukunft ist nicht mildernd, wenn er nicht mit dem Glauben an eine ewige Fortdauer verbunden ist. Diesen Glauben teilen Sie gewiß mit mir, und wenn er in den ersten Momenten nicht Stärke genug hat, das Markverzehrende des herben Schmerzes zu lindern, so hoffe ich, die

Mutter wird die Gattin so weit zur Fassung bringen, daß die armen Kinder nicht einen doppelten Verlust zu erleben haben. Ja, beste Freundin, ich spreche zur Mutter, wenn ich hoffen darf, daß Sie sich zu fassen wissen. — Was kann nicht Mutterliebe über den Menschen. Sie werden sich daher Ihren Kindern erhalten. Lassen Sie mich nach meinen Kräften denselben Vater sein. Die Erziehung der beiden Knaben, wünschte ich, überließen Sie mir; ich würde sie mit mir nehmen, und damit Ihnen dies nicht schwer würde, wie wäre es, wenn Sie zu uns nach Schwaben zögen? — Wir wollten dann im Andenken an unsern Freund und in der Erziehung seiner Kinder unsere trauernden Tage dahinbringen!

Über alles Übrige seien Sie ohne Sorgen — ich habe hierüber Pläne genug.

Da Sie nun dringende Ausgaben haben, so bitte ich auf jedes Bedürfnis per Wechsel auf mich zu ziehen. —

Samstag oder Sonntag nach Himmelfahrt können wir unsern gepreßten Herzen durch gegenseitige Mitteilung einige Linderung geben! Der Himmel schenke Ihnen Kräfte, daß ich Sie wohl antreffe! er möge uns Mut geben, alles zu tragen.

Könnten Sie sich genug fassen, mir einige Zeilen zu schreiben, so würde mich dies sehr trösten. — Noch weiß ich bloß von Dritten, daß unser Freund nicht mehr unter uns ist.

Ich freue mich in dem Gedanken, daß Sie mich unter Ihre redlichsten Freunde zählen!

Mit der innigsten Verehrung

Ihr

J. F. Cotta.

C. G. Körner. Den 17. Mai 1805.

Etwas zur Linderung Ihres Schmerzes beitragen zu können, darf ich nicht hoffen. Aber Leidende kommen gern zusammen und verstehen sich durch einen Händedruck und durch Blicke, für so etwas mögen diese Zeilen gelten.

Nach seinem letzten Briefe an mich, den er vierzehn Tage vor seinem Tode schrieb, war er damals noch im vollen Gefühl seiner Kraft und mit einer neuen Arbeit beschäftigt. Mir war es, wenn ich bloß an ihn dachte, Erleichterung, daß er auf diese Art endete, ohne die Annäherung des Todes zu ahnen und die Leiden des Alters, besonders bei seinem durch Krankheiten zerstörten Körper, durch Unvermögen zu geistiger Tätigkeit doppelt zu empfinden.

Die Zahl seiner Verehrer und besonders derer, die sein Persönliches zu schätzen wußten, ist groß. Es wird Ihnen also auch in dieser Rücksicht nicht an Freunden fehlen. Gibt es aber irgend ein Geschäft, wobei Sie mich gebrauchen könnten, so darf ich Ihnen wohl nicht erst sagen, wie sehr ich mich durch Ihr Vertrauen geehrt fühlen würde. Ihr eigenes wichtigstes Geschäft ist jetzt, für Ihre Gesundheit zu sorgen und sich Ihren Kindern zu erhalten.

Die Meinigen grüßen herzlich und teilen Ihren Schmerz.

Körner.

Fritz v. Stein. Strachwitz, den 19. Mai 1805

Ich kann nicht schweigen, so sehr ich sollte, um Ihre Ruhe, teure liebe Freundin, nicht zu stören. Meine treue herzliche Teilnahme kann ich nicht zurückhalten. Wie der herrliche Schiller, so war mir keiner auf dieser Erde, und wir werden nicht wieder

finden, was wir an ihm verloren. Die Sorge und die Freude an Ihren Kindern wird Ihnen einen süßen Trost geben, und der Kreis Ihrer Freunde wird sich, indem er verengt ist durch sein Abscheiden, fester und herzlicher noch um Sie schließen. Leben Sie wohl für heute und bleiben Sie meine Freundin, wie ich der Ihrige mein ganzes Leben unverändert sein werde.

Strachwitz, den 2. Juni 1805.

Liebe Freundin!

Wäre ich in Weimar, so besuchte ich Sie jetzt recht oft. So kann ich nur schreiben. In Breslau wurde unsres Freundes Tod durch die Aufführung der Maria Stuart gefeiert. Alles nimmt teil an ihm; jeder vermißt ihn mehr oder weniger. Dem Cordemann hat seine Empfehlung sechs Vorstellungen auf der Breslauer Bühne (wovon eine zu Cordemanns Benefiz) verschafft. Ich finde es mildernd und tröstend, überall einen Anklang für eigene Empfindungen zu finden. Es ist dieses um so seltener in einer größeren Stadt, wo die Teilnahme eine sehr rare Tugend ist. Alle Nachenführer auf dem dicht bedeckten Strome schaun da um sich, um nicht von einem größeren Schiff erdrückt zu werden. Versinkt ein Nachen, so fahren die andern auf leichter Welle über ihn hinweg. Nicht so soll es mit Schiller sein, er soll mir und den Meinigen ewig unvergeßlich bleiben.

Fritz v. Stein.

Lotte an Fritz. Weimar, den 22. August 1805.

Ihr Anteil, Ihr Gefühl für Schiller ist das rechte; so sollten alle seine Freunde für ihn fühlen. Einen solchen Menschen kann man nicht genug beweinen,

sein Andenken nicht heilig genug bewahren. Lassen Sie ihn ewig unter Sich leben. Ihre Kinder noch sollen unsern geliebten, ihnen unbekannten Freund ehren als ein gutes wohltätiges Wesen. Teilen Sie ihnen Ihre Gefühle für Schiller mit. Er lebt uns, auch da er von uns ist. Seine Stimme, sein Geist erscheint uns in seinen Werken. Ich habe mir oft schon Trost aus Stellen geschöpft, die ich für mein Gefühl anwendete, und die lebendig an mein Herz sprachen. — Ich möchte sagen von mir, je länger ich ohne Schiller leben muß, je tiefer fühle ich die Entfernung; diese tiefe innige Sehnsucht nimmt zu. Mein Geist sucht vergebens etwas, an das er sich halten könnte, und die Dunkelheit ist so schrecklich! Ich verliere ihn immer von neuem. — Aber ich habe an Mut fürs Leben doch gewonnen; ich halte mich an das Geistige und Unsichtbare mit meinem Gemüt und lebe das gewöhnliche Leben mit stiller Resignation. — Die Welt ist mir nicht fremd; durch meine Kinder muß ich mit ihr leben, muß ihretwillen Verbindungen suchen und festhalten. Der ewige Anblick meines Schmerzes würde meine Kinder, die doch gerne froh sind, denen ich das Leben leicht machen muß, von mir entfernen; ich würde ihnen fremd werden, wenn sie mir ihre Stimmung verbergen müßten. Dies alles sind meine Gründe, die mir Mut einflößen fürs Leben, und es ist mir oft, als erhebe eine unsichtbare Gewalt mein Gemüt. — An dem Ende meiner Laufbahn hofft mein Herz, das wiederzufinden, was mich hier so glücklich machte. — Ich kann mich oft recht sehnen nach dem Tod; aber doch fühle ich wieder, daß ich suchen muß, für meine Kinder mich zu erhalten.

Hufeland. Berlin, den 23. Mai 1805.

Verehrteste Frau Hofrätin!

Mit tiefer Wehmut schreibe ich Ihnen diesen Brief. Wie viel haben wir, wie viel haben Sie verloren! Wie verwaiset kommt mir der bessere Teil der Menschheit vor. Ein guter Genius ist von ihr gewichen! — Wenn etwas trösten kann, so ist es gewiß der Gedanke, daß so viel Tausende mit Ihnen um ihn weinen, und daß sein Andenken in dem Herzen so vieler Tausende fortlebt, und sein Geist unter uns bleibt.

Die Königin, die unbeschreiblich von diesem Verlust gerührt war, hat mir ausdrücklich aufgetragen, Ihnen ihre innigste Teilnahme zu bezeugen, und wie sehr sie wünsche, etwas zu Ihrer Tröstung und Aufheiterung beitragen zu können. — Hatte nicht der Verewigte den Plan, einen seiner Söhne dem Kriegsdienste zu widmen? Wäre dies, so würde sich jetzt die beste Gelegenheit dazu darbieten, und ich würde Sie bitten, mir nur ein Wort darüber zu schreiben.

Meine Frau empfiehlt sich mit mir Ihrem wohlwollenden Andenken. —

Gott erhalte Ihre Gesundheit zum Trost Ihrer Kinder und zur Freude Ihrer Freunde.

Mit innigster Hochschätzung

der Ihrige

Dr. Hufeland.

Charlotte
v. Schimmelmann. Kopenhagen, den 29. Mai 1805.

Seit dem Anfang des traurigen Mais lag ich am Scharlachfieber sehr krank darnieder; auch Josephine hatte zugleich diese Krankheit. Kaum waren wir aus

dem Bette, als ich die Schreckenszeitung in die Hand bekam. — Gott! welcher Schlag für mein Herz! Ich sank zurück wie ohnmächtig, konnte keine mildernde Träne finden in dem Augenblick. Auch Josephine und Luise wurden totenblaß und weinten.

Wie der Name Schiller ausgesprochen wurde, wie mein Mann es tief empfand, daß ein solcher Verlust unersetzlich sei — sollte ich Ihnen, Liebe, dieses sagen wollen! — Wie Sie als Gattin, als Mutter unserm Geiste erschienen, unserm Herzen so nahe waren — ach, wie könnte ich Ihnen dieses sagen! — Noch bin ich so matt, so angegriffen von der bösen Krankheit, noch kann ich so wenig schreiben. — Ach, lassen Sie uns bald eine Zeile Ihrer Hand sehen, sobald es Ihnen möglich ist, so schreiben Sie mir ein Wort aus Ihrem zerrissenen Herzen. — Ich umarme Ihre lieben Kinder! — Mehr kann ich nicht heute sagen! — Schonen Sie Ihre Gesundheit im Namen des Geliebten! Seien Sie auch hierin eine Mutter, wie es wenige waren und sind. Unsere ganze innige Teilnahme wissen Sie; was auch wir verloren haben, wissen Sie kaum; — aber ein solcher Geist lebt ewig. Dieses fühlen wir mit Ihnen; dagegen ist seine Unsterblichkeit hier nur ein kleiner Trost; doch auch ein schätzbarer Trost — so selten als schätzbar.

Möchte ich doch bald einige tröstende Worte von Ihrer lieben Hand sehen!

Charl. Schimmelmann.

Meine Hand hat sehr in der Krankheit gelitten, daher dies elende Schreiben mit Fingerhandschuhen geschrieben.

Seelust, den 22. Juni 1805.

Als ich vor acht Tagen Ihnen, liebe Frau von Schiller, einige Zeilen schrieb, die mein Neveu, der Graf Reventlow, Ihnen bringen wird, als ich diese hinschrieb im Augenblick, wo er mich verließ, da glaubte ich nicht, daß ich just den Tag darauf die Freude oder vielmehr den Trost haben würde, von Ihrer Hand die ersten Zeilen zu sehen, die ich so sehr bedurfte; und dabei erhielten wir noch ein so teures schönes Andenken, einen so rührenden Beweis Ihrer beiden Freundschaft — ach Liebe, mit Worten vermag ich es nicht auszudrücken, wie wir es gelesen und empfunden haben. Ein so herrlicher geweihter Ton herrscht im Ganzen. Wie muß dieser Auftritt alle Herzen erschüttert haben; besonders aber die liebenswürdige Großfürstin, die es so sehr verdiente, so schön im Tempel der Kunst aufgenommen zu werden. Wohl ihr! wohl ihrem schönen Herzen, daß sie sich mütterlich der Söhne Schillers annimmt. Ach leider, ein solches Wesen noch einmal auf Erden zu finden, ist nicht möglich zu hoffen; unsere jetzigen Zeiten sind so klein, so armselig. Das Reich der Ideale ist nun wie verschlossen. Schiller half uns noch hineinblicken; er wirkte mächtig, gab einem noch Kraft zum Widerstand. Jetzt ist die Erschlaffung allein à l'ordre du jour — und wahrlich ist die neuere Philosophie recht trostlos; sie öffnet mir keine Bahn zum helleren Licht, wohl aber zum dunklen Schattenreiche stehen vielleicht neue Türen auf.

Wie beneide ich nicht den jungen Reventlow um das Glück, Sie in Weimar künftigen Monat zu sehen. Nur kurze Zeit wird er dort bleiben können; doch hoffe ich, daß diese Freude ihm zuteil wird.

Kotzebues Erinnerungen aus dem schönen Italien

sind nicht erbaulich, nicht erfreulich. Der kalte Geist weht einen auf jedem Blatte an.

Die longobardischen Szenen sind sehr glänzend, und diese eiserne Krone ist strahlend; ich möchte keine Krone in der Nähe tragen, sie gedeihen nicht, und man ahnet neue Auftritte.

Seelust, den 15. August 1805.

Wie herzlich dankbar bin ich Ihnen für diesen schönen Brief. Er zeigte mir so rührend Ihr ganzes offenes Herz; und wie gerne schaute ich wie in einen klaren Spiegel in Ihre schöne Seele hinein. Alles, was Sie über Schiller sagen, ist mir so deutlich, wahr; so herzlich ausgesprochen, daß auch nur Sie Schiller so nennen können. Ja wohl ist er Ihnen nahe und bleibt es ewig. Sie machten ihm diese Erde lieblich; an Ihrer liebenden Hand fand er sich und sein herrlicher Geist, dem wir so viel verdanken. Wie unersetzlich ist auch unser Verlust; immer fühle ich es mehr, daß ein solcher Geist nie mehr uns hier erscheint; immer vermisse ich ihn mehr, und bei jeder Gelegenheit erweckt sich die Sehnsucht nach dem verlornen hohen Genuß. So wie er unsere Geister zu heben vermochte, vermag es keiner mehr nach ihm.

Wenn Sie meinen Mann so nennen, als kennten Sie ihn wirklich, so bin ich Ihnen auch so herzlich dankbar, daß Worte nicht ausdrücken, was in meinem Innersten dabei vorgeht. — Ach, hätte er Schiller nur einmal im Leben begegnen können, wie hätten sich solche hohe Geister verstanden! — Welcher Einklang, welche Harmonie wäre entstanden, selbst bei der Verschiedenheit mancher Ansicht vielleicht. Schiller hätte sich, ich darf es sagen, in seiner Heimat ge-

funden in der Nähe von Ernst Schimmelmann — so auch wäre es meinem Manne zumute geworden. In einer Region hätten sie sich so begegnet, wie vielleicht wenige Sterbliche zusammentreffen. Solche Geister sind von allem Irdischen so entfesselt, der freie Schwung ist ihnen gegeben aus Götter Hand, und nur wenige folgen, weil wenige die Bahn sehen, oder sie zu oft verlassen. So gedenke ich mir Goethes Zustand. Alle seine Umgebungen müssen doch den unsterblichen Geist drücken. Ist er noch so leblos geblieben? Sehen Sie sich wieder? Und wie? — Blieb er noch untätig? —

Fischenich.* Bonn, 30. Mai 1805.

Was soll ich Ihnen sagen, liebe teure Mutter, welchen Trost kann ich Ihnen bieten? Ihr Schmerz ist gerecht, und ich bin weit entfernt, durch leere Tröstungen das Übel nur noch empfindlicher zu machen. Auch für mich ist der Verlust dieses teuersten Freundes, dieses edlen herrlichen Menschen unersetzlich; aber wenn ich an Sie denke, meine Freundin, so hab' ich Mut, diesen Schlag des Schicksals zu ertragen: so sehr ich dabei in zwiefacher Rücksicht leide. Doch so gerecht Ihr Schmerz ist, so dürfen Sie sich ihm nicht ganz überlassen; ich bitte Sie, an Ihre teure Gesundheit, an Ihre Kinder zu denken, welchen die Erhaltung ihrer Mutter nun um so notwendiger ist. Ich bin gewiß, daß dieser Gedanke Ihnen Mut und Kraft verleihen wird. Eine gute edle Mutter vermag mehr zu dulden und zu ertragen, als viele Männer glauben; so tief und innig sie empfindet, so wenig gelingt es dem Schmerz sie zu überwältigen, und es scheint, als wenn auch er der sanften Macht des Weibes nicht widerstehen könnte.

15. Juni.

Diese wenigen Zeilen hatte ich auf die erste traurige Nachricht zu Papier gebracht; ich konnte sie aber nicht vollenden; es war mir, als wenn ich den teuren Freund noch beim Leben erhalten könnte, solange ich ihn nicht als wirklich verloren bei Ihnen beklagte. Bloß bei Ihnen anzufragen, dazu war die Nachricht zu bestimmt. Und so war ich mit mir in beständigem Kampf und in offenbarem Widerspruch. Ich hatte eigentlich keinen Zweifel und hoffte doch noch, ich täuschte mich mit Bewußtsein, und doch war es diese Täuschung, die mir die erste schreckliche Botschaft ertragen half. Jetzt erst seh ich es ein, wie leicht der Mensch, selbst bei klarer heller Einsicht dazu kommen kann, zu abergläubischen Mitteln seine Zuflucht zu nehmen, wenn er etwas sehr fürchtet, aber mit Sehnsucht wünscht. Aber nun ist der letzte nichtige Schimmer von Hoffnung verschwunden, und keine Täuschung mehr möglich. Wo werde ich einen ähnlichen Freund finden? hätte ich ihn doch nur noch einmal gesehen! Dieses Jahr ist für mich ein schreckliches.

Verzeihen Sie, liebe Mutter, daß ich Ihren Schmerz erneuere, daß ich klage, indem ich Sie trösten sollte. Aber Ihr Brief vom 4. d. M. hat mich überzeugt, daß Sie das Unabänderliche mit Ergebung zu dulden sich bestreben. Ich wußte es wohl, daß der Gedanke an Ihre Kinder viel vermögen würde.

Bonn, 9. Juli 1805.

Hielten mich nicht gebieterische Verhältnisse, so wäre mein beklommenes Herz vielleicht in diesem Augenblick, da Sie diese Zeilen lesen, schon um vieles erleichtert. Daß dies nicht sein kann, ist ein großes Opfer, welches ich nebst so vielen anderen einem

unausweichlichen Verhängnis bringen muß. Ich lebte sonst nur in der Wissenschaft und durch sie; sie war es, die mein schwaches Leben fristete; aber ich fühl' es, daß mit dieser kräftigen Stütze endlich meine Lebenskräfte schwinden werden. Ich entbehre dieses mächtigen Prinzips, seitdem ich meinen liebsten Wirkungskreis verlassen mußte, seitdem ich einer höheren Geistesbeschäftigung gleichsam nur diebischerweise einige kärgliche Augenblicke widmen kann. Wenn ich Ihnen sage, daß ich darin ziemlich glücklich bin, jeder Beschäftigung eine schöne Seite abzugewinnen, und sie mit dem Höchsten und Edelsten der Menschheit in Beziehung zu stellen, und daß ich dennoch des Lebens nicht froh werde, so werden Sie sich von meiner Existenz einen Begriff machen können. Glauben Sie aber nicht, meine Freundin, daß ich verzage, ich werde, wie bisher geschehen, redlich kämpfen.

H. Voß. Weimar, den 28. Juni 1805.

Wie soll ich Ihnen für das Geschenk des Stehpults und der Pfeife danken! Wie mir Karl die Pfeife brachte, ich wußte dem guten Jungen nichts zu sagen, ich war zu sehr gerührt. Das Stehpult ehre ich täglich durch würdigen Gebrauch. Es hat einen unendlichen Wert für mich. An diesem Pulte arbeite ich gerne stehend, was ich sonst vielleicht nicht so häufig und auf Unkosten meiner Gesundheit getan hätte. Jetzt bin ich schon so daran gewöhnt, daß ich nur selten sitze.

Jakobi, der liebenswürdige Mann, ist hier seit fünf Tagen und bleibt bis Montag. Gestern und vorgestern brachte er in Jena bei meinen Eltern zu. Ich besuche ihn alle Morgen. Ich habe ihm viel von Ihnen und von den Kindern erzählt. Seine Liebe

und Verehrung für Schillern ist sehr groß, und deshalb tut es mir leid, daß er nicht früher kam und noch Sie, gnädige Frau, hier fand. Er hat es bei Goethe glücklicher getroffen als meine Eltern, denn jetzt ist Goethe um vieles heiterer.

Goethe hat vorigen Sonnabend einen Anstoß seiner Krankheit gehabt, aber schon wieder schwächer als das letzte mal. Starks Prophezeihung trifft ein: die Anfälle kehren von Zeit zu Zeit seltener und schwächer zurück, ehe sie ganz aufhören. Nur zwei Stunden hat Goethe gelitten, dann ruhig geschlafen, und am andern Morgen ist er wieder spazieren gegangen. Dieses Übel hat in ihm gewühlt, als meine Eltern hier waren. Jakobi ist nach dem Ausbruch gekommen und hat einen äußerst heiteren, geselligen und mitunter lustigen Goethe gefunden.

Goethe hat sogar einen Geniestreich gemacht. Kaum ist Jakobi nach Jena abgereist, so folgt ihm Goethe nach und überrascht ihn daselbst. Das freut mich herzlich, daß Goethe meine Eltern noch einmal in Jena sieht.

Meine Eltern reisen in der folgenden Woche nach Heidelberg ab.

Ich bin mit Hochachtung und freundschaftlichem Herzen

Ihr ergebener

Heinrich Voß.

Karoline v. Humboldt. Rom, den 8. Julius (1805).

Ich habe es bis jetzt nicht gewagt dir zu schreiben, teure Liebe! Mein Herz, du weißt es, hat die tiefsten Schmerzen des Lebens erfahren, und weil es weiß, daß sie keinen Ausdruck haben, verstummte ich gegen dich. Ich scheute mich, dich zu berühren; ach, auch wieder heute tue ich es mit einer Art Angst, und doch

kommt die Veranlassung durch dich. Die Briefe, die ihr Lieben den Herren von Herdas mitgegeben habt, sind erst jetzt in unsere Hände gekommen, weil sie durch einen Zufall länger von Rom abgehalten worden sind, als es ihr Plan war. Ach, wie soll ich euch sagen, welch einen Eindruck diese Briefe auf uns gemacht haben! Wir haben sie mit vielen Tränen gelesen und benetzt, und so sehr ich anfangs fürchtete, ein Wort von dir zu vernehmen, so sehr wünsche ich es jetzt und bitte dich inständig darum. — Teure, Liebe, schreibe mir von deinen Kindern, von dem geliebten Entschlafenen, dessen Andenken ja einzig mit der Sorge und Pflege deiner Kinder dein Leben ausfüllen kann, Sage mir auch ein Wort über deine Gesundheit, an die ich immer mit Angst denke, denn wie widersteht man solchen Schmerzen! Ach, möge, meine gute sanfte Lollo, möge doch an dir auch wahr werden, was ich so tief empfand, und was allein mich rettete: ein Gefühl höherer Kraft in diesen unaussprechlichen Leiden.

Wir sprechen immer von euch, ihr Lieben, und wünschen euch zu uns in dies himmlische Land. Ach, du trauest es Humboldt zu, wie er von Schiller denkt; niemand hat ihn inniger gewürdigt; sein spät empfangener Brief bleibt uns ein teures, ewig heiliges Andenken. Außer unserem Kreise ist noch Reinhart, mit dem es mir immer wohl wird, Schillers Namen zu nennen, denn er hängt an ihm wie an einem Bruder. Er war abwesend in Neapel, als die Nachricht seines Todes zu uns kam; aber wie er zurückkam und ich ihm den Brief gab, den Schiller in den unsrigen eingeschlossen hatte, wie hat der starke Mann, dem wohl selten Tränen in die Augen kamen, geweint. Er hat mir Schillers Brief zu lesen gegeben,

und wie in einer Art Ahnung des letzten Zeichen des Lebens steht darinnen. „Wenn der Himmel uns kein frohes Wiedersehen mehr schenken sollte, um was ich ihn oft bitte, so sende ich euch in acht Jahren meinen ältesten Sohn, damit ihr mir einen tüchtigen Maler aus ihm zieht.“ Reinhart, glaube ich, schriebe dir selbst gern, allein er scheut sich, dir weh und weher zu tun; aber er diente dir und deinen Kindern gern mit seinem Blut.

Schreibe mir, Geliebte, von den Planen deines Lebens, insofern du welche zu machen imstande bist. Ich habe gewagt, Karolinen einen Vorschlag zu einer Reise in meinem vorigen Briefe zu machen, weil ich glaube, daß es euch beinahe unumgänglich notwendig ist, einen Winter in einem südlichen Klima zuzubringen.

Minna Körner. Juni 1805.

Kein Wort, geliebte Freundin, kann dir unsre Gefühle sagen, die uns ergriffen, seit wir der verehrten Karoline Brief erhielten! Wir empfinden mit dir alles das unendlich Große, was uns entrissen wurde! Wir weinen um dich, um uns, daß das Höchste des Lebens für uns verloren ist! Du geliebteste, treue Freundin und Gattin des edelsten Menschen, suche dich aufrecht in deinem endlosen Schmerz für deine Kinder zu erhalten! Gott stärke dich ertragen zu lernen! Trösten können deine Freunde dich nicht, aber um deine Gesundheit können sie zum Himmel flehn. Was hast du, was die Welt, was seine Freunde verloren! Welche Schätze seines unendlichen Geistes schlafen nun den ewigen Schlaf! Laß uns zusammen weinen, laß uns einander die Hand reichen, daß nie die Freundschaft und Liebe unter uns vergehe, weil er sich uns entzog, der sie band.

Sein letzter Brief war in voller Kraft geschrieben, mit so vieler Heiterkeit des Geistes; desto stärker traf uns sein Scheiden. Die ersten Stunden hat mich mein Körner geängstigt; aber nach einer Stunde Einsamkeit kam er sehr verweint wieder zu uns, und nun fing er an, alle seine Briefe vorzusuchen, und beschäftigt sich seit dem unglücklichen Moment in stiller Wehmut nur mit ihm!

Daß die Welt so viel an ihm hatte, meine teure Freundin, das kannst du dir zu deinem Trost oft sagen, dazu hast du viel beigetragen. Die völlige Freiheit, das Streben seines Geistes wurde nicht von dir gehemmt und gedrückt. Keine Weiblichkeit von deiner Seite zog den Flug seiner Phantasie zur Wirklichkeit nieder. Dies preisen deine Freunde an dir, und dieser Gedanke muß dir lichte Momente geben.

Gott sei mit dir! Deine Freunde umgeben dich und weinen mit dir.

Minna Körner.

Dresden, den 6. August 1805.

Nach einer beinahe fünfwöchentlichen Reise finde ich bei meiner Nachhausekunft deinen mir so werten Brief, teure Freundin! Wie sehr bewundre ich die Stimmung deiner Seele, die Kraft, die du errungen hast, das Unvermeidliche zu ertragen. In deinem schönen Empfinden lebt das Glück deines Lebens, und das hat, meine Teure, dich aufrecht erhalten und dir die Stimmung erworben, womit du jetzt deines Geliebten gedenkest. Gott erhalte dir deine Gesundheit! Du sagst, daß du dich gestärkt durch deine Reise fühlst, und deine treffliche Mutter auch.

Überall hat mir's wohl getan, wo wir waren, den

unendlichen Schmerz zu sehen, womit der edlere Teil der Welt den Verlust unseres verewigten Freundes ansieht; an manchem Menschen, an dem man kalt vorübergegangen wäre, fand man eine schöne Seite, weil er in unser Trauern einstimmte.

Minna Körner.

Charlotte v. Kalb. Berlin, den 28. Juni (1805).

Obwohl meine Seele nur mit einem Andenken sich beschäftigt, kann ich doch nicht davon schreiben. An Frau von Wolzogen hatte ich Briefe liegen, ich konnte sie aber nicht abschicken. Sie, liebe Teure, sind mir immer im Herzen!

Sein Genius ist der Welt eine hohe, einzige Gunst, unvergänglich! Unendlich ist der Gedanke an ihn in den Herzen seiner Freunde. Der Wechsel der Empfindung, selbst die Sehnsucht vermindert sich in dem Gemüt dessen, der die Ewigkeit denkt und mit der Gewalt der Liebe zu seligen hohen Ahnungen und Erkenntnissen geleitet wird. Wie kurz ist für jeden die Zeit, das Los der Erscheinung in dieser Welt! Durch den Schmerz werden wir noch reicher in der Liebe und in der Hoffnung des ewigen Lebens! Denn nur die hohe, göttliche Liebenswürdigkeit und Vollkommenheit hat allein diesen Glauben begründet und die Sehnsucht der Jünger.

Liebe, liebe Schiller! Schreiben Sie mir bald, mit Wehmut, aber mit dem Frieden der Liebe, der Sie ewig beglücken wird.

Den Kindern tausend Grüße. Ich gedenke an Sie fast immer, und meine Freundschaft, meine innige Achtung für Sie sind mir die liebsten Gesinnungen meines Herzens!

Ch. v. Kalb.

K. Graß. Neapel, den 10. August 1805.

Edle Frau!

Diesmal wird es mir schwer, Ihnen zu antworten, und unwillkürlich habe ich seit vierzehn Tagen (in welchen freilich das Erdbeben hier war) dies Geschäft verschoben. Ich bin stumm und meine Brust ist wie der lautlose Stein. Die Welt ist mir verödet und so gleichgiltig, daß ich mitten unter der Unruhe der Menschen beinahe furcht- und gedankenlos umherwandle. Unaufgerollt liegen um mich meine aus Sizilien mitgebrachten Zeichnungen, und alles, was ich dort arbeitete, schiebe ich als etwas Wert- und Reizloses auf die Seite.

Ich muß an Sie denken, edle Freundin! Erlauben Sie, daß ich in diesem Brief Sie also nenne. Ich muß an Ihren Kummer denken, um wieder Leben und Empfindung zu bekommen. Arme Charlotte, sag ich zu mir, wie ertrugst du das? Aber nach einigen Augenblicken versink ich wieder in meinen apathischen Gemütszustand und weiß keine Worte hervorzubringen. Und doch muß ich Ihnen antworten. Kommt gleich mein Brief spät in Ihre Hände, so weiß ich's doch, daß er Ihnen nicht gleichgültig sein wird. Sie wissen, wie ich ihn liebte, und selbst meine Klage um ihn wird Ihnen tröstlich sein. Kann man etwas anders tun als klagen, daß auch das Vortrefflichste hienieden nicht dauern kann? Aber sanft und melodisch sei die Klage um ihn, dessen Seele so ganz Harmonie war. Entweihung seines Andenkens dünkt mich jede zu laute Äußerung des Schmerzes über sein Vorübergehn. So erhebt meine Seele Schillers edler Schatten, wann ich seiner Urne nahe; aber dann übermannt mich plötzlich die Schwäche des Herzens, und ich weine laut mit Ihnen, daß er nicht mehr

ist. Arme Charlotte, wie ertrugst du das? sage ich noch einmal. Ach, es gibt Augenblicke, die man nicht überleben zu können glaubt, und doch müssen sie überlebt werden. Die kalte Pflicht tritt hier vor die Leidende und ruft: erhalte dich den Lebenden!

Das sind unstreitig die erhabensten Momente im Leben, da die Seele diesen großen inneren Kampf kämpft und mit göttlicher Hoheit dem Schmerze Stille und Verstummen gebeut. In solchen Augenblicken glaube ich die Worte zu verstehen: „Und ein Engel nahte sich ihm, ihn zu stärken." Bei diesem Gedanken schöpfe ich wieder Atem. O, der Engel des Mutes hat Sie, edle Frau, gewiß nicht verlassen. Ihre sanfte, liebevolle Seele fand eine Hilfe in sich, die nichts Äußeres ihr zu geben vermochte.

Vergebens schilderte ich Ihnen den Augenblick, als ich bei meiner Ankunft in Neapel die Nachricht von Schillers Tode und fast zu gleicher Zeit seinen Brief mit dem Ihrigen vom 2. April erhielt. So reich und so arm machte mich dieselbe Minute! Sein heller milder Geist schwebte vor mir wie ein freundlicher Stern, aber die Erde war mir ein leerer Raum geworden, denn seine Stelle darin war verschwunden. Dennoch können Sie sich denken, was mir das sinnliche Zeichen seines Dagewesenseins, der letzte Zuruf seines Andenkens und seiner Liebe sein mußte! „Ich sehe mit Sehnsucht einem Worte des Andenkens von Ihnen entgegen." Das sind die letzten Zeilen jenes Briefes. Sie haben unbeschreiblich mein Herz ergriffen. Es war mir, als kämen mir die Worte aus einer andern Welt herab. Als ich nun darnach Ihren Brief las und die nach so vielen trüben Tagen wieder auflebende Hoffnung Ihrer Seele darin wahrnahm und mir's hinzudachte, wie diese Hoffnung vernichtet

wurde: da konnt' ich nur mit einer Art von Bitterkeit aufs Leben hinabsehen. Ich erstickte die Stimme der Sehnsucht, die sich in das Gebiet des Unendlichen wirft. Was lockest du mich, täuschender Nachklang meiner Empfindung, wann die Saiten des Harfners zerrissen sind! Aber in dem ruhigeren Augenblick des Denkens machte ich mich los von den Umgebungen der sinnlicheren und eigennützigeren Gefühle. Ich übersah mit hellerem Blick den Gang des Mannes, den ein so göttlicher Geist beseelte. Ich verglich seine stille Bahn mit den gepriesenen Bahnen des rauschenden Ruhms. Dann freute ich mich auch des Vorübergegangenen. Ja, ich konnte mich freuen — verzeihen Sie mir den Ausdruck — daß er um so beneidenswerter in der Blüte der Jahre starb.

Edle Leidende! Wie sehne ich mich nach einem Laute von Ihnen! Werd' ich's hören, daß Sie sich fassen konnten? Was gäb' ich nicht darum, wenn ich in diesen bedeutenden Augenblicken Ihres Lebens Ihnen hätte näher sein und durch die Liebe selbst, die ich für Sie trage, wie ich sie für Schiller trug, hätte tröstlich werden können! Ich befand mich wahrscheinlich, als Sie den Freund Ihres Lebens verloren, auf den Höhen, welche die Ebene von Syrakus umgeben. Dort verlebte ich den Mai. Im Juli verließ ich die Insel, auf welcher ich eins der unvergeßlicheren Jahre meines Lebens lebte. Ich habe Ihnen ein kleines Blättchen, das einige Distichen zum Andenken meiner ersten Reise durch Sizilien enthielt, gesandt. Ich weiß nicht, ob es in Ihre Hände gekommen ist. Nachher habe ich nicht wieder geschrieben, weil ich mich leicht fürchte, Briefe zu versenden, wenn sie nicht Antworten sind. Dies müssen Sie

nicht als Mißtrauen auslegen. Es ist eine gewisse Ängstlichkeit, die ich wohl immer behalten werde.

Über meine eigenen Angelegenheiten schreibe ich Ihnen diesmal nicht. Es ist auch wenig darüber zu sagen. Ich habe sehr wenige Plane und sehr wenige Bedürfnisse, und gehöre insoferne zu den glücklicheren Menschen, zumal da meine Gesundheit, seit ich in Italien lebte, gut ist. Sollte ich nicht mit Ruhe und Freiheit, wie bisher, in diesen Gegenden bleiben können, so werde ich mich in meine kalte Heimat zurückziehen, mich dort in den Mantel hüllen, wenns stürmt, und unberühmt, doch nicht freundlos, sterben. Ich danke Ihnen für alle Äußerungen Ihrer Teilnahme, für die gerade, offene und daher mir so unbeschreiblich wohltuende Weise, mit der Sie schreiben, für die Sorgfalt, mit der Sie mich mit Ihrem Kummer und mit Ihren Freuden bekannt machen. Ich hoffe, Sie, wenigstens für Augenblicke, in meinem Leben noch wieder zu sehen. Ich hoffe, Sie werden mir noch dann und wann von Schiller etwas schreiben. Er lebt für mich in seinen Werken und in Ihrer Seele, die seine Vertraute und der schöne Trost seines Lebens war.

Leben Sie wohl! Empfehlen Sie mich Ihrer verehrten Frau Schwester. Mut bis zum letzten Augenblick! Mut haben, heißt leben.

Ewig der Ihrige

K. Graß.

Frau v. Lengefeld. Den 20. November (1805).

Auf den Freitag (Lottens Geburtstag) werde ich oft an meine gute Lollo denken, und Gott um Ruhe und Segen bitten. Ach Liebe, so traurig auch jetzt dieser Tag für dich ist, so schöne Folgen hat er doch

gehabt. Einen guten Teil deines Lebens die Gattin eines Schiller gewesen zu sein — sich sagen zu können, diesen Teil seines Lebens ihm verschönert und durch deine zarte Sorge und Liebe glücklich gemacht zu haben — und noch jetzt in seinem Andenken, in der Sorge für seine Kinder fortzuleben — o gewiß, beste Lollo, das ist noch immer ein schönes beneidungswertes Los. — Auch mein Alter erheiterst du noch durch das Bewußtsein deiner treuen Liebe, und durch dein Benehmen in deinem gerechten Schmerz. — Gott segne dich dafür, mein teures Kind.

v. Lengefeld.

Karoline v. Humboldt. Berlin, den 23. Januar 1815.

Meine teure Lollo! Wie innig hat mich dein Andenken vom letzten Tag dieses Jahres erfreut und gerührt. Gottes Segen sei mit dir und den Deinen jetzt und immerdar. Unser letztes Wiedersehen lebt in mir mit allem Zauber holder Erinnerung, und vor meiner Reise nach Paris hoffe ich noch immer dich wiederzusehen.

Ob H. so glücklich gewesen ist, etwas Festes für dich abzumachen, mein Engel, weiß ich in der Tat nicht, allein sein Wille und seine Aufmerksamkeit auf das, was dich angeht, kann gewiß durch nichts gestört werden, davon sei überzeugt.

Die endlichen Entscheidungen des Wiener Kongresses dauern ungemein lange; noch weiß man garnichts über Abschluß und Ende; allein die Gerüchte lauten friedlicher, als zu Anfang dieses Monats.

Mein Aufenthalt hier fährt fort mir ungemein angenehm zu sein. Die Menschen, mit denen ich vorzugsweise lebe, und die alle sehr tätig, jeder auf seine Art, zum Kriege und zur Zerbrechung des Jochs

beigetragen haben, weit entfernt sich des Gefühls und des Gelingens zu überheben, sind echt demütig und gerade in der rechten Stimmung. Sie haben das Bewußtsein dessen, was geschehen, was auch sie getan, des göttlichen Beistandes und dessen, was vor ihnen ausgebreitet liegt zum lebendigen Wirken und zur Tat.

Habt ihr in Weimar Niebuhrs Schrift: „Preußens Recht an den Sächsischen Hof" gelesen? Ich bitte dich, laß dir es geben. Die Gesinnung darin ist merkwürdig; ich meine nicht eben die Gesinnung für diesen einen Fall, aber im ganzen, im großen; die einzelnen leuchtenden Blicke in die Zukunft. Viele fühlen so. Wir werden diese Zeiten nicht sehen, aber unsere Kinder werden dazu wirken, daß Deutschland sei das erste Reich der Welt an Kraft und wahrer Bildung, an gesetzmäßiger Ordnung und echter Religion.

Süß, unaussprechlich süß und erhebend muß es dir sein, meine Teure, lebendig fühlen zu dürfen, welch einen Samen zum Erblühen aller Tugenden und des heiligsten Gefühls im Menschen Schiller sterbend hinterlassen hat. Er hat Millionen begeistert und wird sie begeistern. Das und die heilige Hoffnung, das Nahverwandte wieder zu finden, unter welcher Gestalt es sei, muß dir des Lebens Pfad bis zum Ziele mit milder Freude erhellen.

Karoline v. Humboldt.



Dritter Abschnitt.

Goethe.

G. (25. Juli 1795.)

An Frau Hofrätin Schiller nach Jena.

Ihr Brief, meine Liebe, traf mich zur guten sonnigen Stunde, deren wir uns nicht oft zu rühmen haben und machte mir sie noch erfreulicher, hätte nur nicht zugleich die Nachricht von Schillers Übel wieder eine Wolke davorgezogen. Da wir geistiger Weise so froh zusammen vorschreiten, warum können wir es nicht auch dem Körper nach? Selbst diesmal, wenn wir zusammen hier gewesen wären, hätte es uns gewiß doppelte Zufriedenheit gegeben. Es sind manche gute und liebenswürdige Menschen hier, und da ich doch gewöhnlich sehr einsam lebe, so tut es wohl, auch einmal in eine größere, besonders so sehr zusammengesetzte Masse zu schauen. Von allen Gegenden Deutschlands sind Menschen da, die in ihrer Denkart sehr kontrastieren. Anfangs habe ich viel Bekanntschaft gemacht, zu Ende wird man lässiger. Gearbeitet hab' ich dagegen nichts, die Zerstreuung hat ihre völligen Rechte behauptet. Heute über acht Tage bin ich wahrscheinlich schon auf dem Wege, und Ihnen um so viel näher. Möchte ich Sie doch beide recht wohl und munter finden!

Karlsbad, den 25. Juli 1795. Goethe.

Ch. Den 1. Juli (1796).

Ich muß Ihnen selbst danken für den schönen Genuß, den Sie mir durch das Achte Buch gegeben haben. Es hat ganz meine Erwartungen erfüllt, und ich weiß meinem Gefühl nach nicht mehr zu wünschen. Wenn ich Ihnen jeden einzelnen Zug aufzählen wollte, der mich rührte, und wieder freute, so würde ich nicht fertig. Es ist alles so befriedigend aufgelöst, und selbst was einem tiefen schmerzlichen, schmerzlichen Eindruck macht, ist so notwendig, Mignons Lage und das Schicksal ihrer Eltern gehört dahin, diese fremden Erscheinungen müssen verschwinden. Es ist mir noch nicht vorgekommen, was diese Art von Eindruck erregt hätte, als Mignon, wie einzig ist das Lied, das sie singt! Die schöne Amazone erhält sich immer mit ihrer Glorie und macht recht wohl. Mir ist ordentlich bange gewesen, daß Wilhelm so eilig seine Hand an Theresen geben wollte.

Jarno hat recht gut gewählt, und behält seinen Charakter so gut. Philine mit ihrem Friedrich kommen mir lustig für, und ich kann mir sie auf ihrem alten Schloß recht vorstellen. Überhaupt macht mir die leichte Natur recht wohl. Er paßt so gut dahin, und bringt alles so schnell ins Gleichgewicht.

Werner ist in wenigen Zügen so trefflich in seiner Art charakterisiert, und auch der Graf. Die arme Gräfin dauert mich, daß sie ihn behalten muß. Ich mache mir jetzt die Freude und lese das ganze vom Anfang, da ist mir gestern wieder etwas eingefallen, was ich Schiller sagte, er hat mich an Sie gewiesen, daß ich selbst mit erinnern sollte, und er möchte es vielleicht auch leicht vergessen, denn es ist wohl im Grund unbedeutend genug. Im ersten Buch haben Sie Marianens Liebhaber Norberg genannt, und im

siebenten heißt er Normann, ich wollte es damals gleich sagen, als ich das siebente Buch las, und ich schrieb es Ihnen nur, daß wenn es so stehn geblieben wäre, und Sie es noch ändern wollten.

Hesperus ist auch bei uns erschienen, er hat doch eine leichtere Art sich zu äußern als ich mir's nach seinen Produkten dachte, und seine Gutmütigkeit nimmt mich für ihn ein. Ich möchte ihn aber doch nicht immer sehen. Die disparaten Vorstellungen in seinen Schriften scheinen doch auch in seinem Umgang zuweilen hervor.

Leben Sie wohl, und denken meiner oft. Ich möchte, Sie besuchten uns bald. Karl spricht oft von August, und kann nicht begreifen, daß er ihn nicht mehr im Schloß finden kann. L. Schiller.

G. (vor 1802.)

Nach ein Uhr komme ich, wenn es Ihnen recht ist, mit Ihnen zu essen und dann zurückzugehen. G.

G. (Jena, 18. März 1797.)

Bei dem schönen Wetter wäre es wohlgetan, wenn man sich heute früh in den Garten verfügte, ich dächte, Sie schickten mir die Schlüssel, damit ich einstweilen davon Besitz nehmen und das Ganze beschauen und betrachten könnte, und Sie kämen alsdann zu welcher Stunde es Ihnen beliebte. Ich hoffe, Schiller wird von der Partie sein. G.

G. (Jena, 19. März 1797.)

Ich schicke die Schlüssel, daß der Tischer nicht aufgehalten werde. Melde mich auf den Mittag an und bitte um die Glastäfelchen, durch deren Zusammendrücken man die schönen Farben hervorbringt.

Wünsche wohl geschlafen zu haben. G.

Ch. (März oder April 1797).

Ich weiß nicht, ob Schiller Ihnen etwas von mir gesagt hat, und möchte doch gerne, daß Sie wüßten, teurer Freund, mit welchem Anteil ich die schöne Erscheinung Ihres Geistes aufnahm und im Innersten bewahre.

Sie haben uns unsichtbar wie die Gottheit Ihre Gaben mitgeteilt. Und ich habe im stillen Gemüt meine Rührung verwahrt und Ihnen meine heiligsten Gefühle gewidmet. —

Wie groß und einfach steht dieses Werk da, und wie reich ist der Geist in so mannigfaltigen Formen ausgedrückt. Wie glücklich haben Sie die Situationen herbeigeführt; Sie wurden mir mit aller Fülle und Reichtum Ihres Geistes lebendig, gegenwärtig; So kann sich nur die Welt und ihre Erscheinungen in Ihrer Seele spiegeln, und so wiedergeben! — Sie haben mich um vieles reicher gemacht, denn ich eigne mir einmal alles, was Sie hervorbringen zu, und ergötze mich dreifach daran. Dies gewähren Sie mir mit freundlichem Herzen, hoffe ich gern, weil es zu meinem Glück gehört, Teil an Ihnen nehmen zu können, in jeder Epoche Ihres Lebens und Ihres Geistes. —

Schiller hat Ihnen unsre Wünsche vorgetragen, Sie machen uns unendlich glücklich, wenn Sie durch Ihre Stimme auch diese neue zauberische Welt uns beleben. Lassen Sie es bald geschehen! Seien Sie herzlich gegrüßt, ich werde eben unterbrochen. — Leben Sie wohl und denken immer mit freundlichem Herzen an mich.

Montag nachmittag. L. Schiller.

G. 29. Dezember 1797.

Frau Hofrat Schiller.

Wie sehr wünscht' ich, daß Sie in bessern Tagen zu uns gekommen wären, und auch länger blieben, daß Sie mich mit den Ihrigen in meinem Kloster besuchen könnten.

Von Schiller hatte ich heute einen Brief, ich habe auch geantwortet — grüßen Sie ihn schönstens.

G.

G. (vor 1802).

Frau Hofrat Schiller.

Wo Sie auch dieses Blatt antrifft, soll es Ihnen sagen: daß man sehr wünscht, Sie diesen Abend in Malepartus zu sehen. Ein frugales Mahl ist bereitet und Sie sind zu jeder Stunde willkommen, wenngleich der Wirt noch einige Wege zu machen hat.

G.

G. (14. April 1798).

Vielmals Dank sei Ihnen gesagt, daß Sie mich zum Schluß der Woche nicht einer Nachricht haben wollen mangeln lassen, ob ich gleich wünschte, von Schillers Gesundheit das Bessere zu hören.

Vor die schöne homerische Welt ist gleichfalls ein Vorhang gezogen, und die nordischen Gestalten, Faust und Kompagnie, haben sich eingeschlichen. Das wenige, was ich an dieser Arbeit gegenwärtig tun kann, fördert immer mehr als man denkt, indem der kleinste Teil, der zur Masse hinzugefügt wird, die Stimmung zum folgenden sehr bedeutend vermehrt.

Ich hoffe, mich an Ifflands Erscheinung für die Zeit, die ich ihr aufopfern muß, reichlich zu entschädigen. Thourets Gegenwart kostet mich allenfalls

vierzehn Tage; auf alle Fälle hoffe ich im halben Mai wieder bei Ihnen zu sein und dann eine längere Zeit in Ihrer Nähe zu genießen. Ist es möglich, so versäumen Sie mit Schillern Ifflands Spiel nicht, es macht in unserm engen Verhältnis immer wieder Epoche.

Hierbei folgt ein Briefchen von August an Carl und ein Brunnen. Man muß das Gefäß ganz voll Wasser schütten, und alsdann zu plumpen anfangen, wodurch alsdann eine inverse Danaidenarbeit entsteht, auch hat er noch ein Püppchen beigelegt.

Leben Sie recht wohl und grüßen Schillern aufs beste.

Weimar am 14. April 1798. G.

G. (18. April 1798).

Ihre liebe Hand war mir heute auf dem Kuvert nicht erfreulich zu sehen, noch weniger der Inhalt Ihres Briefes.

Fast sollte ich glauben, daß der hohe Barometerstand Schillern ebenso sehr zuwider sei, als ihm der niedere günstig ist, wie ich bemerken konnte, da ich in Jena war. Möchte er doch bald wieder hergestellt sein.

Zur Unterhaltung schicke ich einen Brief von Humboldt, der recht viel Interessantes enthält. Schade, daß ich gerade eine bedeutende Stelle nicht lesen konnte! Ich habe sie rot vorgestrichen, vielleicht haben Sie die Güte, sie sich von Schillern in einer leidlichen Stunde diktieren zu lassen, da er mit der Hand besser als ich bekannt ist.

Faust rückt alle Tage wenigstens um ein Dutzend Verse.

Gestern habe ich meine Camera obscura wieder zurechtegestellt, und bei Betrachtung des Apparats

meinen Gang in diesem Teile der physikalischen Wissenschaft bezeichnet. Man sieht recht die Umwege, die man gemacht hat, wenn man die Mittel und Werkzeuge, deren man sich zu seinem Zweck bediente, noch alle vor sich sieht.

Ich richte mich ein, bei Ifflands Hiersein zahlreiche Gesellschaft zum Frühstück zu sehen, wozu Sie auch schönstens eingeladen sind, die Jahreszeit ist günstig, da er fünf Wochen später kommt als das vorige Mal, und mein Haus ist groß genug, da ich alle Zimmer und den Garten brauchen kann; ich werde dagegen die Abendessen aufgeben.

Dann habe ich noch meinen Pachter in das Roßlaer Gut und Professor Thouret in die hiesige Schloßdekoration einzuführen, ist das geschehen, so werde ich nach dem Beispiel des Kaiser Asverus sagen: Beschlossen hab' ich es, nun geht's mich nichts mehr an! und zu Ihnen hinübereilen. Möchte ich Sie doch beide recht wohl mit den Kindern im Garten finden.

August grüßt Carln auf das schönste.

Man sagt, Richter werde auch zu gleicher Zeit mit Iffland eintreffen, nicht weniger bedrohen manche fürstl. Personen unsern theatralischen Jahrmarkt mit ihrer Gegenwart.

Leben Sie recht wohl und versäumen unsere geistreichen Frühstücke nicht.

Weimar am 18. April 1798. G.

G. (21. April 1798).

Haben Sie Dank, daß Sie mir nochmals an Schillers Statt ein Briefchen senden wollen, möge es doch bald wieder recht gut gehen. Ungern entsage ich der Hoffnung, Sie beide die nächste Woche zu sehen, denn Iffland spielt wirklich Dienstag zum erstenmal.

Daß sich die vielen Irrsterne diesmal im zehnten Hause versammeln, ist freilich eine bedeutende Konstellation, wir wollen sehen, was für Witterung daraus entsteht.

Faust hat diese Tage immer zugenommen; so wenig es ist, bleibt es eine gute Vorbereitung und Vorbedeutung. Was mich so lange Jahre abgehalten hat, wieder daran zu gehen, war die Schwierigkeit, den alten geronnenen Stoff wieder ins Schmelzen zu bringen. Ich habe nun auf Cellinische Weise ein Schock zinnerne Teller und eine Portion hartes trockenes Holz dran gewendet, und hoffe nun das Werk gehörig im Fluß zu erhalten.

Leben Sie recht wohl, grüßen Sie Schillern schönstens und überstehen Sie geduldig das rauhe Wetter in Hoffnung eines blütenreichen Frühlings.

Mittwoch etwas weniges von der ersten Vorstellung.

Weimar am 21. April 1798. G.

Ch. Den 28. August (1800).

Da ich gern auf alle Art und Weise zeigte, wie sehr ich mich freue, daß Sie, teurer Freund, diesen Tag in unserer Nähe sind, und doch nicht eigentlich sagen kann, wie lieb es mir ist, so hab' ich schon auf alle Mittel gesonnen, mich auszusprechen.

Aber wen die Musen so hoch begünstigt haben, dem läßt sich nichts Schöneres sagen, als was er selbst sagen könnte.

Es gibt keine Gabe, die das ausspricht, was Sie uns allen sind, und wie hoch wir Sie ehren und lieben. Vergänglich sind alle Dinge, wenn sie auch das Beste ausdrücken sollten. Glauben Sie gern an meine Anhänglichkeit und Freundschaft, das ist alles, was ich sagen kann.

Damit Sie sehen mit Augen, daß uns dieser Tag ein Fest ist, so mögen Sie dieses Zeichen gütig aufnehmen; und verzehren.

Ich hoffe, wir sehen Sie heute mit Augen, um uns Ihres Wohlseins zu freuen. Charlotte Schiller.

Ch. Weimar, den 9. April 1801.

Da die gestrige Aufführung des Tancred mir aufs neue sehr viel Freude machte, und ich Ihnen gern als den Urheber meiner Freuden ansehe, so folge ich Schillers Aufforderung um so lieber, Ihnen etwas darüber zu sagen, weil er selbst nicht im Schauspiel war. Ich hätte wohl gewünscht, daß Sie zugegen gewesen, denn Sie würden sich gewiß auch Ihres Werkes erfreut haben. Es ist im ganzen so gut gespielt worden, als es noch nicht war. Die Schauspieler haben alles getan, was ihnen möglich war; die Jagemann hat mit Grazie und Rührung den Geist ihrer Rolle gefaßt, und wo sie sich stark zeigen mußte, sehr edel gespielt. Mir deucht, es sei eine ihrer gelungensten Vorstellungen, ich habe sie noch nicht oft so sich ganz gleich bleiben sehen, bis ans Ende hat sie sich in ihrer Stärke gezeigt. Graff hat auch sehr gut gespielt, mir deucht auch mit mehr Stärke und Würde, als sonst noch. Weniger gut als die vorigen Male hat sich Tancred erhalten, er kam zuweilen in seine heftige Persönlichkeit, die man lieber auf dem Theater nicht sähe. Wer gewiß recht viel Lob verdient hat, ist Cordemann, der außerordentlich schön deklamiert hat, und sich sehr vorteilhaft zeigte. Das Ganze ist in einem hohen edlen Ton vorgetragen worden und hat gewiß niemanden unbefriedigt gelassen, der nicht bloß für den Moment nur seine Ergötzungen aufsucht. Ich höre auch immer mit neuer Freude die schöne feierliche

Sprache und den Wohlklang der Worte, die Ihr Genius dem Original geliehen hat, denn ich glaube nicht, daß Voltaire allein mich so ergötzen könnte.

Sie verzeihen es meiner Freundschaft, daß ich Ihnen meine Ansichten vortrage, da Sie aber wissen und fühlen, hoffe ich, welchen Anteil ich an den Worten Ihres Geistes nehme, so hoffe ich auch, daß Sie mir es zulassen mögen, Ihnen davon zu sagen. —

Sie bleiben recht lange in Ihrer Einsamkeit. Möchte sie uns nur schöne Werke am Tag fördern helfen, so wollen wir es Ihnen noch verzeihen. — Während Sie die Welt vergessen wollen, löst sich auf einmal der nordische Zauber, und alle verbotenen Gedanken sehen nun auf einmal die glückliche Insel in der Ferne, wo sie hinschwärmen können. Der Tod des großen Unterdrückers macht tiefe Eindrücke. Da wir eben den Axur sahen vor unsern Augen, als die Todesnachricht bekannt wurde, so konnten wir nicht unterlassen, die beiden Tyrannen zu vergleichen, und beiden eine sanfte Ruhe in der Unterwelt zu wünschen.

Seien Sie von uns allen herzlich gegrüßt, und gewinnen Ihr Roßla nicht zu lieb, damit wir Sie bald wieder unter uns wissen mögen. L. Schiller.

G. (vor 1802.)

Frau Hofrat Schiller.

Darf ich mir auf morgen Abend von der Mama und den beiden Töchtern die Ehre zum Tee ausbitten? G.

G. (5. April 1803.)

Frau Hofrat von Schiller.

Je seltner dem Dichter, in unsrer Zeit, auf seine Mitteilungen, eine erwünschte, teilnehmende Stimme

entgegenkommt, um so erfreulicher war mir Ihr Blatt, das mir einen schönen Lohn für meine stillen treuen Arbeiten darbietet. Nehmen Sie dafür meinen herzlichen Dank und verzeihen, wenn ich mit einer Vorlesung zögere. Durch die anhaltende Arbeit, sowie durch die vielen Proben, ist mir eine Art Überdruß entstanden, der sich, hoffe ich, bald verlieren wird, um mir, in Ihrer und der Ihrigen Gegenwart einen neuen Genuß zu erlauben. Leben Sie recht wohl.

W. den 5. April 1803. Goethe.

Ch. Weimar, den 14. Dezember 1803.

Sie tun mir sehr unrecht, werter Freund, wenn Sie nur glauben eine Entschuldigung nötig zu haben, daß Sie mir Ihre Wünsche und Erwartungen, über die Zusammenkunft der Frau von Stael mit Ihnen mitteilen. Ich hoffe, Sie kennen meine Freundschaft für Sie, und wissen es, wie gern ich etwas dazu beitrage, um Ihnen nur die kleinste unangenehme Empfindung zu ersparen. Ich kann Ihnen nur in kleinen Zufällen beweisen, was ich für Sie tun mag, denn wir sind nicht in den Zeiten der Helden mehr (ich weiß nicht, ob ich sagen möchte leider), wo man etwas wagte aus Freundschaft. Mein Gefühl aber ist deswegen ebenso heldenmütig, und ich stieg wohl um Ihrentwillen auch zum Orkus. Heute habe ich nun einen Brief an die Stael in der Angelegenheit geschrieben, und das ist sehr wenig; denn ich habe ihr gern meine Empfindungen ausgesprochen, denn sie ist mir sehr interessant. Ich glaube gewiß, sie wird Ihnen auch ein großes Interesse erwecken, ihr Geist, ihre Lebhaftigkeit des Gefühls reißt einen mit

fort, und was mich am meisten an ihr freut, ist ihr Ernst um die Sache, und wenn sie sich für etwas interessiert, so ist es ihr nahe. Sie kündigt sich teilnehmend an, und einfacher, als unsre deutschen gelehrten Frauen, und gibt mehr auf andre Achtung. Dies ganz unter uns gesagt. —

Ich habe eben Antwort erhalten auf mein Billet, die Stael schreibt, sie könne nicht bestimmen, wenn sie nach Jena käme, weil ihre Tochter, die in Frankfurt das Scharlachfieber hatte, noch den Katarrh hat, diese müßte erst besser sein, dann wollte sie erst wissen, welche Tage Stücke gegeben würden, die sie nicht gern versäumte. Auf jeden Fall sehen Sie, lieber Freund, daß Sie noch bis zu Ende dieser Woche Frist haben. Was die physischen Bedürfnisse betrifft, so stehen sie den geistigen bei der Stael sehr nach, sie dürfen nicht viel Umstände machen, nur unterhalten will sie immer sein. Wenn Sie Fernow und Hegel, wenn er Französisch spricht, in der Nähe haben, wenn Sie selbst beschäftigt sind, so wird sie sehr zufrieden sein. Die Philosophie liegt ihr am Herzen. Es ist kein Herr mit ihr. Villers ist nach Paris zurück, und B. Constant ist in Göttingen vor der Hand. Vorgestern waren wir zum Souper am regierenden Hof, wo es recht belebt war, die Herzogin war sehr mitteilend und hat sich als eine unterrichtete deutsche Fürstin gezeigt. Der Herzog hat viel Freude mit der Stael zu sprechen, und sie ist auch über ihm erfreut. Gestern waren wir bei der Herzogin Mutter, wo Wieland und Böttiger war, auch der Herzog soupierte da. Ein gewisser Freund macht sich sehr nötig und trägt zu, wo er kann, nach seiner gewöhnlichen Art, und spricht Französisch wie ein petit maître. Dies würde Ihnen auch lustig vorkommen. Wieland hat

gesagt: er möchte am liebsten die Stael im tête à tête sehen, und sie hat ihn auf diesen Morgen eingeladen. Wir müssen unsre Geisteskräfte immer lebendig erhalten in dieser Zeit, und da wir nur in der Phantasie reich sein können, in unsern engen äußern Verhältnissen, so wird es uns schwerer, uns mitteilend zu stimmen, als einer Natur, die nur den Zufluß der äußern Gegenstände verarbeiten darf, um neu und liebenswürdig sich zu äußern. Wenn die Stael länger als einen Tag bei Ihnen bleibt, so lassen Sie sich von ihr deklamieren, sie hat es bei der Clairon gelernt. Sie spricht von der Harmonie der französischen Tragödien, und behauptet, die Deutschen hätten keinen Begriff von Racine, wenn sie ihn nicht schön deklamieren hörten. Sie mag uns viel Schönes darüber sagen können, so leicht wird sie uns nicht bekehren, und Schiller nimmt die Deutschen in Schutz, wo er nur kann.

Noch etwas, was den Magen angeht, die zwei Abende, wo ich die Stael sah, bemerkte ich, daß sie keinen Tee trinkt, das wird Ihnen nicht unerfreulich sein, und roten Wein bei Tische. Auf jeden Fall erfahre ich es, welchen Tag die Reise festgesetzt wird, und Sie sollen das vorher wissen; weiß ich keinen andern Weg, so schicke ich Ihnen einen Boten. Als Hausfrau will ich schon Sorge tragen, daß Sie nicht unvorbereitet überrascht werden. Schiller grüßt Ihnen herzlich! Es kömmt ihm ganz ungewohnt für, galant zu sein und Besuche geben zu müssen, wir deutschen Frauens begnügen uns, dünkt mir, leichter mit dem Bewußtsein, daß wir unsrer Freunde gewiß sind, und sind bequemere Freundinnen. Leben Sie wohl, ich freue mich Ihrentwegen auch, daß dieser Monat seinem Ende zugeht. Die paar trüben Tage werden auch

noch vergehen! Seien Sie herzlich gegrüßt und erhalten mir Ihre Freundschaft.

Sch.

Auf Voß ist die Stael auch sehr begierig, will ich noch anmerken.

G. (16. Dez. 1803.)

Vor allem, werte Frau, danken Sie Schillern, daß er sich zu meinem Besten verwendet hat, es ist nun alles auf einem recht guten Wege. Sodann haben Sie die Güte, inliegenden Brief an Frau von Stael zu besorgen und suchen Sie womöglich auf die Fragen, die hiernächst verzeichnet sind, mir morgen Abend mit den Boten Antwort zu verschaffen; denn wenn ich die Freundin nur einigermaßen empfangen will, daß sie die paar Tage, welche sie hier zubringt, nicht verflucht, so muß ich doch eigne Anstalten machen; denn es sieht durchaus etwas wüst und zerstört hier aus.

Ich schwimme und bade so gut ich kann. Wenn wir nicht tugendhafter wären, als wir selbst wissen und gestehen wollen, so müßte uns ein Zustand, der nichts als Aufopferung enthält, ganz unerträglich werden. Grüßen Sie Schillern, ohne ihn an seinem Werke zu stören, worauf ich mich herzlich freue. Leben Sie recht wohl und verzeihen Sie mir diese Zudringlichkeit.

Jena, d. 16. Dez. 1803. Goethe.

G. (19. Dez. 1803.)

Da Frau von Stael erst auf den Sonnabend zu kommen gedachte, so kann ich ihr den unangenehmen Weg recht gut ersparen und was mir obliegt, diese Woche hier vollenden.

Ich schreibe ihr das in beiliegendem Briefe und lade sie auf Sonnabend mittag zu mir ins weimarische Haus. Da werden denn auch Sie, liebe Frau, und Schiller mich mit Ihrer Gegenwart erfreuen. Am liebsten wäre mir's, wir hielten uns in so kleiner Gesellschaft; haben Sie aber sonst noch irgend einen Gedanken, wen ich einladen könnte, so teilen Sie mir ihn inzwischen mit. Wir können uns Glück wünschen, daß diese winternächtliche Kranken- und Totenbilder durch eine so geistreiche Natur einigermaßen verscheucht und der Glaube ans Leben wieder gestärkt wird.

Dank und Gruß.

Jena, d. 19. Dez. 1803. Goethe.

G. (20. Dez. 1803.)

Sie sind so freundlich und gut, daß ich ein paar Worte an Sie zu diktieren wage, ob ich gleich vom bösesten Humor bin. Dafür bitte ich Sie, mir morgen mit den Boten etwas zu sagen, wie es in Weimar aussieht.

Mit unserer Hauptunternehmung geht es gut, schön und vortrefflich! hätte ich bis Neujahr hier bleiben können, so wäre alles, was mir obliegt, mit einem gewissen behaglichen Geschick zu lösen gewesen. Daß ich aber Sonnabends nach Weimar soll und will, macht mir eine unaussprechliche Differenz, die ich ganz allein dulden, tragen und schleppen muß und wofür mir kein Mensch nichts in die Rechnung schreibt. Das ist das Verwünschte in diesen irdischen Dingen, daß unsere Freundin, der zu Liebe ich zu gelegener Zeit dreißig Meilen gern und weiter führe, gerade ankommen muß, wo ich dem Liebsten, was ich auf der Welt habe, meine Aufmerksamkeit zu entziehen

genötigt bin. Gerade zu einer Zeit, die mir die verdrießlichste im Jahre ist; wo ich recht gut begreife, wie Heinrich III. den Herzog von Guise erschießen ließ, bloß weil es fatales Wetter war, und wo ich Herdern beneide, wenn ich höre, daß er begraben wird.

Demohngeachtet sollen Sie mich Sonnabends nicht unfreundlich finden, und es ist schon etwas besser, da ich mir die Erlaubnis genommen habe, meinen Unwillen in einigen Worten und Redensarten herauszulassen.

Wenn Sie recht freundlich sind, so schreiben Sie mir noch einmal vor Sonnabend und schicken mir auch ein Blättchen von Schiller und von Frau von Stael. Ich habe nötiger als jemals, mich durch Freundschaft und guten Willen zu stützen und zu steifen. Schöben sich die Umstände nicht so wunderlich übereinander, so hättet Ihr mich so bald nicht wiedergesehen. Und so ein Lebewohl ohne Bitte um Verzeihung meiner Unarten. Es ist heute der Zwanzigste! Nach dem Neujahr wird es, will's Gott, besser werden.

(Jena, 20.) Dezember 1803.

Ch. Weimar, den 21. Dezember 1803.

Nur der Gedanke, Ihnen eine Freude zu machen, gibt mir den Mut, Ihnen zu schreiben, denn die Betrachtungen über das Leben, über die Unsicherheit des Besitzes, drängen sich jetzt so gewaltsam vor, daß das Gemüt keinen Ruhepunkt findet. Man sollte nichts Befremdendes finden in der Erfahrung, daß auf das Leben nicht zu zählen sei. Aber wenn so eine Natur zugrunde geht wie Herders, wenn solche Kräfte und Fähigkeiten verloren gehen, fragt man sich doch verwundert, wohin dies alles geht? und

warum tausend Menschen unbedeutend fortleben, und das Faß der Danaiden ausschöpfen ohne Zweck und Nutzen.

Seine Familie ist untröstlich, die Mutter aber tätig und teilnehmend für ihre Kinder dabei, doch die arme Luise soll ohne Mut und ohne Hoffnung sein und das Herz zerreißen durch ihre Trauer.

Der kürzeste Tag kündigt sich freundlich an, und ich hoffe, Sie sind heute auch heiter. Schiller wird Ihnen schreiben, was er denkt über Ihren Aufenthalt hier. Ich glaube gewiß, wenn Sie die Freundin sehen und den Begriff ihrer Persönlichkeit haben, so wird es Ihnen entweder nicht drückend sein, Ihre Geschäfte hier zu vollenden, oder Sie können auch mit Ruhe bis zu Ende des Jahres in Jena bleiben. Es ist eine seltene Erscheinung, diese Frau, sie ist voller Geist, ich möchte sagen, es ist kein leerer Moment in ihrem Leben. Hätte sie länger oder früher in Deutschland gelebt, daß sie nicht immer die Franzosen uns als Muster aufstellen könnte, und durch die Bildung auch das entscheidende, wegwerfende Urteilen sich angenommen, das uns zuweilen auffallend ist, so hätte ich gar nichts auszusetzen. Aber man möchte ihr zuweilen zurufen

> Du rufest lauter fremde Götter an,
> Die uns nicht heilig, noch verehrlich sind. —

Ich habe noch niemand so sprechen hören, so schnell, so ohne Aufhören, aber dabei so gut und gewählt. Brinkmann spricht beinahe so fließend und geläufig, aber nicht so geistvoll, versteht sich. Über Wallensteins Lager hat sie sich sehr gefreut, und war zufrieden davon. Heut wird die natürliche Tochter gegeben, ich freue mich darauf.

Ich denke, bester Freund, Sie bleiben Sonnabend lieber ohne fremde Hilfe, wir werden uns mit Vergnügen einstellen, die Schardten hat die Stael gern und die Göchhausen, doch sind beide Naturen Ihnen zu fremd, deswegen möchte ich keine andere Gesellschaft vorschlagen.

Leben Sie wohl; Sie sollen auch, noch ehe Sie kommen, ein Billet von der Stael erhalten, ich werde sie heut in der Komödie wohl sehen.

Sein Sie herzlich gegrüßt und lassen Ihren Geist nicht unterdrücken durch das Äußere. Wenn so ein Geist, der die Welt umfassen kann, mit seinem Vermögen sich nicht über sie erheben könnte, was könnten die, die in schwächeren Formen die Welt und die Dinge ansehen müssen? Ich freue mich sehr, Sie zu sehen und bin nicht böse, wenn Sie sich uns wieder zeigen, damit wir uns Ihrer Freundschaft und Ihres Daseins auch in der Wirklichkeit erfreuen. Adieu, adieu.

L. Schiller.

Eben kommt ein Billet an Sie, es ist, als ob die Freundin Ihren Wunsch erraten hätte.

G. (23. Dezember 1803.)

An Frau Hofrat von Schiller, Hochwohlgeb.

Weimar.

Es bleibt also dabei, verehrte Freundin, daß Sie morgen Sonnabends um 1 Uhr sich mit Schillern in meinem Hause einfinden und Frau von Staël nochmals einladen ein Gleiches zu tun.

Sie wird mir verzeihen, wenn ich ihr nicht vorher der Form gemäß aufwarte. Ich komme dazu hier nicht früh genug weg.

Leben Sie wohl, ich freue mich Sie allerseits zu sehen.

Jena, am 23. Dezember 1803. G.

G. (Anfang Februar 1804.)

Hier, verehrteste Freundin, die Rezension von Hackerts Bildern. Bei näherer Überlegung finde ich, daß man besser tut, sich nicht mit der Kommission zu befassen, wenigstens sich nicht anzubieten. Indessen will ich ihm schreiben, wenn er von dorther Aufträge erhält, sich gewissenhaft ans Werk zu machen.

Wohlbefinden und Freude. G.

G. (1805.)

Frau Hofrat von Schiller,

Gnaden.

Verzeihen Sie, liebe Freundin, wenn ich Ihren Wunsch, einen Winckelmann zu besitzen, nicht gleich erfülle. Bei mir ist nur noch ein Exemplar und das nicht gebunden. Bedienen Sie sich einstweilen dessen, was der Herzogl. Bibliothek gehört, ein anderes soll bald für Sie herbeigeschafft werden. Ich freue mich auf den Mittwoch.

Montag. G.

G. (29. August 1806.)

Ihr Brief, meine liebe verehrte Freundin, hat mich in meiner Jenaischen Einsamkeit sehr angenehm überrascht. Ich habe freilich keine so schönen Berge und Wälder zunächst um mich, wie die Ihrigen sind; doch wissen Sie wohl, wenn man einige hundert Schritte geht, so ist man in ganz anmutigen Gegenden. In Karlsbad ist es mir und meiner Gesellschaft ganz gut

gegangen und ich finde mich auch gegenwärtig sehr viel besser als vor der Kur. Wir wollen dieses gute Herbstwetter noch zu genießen suchen, um mit desto mehr Sicherheit dem Winter entgegenzugehen. Da ich mich deshalb so viel als möglich in der freien Luft aufzuhalten gedenke, so wird, wenn das Glück gut ist, Mittwoch den 1. Oktober unsre erste Zusammenkunft sein. Bis dahin sind Sie ja wohl wieder in Weimar. Ich wünsche uns allen gute Gesundheit, damit wir ununterbrochen unsre Reise fortsetzen können, die ich diesmal mit Ihnen über Berg und Tal, Erd' und Meer zu machen gedenke. Da wir uns so lange in dem Beweglichen aufgehalten haben, so ist es wohl billig, daß wir auch einmal uns zum Stehenden und Festen wenden. Die Gegenstände sind interessant genug und es läßt sich manches Erfreuliche und Unterrichtende anknüpfen.

Ich lebe also, wie ich jetzt erst merke, zwischen zwei Vogelschießen in der Mitte, dem Weimarischen und dem Rudolstädtischen. Ich könnte aber auch nicht sagen, daß ich besonders tentiert wäre, mich in diesen Schwarm zu mischen.

V. Meyern hat es sehr leid getan, Sie nicht zu treffen. Er hat sich sehr ausgebildet und brachte sein junges, hübsches, wunderliches Weibchen mit, von dem ich allerlei zu erzählen habe.

Von Ihrem Herrn Schwager habe ich lange nichts gehört; doch hoffe ich, daß er in der Besserung immer fortschreitet. Grüßen Sie mir Ihre lieben Kleinen vielmals und lassen Sie uns gesund und froh wieder zusammenkommen.

Jena, den 29. August 1806. Goethe.

Ch. Weimar, den 22. Juni 1807.

Sie erlauben mir verehrter Freund, daß ich Sie schriftlich begrüße, in den böhmischen Wäldern, und mich durch diese Zeilen einen Moment lebhafter in Ihren Andenken auffrischen mag, welches ich immer schon zu tun den Willen habe. Ich freue mich unaussprechlich, daß Sie sich jetzt schon um vieles besser fühlen zum Anfang Ihrer Kur, und hoffe, der Himmel wird die Wünsche Ihrer Freunde wirksam erhören, und wir werden uns Ihres Wohlseins und der schönen ungehemmten Tätigkeit Ihres Geistes erfreuen in den künftigen Tagen des Winters! Das Gemüt wird durch die verwirrten Begebenheiten der Welt immer mehr mit Sehnsucht zu freiern, erhöhtern Regionen gezogen, und da das Gemüt in der handelnden Welt so viel unaufzulösende Probleme findet, so stärkt der Blick in die Natur, wo alles auflösbar ist, und wo wir immer die ewigen Gesetze der Harmonie ahnden können, noch viel mehr.

Ich danke Ihnen herzlich, daß ich die Farblehre habe lesen dürfen, ich hoffe, Sie haben sie richtig erhalten durch einen frühern Boten, ich hätte damals gern etwas hinzugefügt, aber es kam mir zu unerwartet. Ich hatte sie zum flüchtigen Durchsehen Fritz Stein geliehen, der sehr begierig darauf war, aber sie leider nicht lesen konnte, weil ich sie ihm abfordern mußte. Ich glaubte diesem alten, teilnehmenden Freund, in Ihrem Namen seine Wünsche erfüllen zu können, denn mir fremden Menschen hätte ich dieses Buch nicht anvertraut.

Ihr Genius wird sich selbst am besten deuten können, wieviel Sie in dieser Zusammenstellung so verschiedener Resultate geleistet haben, aber ich darf Ihnen auch sagen, welchen Eindruck ich davon emp-

fing? Es ist eine unendliche Welt, die sich dem Beobachter öffnet und man kann nicht mehr sagen, wohin die weiter dort gefaßten Erfahrungen führen können, aber mir dünkt, ich ahnde den Reichtum Ihres Geistes in aller seiner Kraft in diesem Werk. Nicht allein dieses Werk bewundere ich, sondern die ganze Reihe der Vorträge, die Sie uns hören ließen und ich bewunderte aufs neue die Zweckmäßigkeit und den Scharfsinn Ihrer Vorlesungen. Was Sie in dem Buche mit Klugheit auseinanderstellen und später die Resultate auffinden lassen, haben Sie in dem mündlichen Vortrag so klug und künstlich aneinandergereiht.

Ich habe in dem archive littéraire einen Aufsatz über die Farben gefunden, der mich recht interessiert hat, er ist von Prevost, und es ist eine englische Abhandlung darin erwähnt von einem Dr. Dalton, der einige Beispiele anführt von einer Schusterfamilie in Mariport in Cumberland, die eben die Welt angesehen haben, wie der Herr Gildemeister. Der Aufsatz im Archiv heißt: Exposé succinct d'une Recherche experimentale relative à cette question: Tous les hommes ont ils les mêmes sensations par les mêmes objets? Es ist das 38. Heft. Wenn Sie es auf Ihrer Reise antreffen können, so wird es Ihnen gewiß interessant sein, sonst steht es Ihnen zu Diensten, wenn Sie wieder zurückkommen. Auch der vierte Teil des Theaters liegt für Ihnen bei mir, und wäre ich noch in Rudolstadt, wohin ich den 24. dieses zu reisen denke, so werde ich es für Sie deponieren. Es würde mir recht leid sein, wenn ich bei meinem Aufenthalt in Rudolstadt, der wohl zwei Monate dauern könnte, vielleicht den Minister Reinhardt versäumte, dessen Weg vielleicht über meinen

gehen würde. Er ist mir längst interessant gewesen und jetzt doppelt als ein Landsmann Schillers, der immer sehr viel von ihm gehalten und ihn sehr schätzte. Es würde mir daher leid sein, ihn nicht zu sehen. Die Gesundheit meines Schwagers ist noch immer schwankend, ich hoffe viel von der Reise nach Wiesbaden, wohin er diese Woche abzureisen gedenkt.

Ich habe bei Frau von Stein den Auszug Sur le chien sauvage gesehen, und wir haben Ihre Billigkeit bewundert, daß Sie auch Ihre Feinde gern ehren. Ich habe es längst beobachtet, daß die Hunde mehr Charakter haben als man glaubt und daß Sie sich nach ihren Herrn bilden. Und wenn die Hunde nicht so bleiben, als sie ursprünglich sind, so mag wohl der Ausspruch:

Denn ein erbärmlicher Schuft
Ist der Mensch wie der Hund —

nicht ganz unrecht sein, leider!

Leben Sie ferner so wohl und sorgen ja recht ernstlich für Ihre Pflege, und lassen sich durch keinen geselligen Zwang abhalten, Ihrer Gesundheit zu leben. Sagen Sie bei Gelegenheit, wenn's Ihnen gemütlich ist, dem Minister Reinhardt, wie sehr ich längst gewünscht hätte, ihn persönlich zu kennen, und erhalten mir den Glauben an Ihre wohlwollende Freundschaft. Meine Kinder sind Ihrer Liebe empfohlen. Seien Sie herzlich und freundlich von uns allen gegrüßt.

Charlotte Schiller.

G. (28. August 1807.)

Wenn ich Ihnen, meine werteste Freundin, für Ihren frühern lieben Brief noch nicht gedankt, so habe ich ihn desto öfter wiedergelesen: denn in

fremden Gegenden sind Briefe der schönste Teil einer Reisebibliothek. Ehe ich von hier weggehe, gedenke ich meine Versäumnis gut zu machen dadurch, daß ich nicht allein etwas von mir hören lasse, sondern auch etwas sende. Herr Reinhard, den Sie in Weimar leider versäumten, hat sich sehr für meine Farbenlehre interessiert und einen Brief an Herrn Villers geschrieben, um ihn zur Übersetzung aufzufordern. Dieser Brief liegt bei und zugleich der Versuch einer Übersetzung verschiedener Stellen, den Herr Reinhard selbst gemacht. In dieser sind die unübersetzlichen Paragraphen, von denen im Brief die Rede ist, mit einem # bezeichnet. Da ich Ihnen das Original aus der Hand nahm, um es diesem braven Manne mitzuteilen, so ist es billig, daß Sie auch zuerst von seinen Bemühungen etwas erfahren. Mögen Sie jemanden davon durch Vorlesung mitteilen, so soll es mir angenehm sein. Nur geben Sie es nicht aus Händen.

Ich vermute Sie noch in Rudolstadt, deswegen lege ich auch ein paar Bogen bei, die ich über das Karlsbader Gestein schrieb und gleich drucken ließ. Vielleicht finden Sie in Ihrer Nähe jemand, den dieser einigermaßen räsonnierende Katalog unterhalten und vergnügen kann. In wenig Tagen gehe ich hier ab, und hoffe, Sie bald in Weimar wiederzusehen. Ich habe mich dieses Vierteljahr in der Nähe der warmen Quellen zwar nicht ohne Unbequemlichkeit, doch ohne Not und Schmerzen befunden; womit ich schon zufrieden bin.

Leben Sie recht wohl, grüßen Sie die lieben Ihrigen und gedenken mein. Am 28. August, als an meinem Geburtstage, den ich im Andenken an meine abwesenden Freunde am besten zu feiern glaube. 1807. Goethe.

G. (9. Oktober 1807.)

Hier, liebe Freundin, der Reinhardische Brief, den Sie sich abschreiben wollten. Ich danke auch für diese Teilnahme. Der Prolog soll auch bald aufwarten. Möchten Sie mir doch das französische Journal mitteilen, von dem Sie mir schrieben, daß es Nachricht von einer Familie enthalte, welche die Farben à la Gildemeister sahen. Verzeihung!

Den 9. Oktober 1807. G.

G. (15. April 1808.)

Beiliegende Briefe Augustens, die ich im engeren Vertrauen mitteile, da er ein wenig frei über seine Landsleute urteilt, werden Ihnen verehrte Freundin, eine augenblickliche Unterhaltung sein; freilich mag draußen manches anders klingen, als er es hier zu vernehmen gewohnt war.

Das Beste wünschend

Den 15. April 1808. G.

Ch. Weimar, den 14. Juni 1808.

Wenn es Ihnen, teurer verehrter Freund, befremden könnte, daß ich Sie mit einem schriftlichen Besuch überrasche, so bedenken Sie ernstlich, daß ich an einem Dienstag Morgen Ihnen ein freundliches Wort sagen möchte, und daß mir dabei die Erinnerung der schönen Dienstage dieser vergangenen Zeiten so lebendig wird, daß ich mich aussprechen muß. — Dann möchte ich Ihnen etwas über den Faust sagen, denn bis im Oktober ist es noch so lange hin! Ich möchte es Ihnen sagen können, wie mich die Zueignung ergriffen hat, aber Sie verstehen, was ich dabei fühlen muß, auch ohne Worte. So lebendig, tief hat mich dieser Zauberton gerührt und bewegt!

Nur diese Strophen allein sind schon einzig, groß und schön. Wie einem nun dieses Reiche, Ganze erquickt und belebt, da das Einzelne so einwirkt. Es ist eine unendliche Welt der Gefühle und Ansichten. Daß Sie das auszusprechen den Willen hatten, dafür muß man Ihnen danken, denn daß Sie so vieles in sich haben, dafür muß man den Göttern danken. Welche Wirkung tut der Chorgesang in diesem Moment, wo Faust die Schale ergreift! Wie ist der Anfang prächtig und wundervoll, und wie ist das Wesen des Dichters ausgesprochen. Der Bruder Gretchens tut mir auch eine große Wirkung. Aber auf das, was mich unbeschreiblich gerührt hat, muß ich mit zuerst kommen, ob es gleich das Ende ist. Diese letzte Szene mit Faust und Gretchen ist von der tiefsten, tiefsten Rührung, wie schmerzt einem das holde Wesen in ihrem Wahnsinn! Wie ist dieses gefunden, wie sie nun nach dem Verbrechen das Gefühl ihrer seligsten Liebe verloren hat, wie Faust ihr kalt und fremd ist! — Wie sie nun in seinen und des bösen Freundes Gewalt ist, und auf einmal ihr reines Wesen diese Gewalt besiegt und M. sagt, sie ist gerichtet; da wird einem das Herz wieder leicht. Das Volkslied von dem Vögelchen ist so fürchterlich schön an dieser Stelle. — Ich konnte mich gar nicht wieder beruhigen über dieser Szene. Ich möchte Ihnen wieder für alles aufs neue danken, denn es ist ein Zauber in dieser Dichtung, der einem auch so tausendfach ergreift, als die Ansichten unendlich sind. Die Walpurgisnacht ist auch prächtig und die Freunde stehen am rechten Platz. Ehe ich aufhören muß von Faust zu sprechen, will ich auch zugleich unsrer geliebten Prinzeß gedenken, die mir es recht ans Herz gelegt hat, Ihnen zu sagen, welchen Eindruck ihr

dies alles gab. Die Achilleis habe ich auch mit Wehmut wieder begrüßt, wie einen alten Freund, der aber immer neu bleibt. Es ist aber auch so wunderbar schön. Ich habe ein Fieber bekommen, wie ich die acht Bände so vor mir sah, und nicht gleich alles wissen konnte. — Es ist ein Reichtum in diesen zwölf Bänden, der unübersehbar ist.

Ich denke Ihrer oft mit rechter Sehnsucht, von Ihnen zu wissen; und ich hoffe, die Nymphen der Quellen in Karlsbad sind Ihnen auch so geneigt, wie die Musen, und der Segen der Natur wirkt heilbringend für uns alle. Wenn es so feuchte Regentage gibt, so bin ich zuweilen besorgt um das enge Tal, das Sie bewohnen. Aber ich hoffe, Sie schonen sich doch bei der feuchten Luft. Und die freundlichen Erscheinungen Ihres Gemüts erheitern Ihnen auch die Wohnung, wenn Sie nicht im Freien sein können. Unter den mir bekannten Gestalten Ihrer Schöpfung möchte ich wohl die Pandora Ihnen erscheinen lassen können. Bei dieser Wiederkehr fällt mir das Wiedersehen unsrer Freundin ein, die auch manche Gaben in ihrem Gemüt bewahrt. Am 9. ist sie angekommen; sie ist klug und geistreich wie immer, sie hat einen Ausdruck von Ernst, und der lebendige Ausdruck von Fröhlichkeit fehlt ihr jetzt, sie sieht aus wie jemand, der viel gelitten hat. Das nationelle lebendige, laute Wesen wird sie immer behalten wenn sie aufgeregt ist, aber es ist doch mehr verschmolzen, dünkt mir. Daß Sie nicht hier sind hat sie betreten gemacht, und Schlegel ist auch nur einen Tag geblieben, sie wird auch nur zehn Tage bleiben. Die Reise der Herzogin nach Wilhelmsthal und die Leerheit des geselligen Zirkels machen ihr den längern Aufenthalt wohl nicht wün-

schenswert. Wir tun übrigens, was in unsern Kräften steht, und so lang sie hier ist, soll es ihr auch an Gesellschaften nicht fehlen. Mit Falk hat sie gestern bei meiner Schwester Bekanntschaft gemacht, und ihn auch gleich heute zu sich eingeladen. Der gute Wieland ist in Belvedere und noch dazu krank; Knebel wird aber heut' erwartet. Den vorigen Sonntag war das große Fest in Dietendorf, welches die Herzogin gerne sehen wollte, und der ganze Hof mit Fr. von Staël und ihren Begleiter waren mit dort. Die Welt würde sagen können, daß diese Wallfahrt ein Nachklang der Gefühle wäre, die der fromme Freund im vorigen Winter erweckt hätte. Wir aber glauben dies nicht, denn die eigentlich Inspirierte, unsre kleine Freundin Schardt war nicht dabei. — Frau von Stein ist schon eine ganze Woche in Kochberg, ich hoffe, sie wird heute wiederkommen.

Ich hoffe, Sie bekommen auch fleißig Nachricht von August. Er war mit meiner Schwester auf dem Heidelberger Schloß und hat sich recht treu um seine Landsleute bekümmert. H. Voß schreibt an den Hofmeister meiner Kinder, daß er sich sehr über August freue, der so fleißig sei und still lebe, und sich's so ernst um die Wissenschaften sein ließ. Ich sag' es Ihnen, lieber Geheimerat, weil es mich so freute.

Mein Schwager ist doch noch sehr angegriffen; obgleich leidlich ruhig und behaglich in seinem Innern, so merkt man doch, daß er viel gelitten hat. Er hat recht viel zusammengekauft, was Ihnen vielleicht auch interessant sein könnte.

Die kleinen Schriften von Alex. Humboldt, wo der noch unbekannte Aufsatz über die Wüsten steht, der sehr schön ist, und einem eine eigene Freude macht,

kennen Sie wohl? Wir ergötzen uns auch an diesen Tagen an der Arbeit Wielands, und die Briefe des Cicero mit seiner Vorrede sind prächtig. Es ist mir eine der bedeutendsten Erscheinungen, und der Blick in die Vergangenheit und das häusliche Leben einer solchen Nation muß jedem denkenden Menschen wichtig werden. Der milde Geist, der sich in der Vorrede ausspricht, ist einem auch recht wohltuend.

Leben Sie wohl, teurer verehrter Freund und erlauben Sie mir, Ihnen mich mit meiner Famlile zu empfehlen. Karl ist vorige Woche konfirmiert worden und hat sich gut gehalten. Sein Sie herzlich gegrüßt und lassen sich recht viel Freundliches begegnen und denken auch Ihrer Freunde in Weimar dabei.

Mein Schwager und Schwester grüßen Sie freundlichst.

Charlotte von Schiller.

G. (16. August 1808.)

Vor meiner Abreise von Karlsbad muß ich Ihnen, teuerste Freundin, noch meinen lebhaften Dank sagen, für den freundlichen Brief, den ich kurz nach meiner Ankunft erhielt, und der mich seit der Zeit, in einsamen Stunden, manchmal gar heiter angeblickt hat. Wie schätzenswert ist es nicht zu erfahren, daß die wenigen Resultate unseres Lebens, die auf dem Papier mit gedruckten Lettern stehen bleiben, unsern Freunden wirklich etwas sind, unser Andenken erneuern und an die Stelle der Gegenwart treten. Haben Sie recht vielen Dank, daß Sie Ihre Empfindungen und Gesinnungen so treu und kräftig aussprechen mögen. Nicht jedermann vermag's und unter den vermögenden sind nicht alle so wohltätig.

Ich bin nun in der vierzehnten Woche hier. Ich wollte, der Sommer ging von neuem an und ich wollte immer so fort mein Leben und Wesen hinführen. Das klingt nicht sehr höflich für die abwesenden Freunde! Und doch habe ich vielleicht in diesen Wochen auch für sie mehr getan als sonst in Jahren. Freiheit bei geistigen Bedürfnissen, Mäßigung bei körperlichen gibt ein Gleichgewicht, das man vielleicht nur in einem Verhältnis wie das hiesige, erhalten kann. Ich habe mich sehr wohl befunden und bringe davon einige Zeugnisse mit.

Wahrscheinlich gehe ich Montag, den 22. hier weg, und bleibe noch vierzehn Tage in Franzenbrunn, wo ich schon etwa zwölf Tage versucht habe zu trinken und zu baden, wobei ich mich vortrefflich befand. Hier habe ich viele alte Bekannte wiedergesehen; niemand aber, soviel ich weiß, der Sie besonders interessierte. Auch diesmal bin ich nicht weit vom Ort gekommen, weder nach Prag, noch Töplitz; die Zeit geht aber ohnehin sehr geschwind herum, wenn man eine Kur brauchen, sich der Gesellschaft nicht ganz entziehen und noch etwas arbeiten will. Ich weiß wirklich nicht, wo die drei Monate hin sind. Nun steht meine Hoffnung zunächst, meine lieben weimarischen Freundinnen versammelt wiederzufinden, und die Dienstage, die Mittwoche und was sonst noch Festliches vorkommen mag, wieder mitzufeiern. Empfehlen Sie mich Herrn und Frau von Wolzogen zum allerschönsten, so wie auch Frau von Stein. Grüßen Sie mir auch die lieben Ihrigen.

Goethe.

G. (18. Dezember 1808.)

Möchten Sie uns wohl teure Freundin, heute zu Mittag Ihre lieben Söhne und den Hofmeister als

Gäste zusenden? Einen wunderlichen Brief Werners teil ich mit.

Den 18. Dez. 1808. G.

G. (3. April 1809.)

An Frau Hofrätin von Schiller.

Morgen zu Mittag werden Herr und Frau von Reck bei uns ein freundschaftliches Mahl einnehmen. Es wäre sehr schön, teure Freundin, wenn Sie auch von der Gesellschaft sein wollten. Ich bitte um ein Wort Antwort.

Montag, den 3. April 1809. G.

G. (1. August 1809).

Sie sind überzeugt, verehrte Freundin, daß ich mich in Gedanken oft bei Ihnen aufhalte, und Sie nehmen es gut auf, wenn ich mich mit Ihnen nach dem Evangelium, als einer treuen Nachbarin, über einen festergriffenen Vorsatz, welcher doch noch etwas mehr ist, als ein gefundener Groschen, gutmütig erfreue.

Aus beiliegenden Blättchen sehen Sie, daß der Roman anfängt gedruckt zu werden. Lassen Sie Ihre guten Wünsche bei uns sein, damit wir ihn bald nach Michael gebunden sehen. Es ist eine große Reise, die mir bevorsteht und die sich leider nicht mit Extrapost machen läßt. Leben Sie recht wohl, gedenken Sie mein und grüßen alles Liebe.

Jena, den 1. August 1809. Goethe.

G. (24. November 1809.)

Frau Hofrat von Schiller Gnaden.

Tausend Dank für die guten Worte von Sich und der lieben Schwester, sie waren mir sehr erquicklich

zu einer Zeit, wo doch manches Alberne über meine Arbeit zu mir in die Klause dringt.

Möge die teure Entfernte doch ja den guten Vorsatz ausführen mir zu schreiben, damit auch durch Sie mein Mut belebt werde zu Ostern den ersten Teil der Wanderjahre herauszugeben.

Die besten Wünsche!

D. 24. Nov. 1809 G.

G. (27. April 1810.)

Es gehört eine Überwindung dazu, liebe teilnehmende Freundin, wenn man nach langem Schweigen wieder einmal sich äußern soll. Ihre guten Worte fordern mich indessen auf, und ich kann nicht ganz stumm bleiben.

Wir haben diese Zeit her ganz eigentlich gemühet, getrieben das, was getan sein mußte und weiter keine Freude daran gehabt, als daß es getan war. So gingen die schönen und mitunter sehr schönen Tage hin, ohne innere Belohnung und ohne Hoffnung einer äußern.

Dabei zeigte sich noch etwas sehr Bedenkliches, was aber, wie mich däucht, bloß durch eine einsame krittliche Hypochondrie erzeugt wird. Mir erschienen nämlich nicht allein das Publikum, sondern auch Gönner, Freunde, Freundinnen, selbst die nächsten, immer unter jener Gestalt des Tyrannen, der den Becher so lange in den Strudel wirft, bis der arme Taucher zugleich mit dem Becher ausbleibt.

Da ich mir ein so kühnes Gleichnis erlaubt habe, so verzeihen Sie mir gewiß, wenn ich nur weniges hinzufüge. Was zunächst hier zu tun ist, beschäftigt uns noch einige Wochen; dann will ich möglichst eilen, nach Karlsbad zu kommen, weil mein jetziger leid-

lich behaglicher Zustand doch nur ein Scheinwesen ist, das ehe man sich's versieht, in eine sehr unerfreuliche Wirklichkeit umschlagen kann.

Indessen muß ich notwendig noch einmal meine Weimarischen Lieben besuchen und sehen: denn ich finde höchst nötig, mich von gewissen hypochondrischen Einflüssen zu befreien. Denken Sie einmal, daß mir seit einiger Zeit nichts mehr Vergnügen macht, als Gedichte zu schreiben, die man nicht vorlesen kann! Das ist denn doch, wenn man's genau besieht, ein pathologischer Zustand, von dem man sich je eher je lieber befreien soll. Leben Sie recht wohl, gedenken und verzeihen Sie

Jena, den 27. April 1810. G.

G. (5. Mai 1810.)

Ihr letzter freundlicher Brief, teuerste Freundin, ist zur guten Morgenstunde angekommen und mir sehr erquicklich gewesen. Man sollte wirklich nicht alles mit sich selbst verarbeiten, sondern manchmal eine kleine Beschwerde führen, damit man freundlich zurechtgewiesen und über sich selbst aufgeklärt würde. Kaum darf ich hoffen, Sie wiederzusehen. Denn ob ich mich gleich ganz leidlich befinde, so darf ich mir nicht viel zumuten, und für kurze Zeit in Weimar wieder anzuknüpfen, um sich sogleich wieder loszureißen, wäre etwas, das mich mehr agitierte als vieles andere. Nehmen Sie deswegen vorläufig ein herzliches Lebewohl. Mögen Sie mich in meiner Abwesenheit erfreuen, so erzeigen Sie den Meinigen etwas Gefälliges, die ich wieder, wahrscheinlich länger als billig ist, allein lasse. Verschaffen Sie meiner Frau das Glück, Frau von Humboldt kennen zu lernen, und empfehlen mich dieser lieben Freundin aufs allerbeste,

die ich leider bei ihrer Durchreise nicht begrüßen kann. Tausend Gutes und Liebes an Frau von Wolzogen! Wie ich im Wagen sitze, um von hier abzufahren, so wird schon wieder für die Freundinnen gearbeitet, und zu Michael werden sie genötigt sein, mit dem alten Wilhelm die Wanderschaft anzutreten, wo sie mancherlei irdischen und himmlischen Heiligen begegnen sollen. Glücklicherweise habe ich wieder eine von der ersten Sorte adoptiert und ich hoffe sie nicht übel auszustatten. Leben Sie recht wohl, empfehlen mich an guten Orten und Enden. Da ich nicht weiß, ob ich Herrn Cotta hier sehe, so lege ich ein Briefchen für ihn bei. Grüßen Sie ihn zum schönsten und überreden ihn, daß er den Umweg nicht scheue.

Jena, den 5. Mai 1810. G.

G. (28. März 1811.)

Sie nehmen mir, teuerste Freundin, wirklich einen Stein vom Herzen, indem Sie mir Gelegenheit verschaffen, einige Nachricht von mir an Herrn Windischmann gelangen zu lassen; ich sage nur kürzlich, wie sich die Sache verhält. —

Schon seit geraumer Zeit ist zwischen der Direktion der Jenaischen A. L. Z. und mir eine Art von stillschweigender Übereinkunft, daß ich ignoriere, welchen Rezensenten meine literarischen Arbeiten zugeteilt werden, und daß ich von den Rezensionen nichts erfahre, bis sie abgedruckt sind. Herr Windischmann meldete mir im November vorigen Jahres, daß eine Rezension meiner Farbenlehre nach Jena abgegangen sei, und ich freute mich darauf, die Teilnahme zu sehen, die ein Mann, den ich so lange zu schätzen weiß, dieser Arbeit gönnen wollen. Allein ich habe den Abdruck bis jetzt vergebens erwartet, und auch

wegen des oben bemerkten Verhältnisses nicht darnach fragen mögen. Hat Herr Windischmann ein Duplikat davon, so wird es mir angenehm sein, wenn er mir solches zusenden will, um so mehr, als ich aus dem Zaudern der Jenaischen Direktion vermute, daß man sie zu publizieren daselbst einiges Bedenken findet. Ich muß gleichfalls Herrn Windischmann überlassen, ob er sich deshalb bei Herrn Eichstädt näher erkundigen will. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Schwester und bitten sie, gedachtem schätzbaren Manne das Allerschönste und Beste von mir zu sagen. —

Der Ihrige
Goethe.

Weimar, den 28. März 1811.

G. (21. September 1811.)

Mit einigem Widerstreben vermelde ich Ihnen, verehrte Freundin, daß ich diesen Winter in meiner kleinen Loge den Einsiedler spielen muß. Ich würde dieses jedoch nicht ausführen können, wenn ich Ihnen nicht einen besseren Platz als den bisherigen anzubieten wüßte. Es ist der Sessel an der Säule der herrschaftlichen Loge, wo ich so manchen vergnügten Abend in Ihrer Nähe zubrachte. Sie haben auf diesem Platz den Vorteil, gut zu sehen, nicht gesehen zu werden und die lieben Ihrigen bei Sich versammeln zu können.

Da jedoch, bei der sich immer vermehrenden Anzahl der Abonnenten der Zudrang nach Plätzen in den Logen sehr stark ist, so wünschte ich, daß Sie schon heute von diesem Sessel Besitz nehmen möchten. Die nötigen Ordres sind gegeben, und ich wünsche nur, daß die Einrichtung zu Ihrer Zufriedenheit gereichen möge. Mich Ihrer freundschaftlichen Gesinnung bestens empfehlend.

D. 21. Sept. 1811. G.

Ch. Weimar, den 8ten Julius 1812.

Ob ich gleich kaum schrieb, teurer Freund! so ist es mir doch, als müßte ich diese Gelegenheit wieder benutzen, weil ich einen neuen Anlaß habe, und Ihnen sagen, wie sehr ich mich erfreut und betrübt habe. Herzlich betrübt, daß Sie krank waren, zweitens herzlich und hoch erfreut über Ihre schönen Stanzen, die mir recht das Gemüt bewegt und erhoben.

Sie haben so schön und würdig als ein Dichter sich gezeigt, Sie haben so schöne tiefe Blicke in das Leben und die Ansichten davon ausgesprochen und mit einer Kraftfülle und Reichtum vorgetragen und mit einer Anmut die heiligsten Verhältnisse berührt, daß man, obwohl Sie wissen, wie viel man Ihnen zutraut, doch sich freut, daß eine schöne Erwartung noch schöner und reicher erfüllt wurde, als sie ein anderes Individuum als Sie selbst nur ahnden konnte.

Es ist mir noch erfreulicher geworden, daß Ihr lieber Sohn uns diese Stanzen mit seiner schönen Stimme gelesen.

Sie waren uns dadurch noch näher, und ich wollte, es wäre Ihnen in diesem Augenblick noch wohler geworden, als es Ihnen immer sein soll, damit Sie unsere geistige Nähe recht lebendig gefühlt hätten.

Alles Gute sei mit Ihnen und das Andenken Ihrer treuen Freundinnen Ihnen immer nahe. Durch meine Mutter hoffe ich zu hören, daß Sie wieder ganz hergestellt sind; ehe ich weiß, daß Sie die Feste glücklich überstanden haben, bin ich nicht ganz ruhig und wünschte sehr, es bald erfahren zu können. Ich hoffe, Ihre Frau Gemahlin gibt Ihren H. Sohn bald Nachricht.

Leben Sie wohl! Charlotte Schiller.

G. (14. August 1812.)

An Caroline von Wolzogen
und Charlotte von Schiller.

Den verehrungswürdigen Schwestern muß ich mit wenigen Worten meinen aufrichtigen Dank für Ihre lieben Blätter abstatten. Ihr Andenken, Ihre Teilnahme hat mich sehr erquickt, und der Beifall, den Sie meinen Gedichten schenken, hat mich in manchen guten Vorsätzen gestärkt; denn die Aufgabe, der ich auf keine Weise ausweichen konnte, war bedenklich und schwer, deswegen es für mich einen großen Wert hat, wenn fühlende und einsichtige Personen mit der Art zufrieden sind, wie ich sie gelöst habe. Der Fall ist wunderlich genug, daß man bei einer Produktion, welche die größte Freiheit verlangt, diplomatische Rücksichten nehmen soll.

In Töplitz hatte ich die Freude, den braven Staatsrat Langermann zu sehen. Seine Klarheit und Tätigkeit ist bewunderungswürdig; der Zustand hingegen in dem er wirkt, traurig und hoffnungslos. Dies aber scheint ihn nicht anzufechten; er tut das Seinige mit Heiterkeit und Vertrauen.

Mögen Sie Sich von der Überbringerin wohl erzählen lassen, wie Übles und Gutes bei mir seit acht Wochen bedeutend abgewechselt, und wie ich mich hier noch auf einen Monat eingerichtet habe, um wo möglich das verlorne Gleichgewicht wieder herzustellen. Erhalten Sie, bis zu meiner Rückkunft, mir ein freundliches Andenken und erlauben mir alsdann manchen mündlichen, vertraulichen Vortrag.

Karlsbad, den 14. August 1812. G.

G. (19. Januar 1814.)

Der gute Ernst ist wieder in Jena, sonst habe ich durch August mittelbar auf ihn gewirkt. Jetzt wünsche ich mit Ihrer Einstimmung etwas direkt für ihn zu tun. Er will Jurisprudenz studieren und da ist die schönste Gelegenheit ins Lateinische und Römische zu gelangen und sich die Verdienste und Vorteile dieser Sprach- und Nationalbildung zuzueignen. Für sich das zu tun, ist schwer, ja unmöglich. Daher würde ich Herrn Eichstädt veranlassen, den jungen Mann an sich heranzuziehen, ihn in die lateinische Gesellschaft aufzunehmen und, ihn zum Fleiße nötigend, ihn fortzuleiten. Geschieht dies mit Ihrem Beifall: so tu' ichs heute. Alles Gute!

G. (1. Februar 1814.)

Hofrat Eichstädt wünscht Ihrem Ernst auf alle Weise nützlich zu sein, er wird ihn auch zu sich zu kommen veranlassen. Sagen Sie nur dem jungen Mann, daß er sich jenem mit Vertrauen nähere! Leider ziehen sich die jungen Leute zu sehr in sich selbst zurück und begreifen nicht, daß sie das nicht fördern kann. Den schönsten guten Morgen!

W., d. 1. Febr. 1814. Goethe.

G. (15. März 1814.)

Frau Hofrat von Schiller Gnaden

Leider kann ich Ihren Wunsch, verehrte Freundin, nicht erfüllen. Da das Wesen erst Ostern erscheinen soll, habe ich auch kein Exemplar zu mir genommen. Die Aushängebogen in zwei Heften ist das einzige, was ich besitze. Hätte ich sie zu Hause, wollt ich wohl sehr gern diese senden. Durch so gute Gelegenheit sende ich der Fürstin ein Exemplar der neuen Aus-

gabe von Hermann und Dorothea. Ich hoffe auf Frühlingsanfang. Äußere und innere Leiden vermischen sich so, daß man kaum weiß, woran man ist.

Der Ihrige. G.

Ch. Dienstag früh (10. Mai 1814).

Sie vergönnen mir, hoffe ich, verehrter Freund, daß ich meinen Dank für Ihr Geschenk Ihnen auch schriftlich wiederhole. Es ist mir selbst eine Beruhigung, in diesen Zeilen meine Gefühle auszudrücken, denn die Worte verhallen so schnell. Und der bleibend tiefe Eindruck, den das Anschaun eines solchen Schatzes gewährt, möchte mehr wie Worte finden können, um anzudeuten, was das Herz fühlt.

Welche neue reiche Welt hat unser geliebter Meister unsern Blicken eröffnet! und wie schön führt er uns in den Labyrinthen des Lebens herum, dessen Anschauen und Beobachten nun uns gegeben ist. Und wie reich sind wir, daß wir die Bilder, die er uns vorführt, mit anschauen können, und der Nachklang dessen, was ihm erfreut und bewegte, wirkt nun wie ein miterlebtes Schauspiel auf das teilnehmende Herz. Die Zueignung von Faust, die mir so heilig ist, spricht mir immer dabei im Herzen. Ich habe mich ganz vergessen und mit Ihnen gelebt, und je näher man diesen aufgehäuften Schatz von Ansichten und Bekenntnissen wie Erfahrungen treten kann, je reicher fühlt man sich selbst. Ich möchte Ihnen über jedes Einzelne, was mich ergriff, sprechen können, wie ich's empfinde. Wie lebendig wird einem jede Ihrer Umgebungen; von den lieblichen Erscheinungen der Predigersfamilie, von den wunderschönen Schilderungen der Natur des südlichen Deutschlands, von dem klaren blauen Himmel und erfrischenden Grün, bis zu dem

ernsthaften Kammergericht in Wetzlar, ist alles lebendig und bedeutend. Lavater, Lenz, Merck, Klinger, sind wieder gegenwärtig, und man segnet das stille friedliche Scheiden der frommen Fremden, wie man ihre schöne Seele ehrte. Die Erscheinung unseres Freundes Knebel kam mir ganz unerwartet, und ich wußte nicht, daß er der erste war, der Sie an Weimar anschloß. Die Jakobische Familie, das bewegliche, geistvolle Leben, und er selbst sind mir auch recht lebendig, wie der Zirkel der Frau von La Roche, der mit wenigen Pinselstrichen ihre und ihres Mannes ganze Existenz ausspricht.

Aber man folgt auch ebenso gern den Erscheinungen des Gemüts, und teilt wieder so lebendig die Gefühle der Jugend und Leidenschaft, die im Herzen auf und ab steigt, als wenn der Meister es erst alles empfunden hätte. Darin bewährt sich recht die Meisterschaft, daß wir, die zu spät in den schönen Kreis dieses Lebens eintraten, doch mit in der Vergangenheit durch das Gefühl leben können. Und dafür müssen Ihnen Ihre Freundinnen, unter denen ich nicht gern die letzte sein möchte, recht innig danken.

Aller Segen Ihres Geistes sei mit Ihnen, teurer Freund. Möchte der trübe kalte Maitag Ihnen nicht schädlich sein, so wie er uns traurig ist, denn die Blüten verderben und die Nachtigallen schweigen!

Leben Sie wohl und erhalten mir Ihr Wohlwollen und Freundschaft. Charlotte Schiller.

G. (12. Mai 1814.)

Von Weimar kann ich nicht scheiden, ohne Ihnen für die freundliche Teilnahme zu danken, die Sie an meinem dritten Teile äußerten. Doppelt gibt, wer

schnell gibt, und nehmen Sie doppelten Dank. Das Exemplar für die liebe Erbprinzeß von Mecklenburg lege ich bei Ihnen nieder.

Möchten Sie uns in Berka bald besuchen!

W., 12. Mai 1814. Goethe.

Ch. Den 20. März 1815.

Ihre Zeilen, verehrter Freund, mit der geistvollen Sendung begleitet, haben mir doppelte Freude gemacht, teils weil ich so lange nichts von Ihnen sah, und über den Zustand Ihrer Gesundheit mich gern beruhigt hätte, weil ich meinen Wünschen und Gefühlen nach Sie immer in ungestörter Ruhe und Heiterkeit wissen möchte. Teils ist mir auch der Inhalt dieser Blätter sehr bedeutend. Ich weiß nichts zu erinnern, weil Sie Schillers Ansichten so schön ausgesprochen haben über fremde Produkte.

Nur eine Stelle könnte ich anders wünschen, weil sie gegen meine Überzeugung spricht. Denn so gut ich weiß, daß die früheren Werke Schillers nicht nach den Regeln und Forderungen der Kunst sind, und nicht für die Schranken der angenommenen Meinungen berechnet, so möchte ich doch aus Ihrem Munde nicht gern vernehmen, daß Sie diese Werke Produktionen der Roheit wie des Unwillens nenneten.

Schillers ganze Lage, und die Eindrücke, die er erhielt, zeigen von einem Nichtanerkennen der Welt, und die Räuber gebe ich wo nicht preis, aber doch einer höheren Kunstforderung nicht entsprechend. Aber Fiesko, wo ein gebildeter republikanischer Sinn sich ausspricht, möchte ich nicht in diese Klasse setzen. Einige Szenen, die gegen den konventionellen Anstand anstoßen, können stören, wenn man es ängstlich be-

rechnen wollte. Aber da er in der ersten glücklichen Zeit der Befreiung aus dem despotischen Württemberg entstanden, so kann man auch dafür Erklärung finden, in einem so leicht erregten Gemüt.

Über Kabale und Liebe entscheide ich nicht. Aber ich fühle, daß, von solchen Geistern wie den Ihrigen ich es frei ausgesprochen sehen möchte, wie Sie fremde Kraft zu empfinden wissen, mit Ihrem eigenen hohen Genius. Und daß ich, wo es auch sei, die Spuren gern wiederfinde, von der Freundschaft und Geistestätigkeit, die eine so schöne Verbindung nicht für eine Zeit nur hervorbrachte.

Möge ein guter Genius Sie schützen und aller Segen der Freundschaft kräftig auf Ihre Gesundheit wirken können! Sie sind immer in unserer Nähe, auch wenn wir Sie nicht sehen, doch möchte ich Ihnen den Wunsch lebhaft aussprechen, daß Sie uns nicht fremd werden lassen in Ihrem Herzen, und an meine innige Teilnahme und Freundschaft gern glauben.

Charlotte v. Schiller.

G. (13. Oktober 1816.)

Ihre freundliche Zuschrift, verehrte Freundin, ist mir zur rechten Zeit geworden, leider aber kann ich die verlangten Zeichnungen nicht finden, obgleich die Portefeuillen bei mir liegen. Sobald Meyer von Rohrbach zurückkommt, wollen wir sie zusammensuchen und wohlverwahrt nach Rudolstadt senden. Möge Ihnen dort alles erfreulich sein.

Mit herzlichem Dank für Ihre fortdauernden freundlichen Gesinnungen empfehle mich zum schönsten.

Weimar, d. 13. Oktober 1816. Goethe.

Ch. Den 28. November 1816.

Da ich immer gehofft, verehrter Freund, Sie mit den Freunden Humboldt zu besuchen, so versparte ich es immer, Ihnen die freundlichsten Worte zu sagen, die ich im Herzen für Sie bewahre. Freund Meyer war so gütig, mir sein Exemplar zu leihen von der italienischen Reise, die ich mit offenem Sinn und Herzen recht durchlesen und empfunden hab. Diese frische Lebensansicht, diese Eindrücke der Natur, der Kunst, der Blick in ein so reiches Gemüt, alles dies hat mir den schönsten Genuß verschafft, den ich unserm geliebten Meister so gern danke.

Sie müssen unsern Dank freundlich annehmen; ob er wohl Ihnen nicht notwendig ist, so ist es doch Ihren Freunden eine süße Pflicht, es Ihnen zu sagen, wie dieses reiche Gemälde eines fremden Himmels wie eine Lichterscheinung das Gemüt erfüllt, und wie man sich hingerissen fühlt, und die großen hohen Heldenbilder der Götterwelt, wie die Tempel, in denen sie verehrt wurden, anstaunt und sich freut, daß sie es gesehen haben.

Ebenso hat mich aber auch die nähere Ansicht des mir immer so werten Kunstwerks erfreut, und ich habe diese zweite Entstehung der Iphigenie gesegnet, sie ist uns auch wie eins jener hehren Bilder erschienen. Daß ich Sie auch gesehen habe in Karlsbad damals, ist mir noch immer im Gedächtnis, und bleibt mir eine liebe Erinnerung.

Auch ich wagte damals nach Ihrer Reise in die böhmischen Berge zu fragen, die Sie uns wahrscheinlich machten. — Ich möchte wohl, indem ich der fernern und nähern Vergangenheit gedenke, es noch beklagen, daß ein Freund, dem Ihr Wesen so nahe und lieb war, nicht sich daran ergötzen konnte.

Sie hören nicht die folgenden Gesänge,
Die Seelen, denen ich die ersten sang!

Diese Klage tönt mir bei allem Schönen im Herzen wider! Da Sie uns immer das Schönste geben, so müssen wir auch den Ausdruck des Gefühls aus Ihren eignen Worten wiedergeben, wenn wir es recht bezeichnen wollen.

Die neuern Nachrichten, die ich durch meine Schwester von Humboldts Ankunft erhalten, sind, daß sie erst den 15. Dezember kommen.

Leben Sie wohl, verehrter Freund! Es würde mich sehr freuen, Sie bald zu sehen, um mich Ihres Wohlseins zu versichern. Alles Gute sei mit Ihnen.

Charlotte v. Schiller.

Ch. Den 16. September 1817.

Da Sie eigentlich, teurer verehrter Freund, sich unserm Dank immer entziehen, und nur das Schöne aussprechen, ohne auf die Menschen Rücksicht zu nehmen, und wie die Götter vom Olymp herab, aus den Hörnern des Überflusses Ihre Gaben senden, so kann ich doch nicht auch das Gute ohne Dank auszusprechen hinnehmen und empfangen. Deswegen werden Sie diese Zeilen freundlich und freundschaftlich aufnehmen.

Wie innig mich der Aufsatz über Schiller gerührt, kann ich nur andeuten. Lebendiger ist das Bild der vergangnen schönen Tage in meiner Seele geworden! und ich habe Ihnen gern auch die Erinnerung dieser schönen Tage verdankt.

Indem ich aller dieser Erscheinungen gern gedenke, fallen mir auch manche Aufschlüsse ein, die Sie jetzt lösen. — Da ich eigentlich Schiller gleich in den ersten Tagen unsres Sehens mit innigem Anteil betrachtete,

so wunderte ich mich oft, daß Sie so entfernt von ihm waren, weil ich fühlte, daß alles Große und Gute sich verwandt ist. Auf der andern Seite fühlte ich lebhafter jetzt als ehemals, warum Sie erst in spätern Zeiten sich nähern konnten. Das weiß ich wohl, daß, wenn Sie die Umstände näher und früher zusammengeführt hätten, ebenso wenig eine Störung in eine länger dauernde Mitteilung gekommen sein würde, als in der kürzern Lebensperiode, die Sie Schiller so verschönert haben. —

Daß Sie meiner freundlich gedenken und mir Gerechtigkeit widerfahren lassen, fühle ich mit Rührung, denn ich sah mit großer Freude in Ihren Finden einen Wunsch meiner Seele erfüllt. — Was die frühere Bekanntschaft mit mir betrifft, möchte ich sagen, daß Sie mich nicht so früh haben kennen lernen, daß ich nicht allen Wert und Würdigung Ihres Wesens empfunden hätte. Ich weiß wohl, daß ich recht gut wußte, wie lieb man Sie haben konnte, als ich Sie zuerst sah.

Die wissenschaftlichen Mitteilungen sind wundervoll groß und schön. Die Metamorphose der Pflanzen hat mir ganz neue Ansichten gezeigt. Ob ich sie wohl schon kannte, so ist die Ansicht der Natur immer neu und groß in jeder Periode unsers Lebens, und wie die Zeiten wechseln, so erscheint auch die Ansicht der Welt, auf solche Art betrachtet von anderen Seiten, je mehr wir zu erkennen uns bestreben.

Wenn ich Sie einmal sehen kann, so würden Sie mir große Freude machen, wenn ich die optischen Versuche mit dem Spat sehen könnte, und noch einige Erläuterungen über die entoptischen Farben vernehmen. Mit den besten Wünschen für Ihr Wohl!

Charlotte v. Schiller.

Ch. Den 19. Dezember 1818.

Da meine gestrigen Umgebungen so unruhig waren und mich um äußere Dinge befragten, und mir dadurch den reinen Genuß raubten, dem mir das Hören Ihrer schönen Dichtung gegeben, und auch manches Wort im Munde der Hersagenden verloren ging, so ist der Wunsch zu lebendig in mir, teurer, verehrter Freund, daß ich ihn auszusprechen wage, daß Sie mir nur auf zwei Stunden das Manuskript vertrauen wollten? Es soll nicht aus meiner Hand, aus meinen Wänden kommen, und niemand soll es erfahren, daß ich es gelesen. —

Ich hoffe, Sie vertrauten mir, um des Namens willen, dem Sie so schön gefeiert und ausgesprochen haben. Ich hoffe auch um meinetwillen, da Sie wissen, wie ich Sie liebe und ehre, und wie ich sonst, in den glücklichen Zeiten, wo Sie mit uns waren, treu die Geheimnisse bewahrte, die Sie in den stillen Stunden des Beisammenseins sich vertrauten. Mein Herz teilt zu tief empfindend die Stunden der heiligen Mitteilung! Ich möchte jetzt jedes Wort haben, jede Mitteilung treu im Herzen erhalten haben, um von so einem Kreis nicht getrennt zu sein. Ich habe nur den Trost noch, daß ich auf diese Weise fortlebe und empfinde, die ich gewohnt war. Und in diesem Bild meines vergangnen Lebens sind Sie selbst, teurer verehrter Freund, mir eine zu liebe Erscheinung; als daß ich Ihnen nicht immer mit Freude die Empfindung meiner Verehrung für Sie aussprechen möchte. Alles Gute und Schöne sei Ihnen hold und nahe, und der Segen der Musen, die Ihnen so schöne Gedichte eingeben.

Charlotte von Schiller.

G. (22. Dezember 1818.)

Das einzige Exemplar der Gedichte zum Festzug ist schon seit zwei Tagen in den Händen J. K. H. des Großherzogs, weswegen ich es bis jetzt noch nicht übersenden konnte. Sobald ich es wieder erhalte, empfehl ich es einer freundlichen Aufnahme.

Mit den besten Wünschen

Weimar, den 22. Dezember 1818. G.

G. (7. Mai 1819.)

Erlauben Sie wohl, verehrte Freundin, daß Hr. Dawe, ein vorzüglicher englischer Porträtmaler, Ihnen um zehn Uhr aufwarte, um seine Verehrung für unsern großen Abgeschiednen zu bezeugen und seine Marmorbüste zu betrachten, die, soviel ich weiß, bei Ihnen aufgestellt ist.

Treulichst

W. d. 7. Mai 1819. Goethe.

G. (13. Nov. 1819.

Frau Hofrat von Schiller, Gnaden.

Erlauben Sie es, verehrte Freundin, so kommt mein Wagen morgen Sonntag früh um 11 Uhr, Sie abzuholen, da Sie dann eine kleine freundliche Gesellschaft bei uns antreffen werden.

Weimar, den 13. November 1819. Treulichst

J. W. von Goethe.

(Undatierte und schwer zu datierende Billetts.)

G.

Dank, liebe Freundin, für die Mitteilung! Es ist zwar ein sehr trauriger Anblick. Der Himmel gebe uns frohere, und sollten wir sie in der Atmosphäre des Königes suchen.

G.

Zum Abschied, den ich hätte selbst bringen sollen, nur ein paar Worte.

Möge es Ihnen und den lieben Ihrigen recht wohl gehen. Beiliegendes Ihrem guten Hausgenossen. Ich spreche ihn darüber. Auch Ancillon folgt.

Wünsche gute Unterhaltung

Frau v. Stein viel Empfehl. G.

G.

Frau Hofrat v. Schiller.

Da es heute ein so schöner Tag ist, komme ich nach 10 Uhr, Sie in die Ausstellung abzuholen. Gores werden auch hinkommen. Bitte um ein Wort, ob Sie nicht verhindert sind. Goethe.

G.

Frau Hofrat von Schiller, Gnaden.

Befindet sich, liebe Freundin, in dem Ancillonischen Bande, den Sie von mir haben, der Aufsatz sur les grands caractères, so erbitte ich mir ihn auf kurze Zeit. Ich sehe Sie doch bald wieder in meiner Einsiedelei? G.

G.

Hierbei ein Kuriosum, die sonderbarste Rezension des sonderbarsten Werkes. Bald mündlich über diese und andre Seltenheiten. G.

G.

Beiliegend, verehrte Freundin, übersende Ihnen ein Schreiben von unserm guten werten Ernst, worin er den bisherigen Gang unserer Angelegenheit klar und deutlich darstellt, aber aus meiner Antwort sehen

Sie, gewiß mit Vergnügen, daß sie diesen Winter über durch erneuerten Fleiß auf einen vorteilhafteren Punkt gebracht worden, als ich selbst erwarten konnte. Ich erbitte mir die Papiere wieder zurück und werde bemüht sein, daß zu Johanni neue und entscheidende Schritte zu tun seien. Gönnen Sie dem Geschehenen Ihren Beifall und erhalten mir eine so viel erprobte Freundschaft.

Treu angehörig

Goethe.

G.

Durch einen sehr lästigen Katharr bin ich diese Woche sehr gequält und in meinen Arbeiten gehindert worden, indessen konnte ich mich doch auf mancherlei Weise beschäftigen und unterhalten. Recht herzlichen Dank für Ihre Teilnahme. Ich hoffe, Sie bald wiederzusehen.

G.

Vierter Abschnitt.

Witwenschaft 1805—26.

1. Prinzessin von Mecklenburg

(Prinzessin Karoline Luise von Sachsen-Weimar)

18. Juli 1786 bis 20. Januar 1816.

Pr. an L. Wilhelmsthal, den 12. Juni 1805.

Liebe gute Schillern, ich brauche Ihnen keine weiteren Versicherungen meiner Freude über Ihren Brief zu geben, Sie kennen mein Herz, die treue Liebe, die es zu Ihnen trägt, und schrieben schon Ihren Brief in der Überzeugung, daß er von mir ganz so würde aufgenommen werden, wie er es verdient.

Wie tröstlich ist es mir von Ihnen zu hören, daß Sie ruhiger sind, so, wie es notwendig Schillers Andenken mit sich bringen muß. Ich glaube, daß die Wirkung der Menschen nach ihrem Tod auf die Zurückgebliebenen am wahrsten von ihnen zeugt. Fritz Stein sein Brief hat uns recht gefreut, ich danke Ihnen vielmals für die Mitteilung desselben. Daß Ihnen unser anderer Freund (Goethe) nicht so wohltätig sein kann, tut mir leid für ihn, denn er muß in einer traurigen Stimmung sein, nicht Stärke genug haben, sich Trost geben zu wollen.

Der Tag in Erfurt blieb immer ein langer Tag, ob er gleich wohl ganz gut verstrich. König und Königin waren sehr gütig und freundlich, zumal habe ich ersteren nie wohlwollender gesehen.

In der Königin ihrem Zimmer soupierten wir noch. Dem König schien meine Schwägerin sehr zu gefallen, er war à son aise, und es war auch gegenseitig.

Karoline.

Pr. Weimar, den 11. Sept. 1806.

Goethe ist hier, das wissen Sie, aber das wissen Sie wohl nicht, Schlüsseldame, daß er 32 Zeichnungen auf seiner Reise gemacht hat, die hübschesten und geistreichsten, und mir sie geschenkt hat. Liebe Loloa, können Sie Sich mein Glück recht lebhaft denken? und meinen Stolz, wenn ich Übermut in der Seele hätte.

Pr. Weimar, 25. Juli 1807.

Die Erwartung, unsre Geißel von Angesicht zu sehen, hatte Entsetzen genug, um daraus auf sie selbst zu schließen. Nun da ich aber gar nichts mehr zu fürchten habe, möchte ich ihn doch fast gesehen haben, doch ist mir's ganz unaussprechlich wohl, die Aussicht darauf nicht mehr zu haben. Mein Vater ist gestern mittag von Eisenach zurück, schachmatt, gekommen. In Gotha ist er ausgestiegen, ich weiß aber noch nichts recht Deutliches davon. Nun wird es aber in der Welt noch mehr auffallen, daß er hier nicht ausstieg. Die Fürstin wird's wohl auch finden? ich kann mich aber trösten; ich finde wenigstens ebenso viel Ehre darin, von ihm zurückgesetzt oder vernachlässigt zu sein, als vorgezogen und beglückt. Außerdem will ich Ihnen, meine Loloa, ganz heimlich auch noch sagen, was wohl wahrscheinlich und eigentlich die Ursache davon war. Mein Vater hatte sich nämlich auf das feste Versprechen des Caulaincourt verlassen, daß er

die Ankunft des Kaisers ihm zwei Stunden vorher wollte wissen lassen, worauf mein Vater gleich fort und ihm entgegengeritten wäre; allein das Unglück, oder was es war, wollte es anders, und es geschah nicht. Als mein Vater zum Tor hinausritt, kam er schon. Unterwegs soll er immer gefragt haben, ob er nicht da sei, und wie es nein hieß, den Befehl gegeben haben, daß man in die Post fahren soll. Meine Loloa, Sie können das vielleicht auch der Fürstin (von Rudolstadt) erzählen, wenn sie es noch nicht weiß; so unter uns. Ich danke nur Gott, daß keine Niederträchtigkeit von unserer Seite geschehen ist, die gereuen könnte. In Erfurt ist ihm Vivat gerufen worden, was ihm aber sehr fatal war. Es wäre lächerlich, sich der ganzen Welt zu widersetzen; man muß dem Kaiser geben, was des Kaisers ist, aber seiner eigenen Überzeugung und Gewissen auch, was ihr und ihm gehört.

Pr. Weimar, den 7. August 1807.

Gestern habe ich die Bekanntschaft von Reinhard gemacht; ich kann Ihnen nicht sagen, wie angenehm sie mir war, ob ich ihn gleichwohl nicht selbst gesprochen habe; weil er aber vom seligen Schiller so viel hat, ich möchte sagen: „bringt der Geringsten einer je den Ton der Stimme mir ins Ohr zurück, den ich an euch gewohnt zu hören bin, und seh' ich an dem Ärmsten eure Tracht; empfangen will ich Ihn wie einen Gott". Karoline.

L. Heidelberg, 20. August 1810.

Der Tod der Königin von Preußen ist mir erstaunlich traurig. Herr von Kettenburg, den ich nur eine Stunde hier sah, hat mir noch détails erzählt,

die er durch ihren Bruder wußte, der hier durchreiste. So ein anmutiges, liebliches Wesen, so dem Schicksal der Zerstörung unterliegen zu müssen! damit kann man sich im Moment der ersten Schmerzen nicht abfinden. Und doch ist es das Los, das alles treffen muß! Die geistige Kraft, die ewig unverlierbar ist, diese hebt die Phantasie so gern in die höheren Regionen und bildet sich ein Reich über den Sternen; — aber die sichtliche Anmut, die auf der Erde lebte und wirkte, scheint uns doch verloren.

Wenn unsre Henriette zu Ihnen kommt, so seien Sie so gnädig, Sich von meinem Besuch in Mannheim erzählen zu lassen. — Wie ich da über Schiller trauerte, da ich die Plätze sah, die er mit aller Hoffnung und Kraft des Lebens zuerst betrat! — Aber dort legte er auch den Grund zu seiner Kränklichkeit, weil er da so viel am kalten Fieber litt und sich immer mit China kurieren wollte. Den ersten Eindruck gab mir die Sachsenhäuser Brücke bei Frankfurt. Dort hat er bei seiner Flucht so oft gestanden ohne Freund, ohne Schutz und ohne Rat, und er erzählte mir oft, daß er da die reichen großen Wohnungen und die lebendigen Menschen, die alle so ohne Anteil an ihm vorübergegangen wären, schmerzlich angeblickt hätte. Dort möchte ich ihm können ein Denkmal stiften! Es ist ein so reicher schöner Anblick, den Main da zu sehn und die kultivierten Ufer!

L. 9. Oktober 1810.

Von meinem Aufenthalt in Stuttgart muß ich Ihnen noch Bericht erstatten, teure, geliebte Prinzeß. Sie waren mir nahe im Geist. Sie haben mit mir das Heiligste gesehen, was die Welt und das Leben noch nach meinen Kindern besitzt.

Ach, wie ist die Büste so einzig! Wie groß und schön über Welt und Zeit steht sie da! Dieser Eindruck soll mir noch wohl tun, wenn ich den Erinnerungen der Welt nach und nach Lebewohl sage. So kann aber nur ein Freund seinen Freund bilden! Alle kleinen Züge sind ausgeführt, alle Teile des Gesichts, sogar die Ader an der Stirne. Das Kleinste ist nicht vergessen, und doch ist der Eindruck so groß, daß man nur die große Form sieht.

Dannecker selbst hat mir erstaunlich wohl gemacht. Es ist eine reine kindliche Natur, in der Art wie Oehlenschläger, so in seiner Produktivität reich, so kräftig, geistvoll und so liebenswürdig im Leben. Der Gedanke an ihn ist mir eine tröstende Erinnerung. Sein Schwager Rapp, bei dem ich wohnte, ist einer der zartesten Menschen, so fein und liebevoll, und dabei das regste Kunstgefühl; ich habe recht fünf Tage nur in der Kunst gelebt. Um mich herum sah ich Zeichnungen von Rapp, Kupferstichsammlungen.

Bei Dannecker war ich viermal. Zweimal hat er uns die kolossale Büste beleuchtet. Er hat die schönsten Abgüsse von Antiken in seinem Hause stehen, wohin sie der Kronprinz gestellt hat. Die Pallas von Velletri ist prächtig. Die ganze Gestalt ist so groß gedacht wie der Kopf, den der Meister hat. Um den Hals ist ein Gewinde von Schlangen, das aus der Meduse an der Brust kommt, und das lange Gewand hat einen einfachen Faltenwurf. Die eine Hand ist ausgestreckt und recht erhaben und einfach.

Ein wunderschöner Abguß vom Laokoon, dem Torso des Herkules (den Schiller allen Kunstwerken vorzog) — mit Danneckers geistvollen Bemerkungen und der Fackel beleuchtet ist es, als wenn diese Gestalten lebten vor dem Auge. . . .

Ich bin mit unserem Meister in einer Stunde hier angekommen, und er ist mild und heiter und freundschaftlich; er hat mich auch schon besucht gestern. Er war auch in Dresden und bei der Herzogin von Curland. Er hat viele Zeichnungen aus Faust und Götz mitgebracht, die wir alle sehen sollen, solange es seine Gesundheit erlaubt (denke ich mir).

Wieland ist auch heiter und wohl, und alles liebt Sie. Er hat mir der geliebten Henriette Brief gezeigt. Wie wohl tut mir alles, was ich von Ihnen höre. Ich bin mit Ihnen, mein Geist, mein Herz segnet Sie. Ich danke Gott, daß ich Sie lieben kann, daß mein Segen, meine Liebe Ihnen folgt. Ach denen, die man liebt, Gutes zu wünschen, für sie zu beten, ist auch ein Geschenk des Geistes.

Über die Frau bin ich noch nicht recht ruhig. Sie ist wieder ungewiß in ihren Planen über den Sohn, und wo der Punkt ist, wo sie Ruhe finden wird, das muß ich einer höheren Macht überlassen. Ich fürchte, ihr Leben, welches sie sich so reich durch ihr Gemüt, ihr Talent machen kann, geht vorüber, ohne Ruhe zu finden. Dieses ist ganz nur Ihnen gesagt, bester Engel. Ich gestehe, dies trübt mir oft mein Gemüt, und dann denke ich wieder, daß alles von oben kommt, und daß wir leiden müssen und sollen auf einer Welt, die so ungleichartige Wege hat, um in einer anderen vielleicht empfänglicher für die ewige Harmonie zu werden, die wir auf der Erde zuweilen nur ahnen.

Pr. Ludwigslust, den 16. Oktober 1810.

Nun sind Sie wieder in Weimar, meine liebe Lola; die Emilie (Gore) hat mir's geschrieben. Wie sieht's denn im alten Weimar aus? Liebe Loloa,

nun muß ich Ihnen etwas gestehen: stellen Sie Sich vor, daß ich gar keine Sehnsucht zurück nach Weimar habe, wenigstens fürs erste noch nicht, und daß ich nicht wieder zurück möchte, so ungern ich es verließ, so lieb ich die Menschen dort noch immer habe. Jetzt erinnere ich mich, daß immer, wenn ich von irgend einer Reise zurück nach Weimar kam, mir's war, als fiele die Welt auf mich, als käme ich in einen Kerker. War ich einmal dort und im alten Lebenstrain, hätte ich mich nie unterstanden, mir einen anderen zu wünschen. Nun erst, liebe Loloa, fühle ich den Zwang, den ich dort litt. Dieses Gefühl der Freiheit, auf das ich gar keinen Anspruch mehr machte, gibt mir eine unerwartete, glückliche Empfindung in meiner neuen Lage. Liebe Loloa, das bleibt aber unter uns, ob's gleich wohl natürlich und nicht tadelhaft ist.

L. 1. Nov. 1810.

Der Meister ist gar galant und freundlich, und ich freue mich, daß die Großfürstin sich mit ihm viel unterhält. Sie hat auch eine Freude jetzt, sich über Kunst mitzuteilen, über Geschichte, und wir haben einige recht schöne Abende erlebt.

Am 26. Oktober, wo großer Ball war, und der Meister mit seinem Sohn erschien (der Kammerassessor geworden war), entstand eine höchst komische Situation, die ich Ihnen vortragen muß. Man meldete seinen Wagen vor dem Souper, und ich nahm seine Einladung an, mit nach Hause zu fahren. Als wir auf die Treppe kommen, sagte er, ich möchte verzeihen, wenn er langsam ginge, denn er habe seit Mittag Schmerzen von neuen Schuhen, die er sich in Dresden habe machen lassen. Daß er gerade mich erwählte, mit ihm nach Hause zu fahren, die auch

an demselben Übel durch Pariser Schuhe litt, war aber recht lustig, und wir haben recht darüber gelacht. Und Sie können sich unsere beiden nicht unansehnlichen Gestalten auf der gewundenen Treppe wohl nicht ohne Lachen denken, und beide gleiche Not fühlend. Zu dem kam, daß sein Kutscher durch alle Straßen der Stadt fuhr, bis er in die Esplanade gelangte . . .

Der Meister hat meine Aperçus gelobt. Seien Sie doch so gnädig und lassen sich das Leben von Fernow aus seinen Briefen an seine Freunde zusammengestellt, lesen. Seine Freundin ist auf einmal Schriftstellerin geworden, und wir sind erstaunt, daß sie so hübsch erzählt, ob ich wohl glaube, daß sie, da sie ein gutes Gedächtnis hat, noch vieles von ihm selbst so wörtlich behalten. Aber seine Briefe zumal sind sehr gut und schön geschrieben, die Reisegeschichte und Tagebücher in der Schweiz mir nach dem Tagebuch von Heinse, aus der Gleimschen Briefsammlung, die lebhafteste Beschreibung, die ich kenne. Seine frühere Geschichte ist recht merkwürdig, nicht reich an großen Begebenheiten, aber der Einfluß seiner individuellen Bildung sehr interessant zu beobachten. Seinen Verstand habe ich und auch Schiller immer sehr geehrt; aber diese Vielseitigkeit und auch wieder dies Gefühl sieht man doch jetzt erst mehr in seinen Briefen.

L. 14. Dez. 1810.

Ich konzentriere mich recht in mich selbst, denn seit ich nicht mehr alles sagen kann, was ich denke, seit ich kein Herz habe, woran ich auch sichtbar ruhen könnte, nehmen meine Gedanken und Mitteilungen einen andern Flug, ich muß immer etwas treiben

und mein Kopf arbeitet immer. Der Verstand tut mir so wohl, der mir entgegenkommt.

So ergötze ich mich jetzt an dem zweiten Teil der Farbenlehre. Ich bitte untertänig, lesen Sie ihn. Es ist so etwas prächtiges, so rein verständig und groß gesehen. Die Ansichten, die der Meister darinnen ausspricht, sind wunderbar groß, und man steht wie vor einem gefundenen Schatzkästchen und zieht ein Juwel nach dem andern ans Tageslicht. Die Geschichte der Wissenschaft, die Charakterisierung der Individuen ist so prächtig! Dies Kapitel, das Lücke überschrieben ist, ist vortrefflich; was er da klar und schön alles aufstellt, ausspricht, ist unaussprechlich.

Auch Winckelmann, bitte ich, lesen Sie. Der Aufsatz über die Grazie ist prächtig.

Die Herren meinen und meinen und meinen — bis sie selbst nicht wissen was. Und wo wird es besser? Diese unverdauten, halben philosophischen Begriffe haben gewiß manchen irre geleitet, der hätte handeln sollen.

Schiller hatte eine Zeit lang alle Journale im Hause; da wurde ihm die Welt so erbärmlich und eng, und das Publikum. das ihm so nahe rückte, wurde ihm so klein, daß er alle Journale aus dem Hause verbannte. Ihre untertänige

Loloa.

Pr. Ludwigslust, den 14. Januar 1811.

Von Kaaz erwarte ich jetzt Zeichnungen, die mir Goethe ausgesucht hat, und auf die ich mich recht freue. Ich hoffe, daß der Meister sie Ihnen hat sehen lassen. Der Meister hat mir (unter uns) eine große Freude gemacht und auf meine Bitten durch Silvie Ziegesar die Ballade vom beschütteten West-

chen geschickt, auch Verschen auf eine Volksmelodie, die ich so lieb habe. — Durch Knebel hat er mir auch die Rede von Jakobs, über den Reichtum der Griechen, zu lesen geschickt. Kennen Sie sie? Mir hat sie erstaunend viel Freude und Genuß gegeben, und nach meiner geringen Einsicht ist sie sehr wacker.

Wie lebt sich's denn recht in Weimar? Genießt man den Meister viel? Gibt's noch kleine Tees im blauen Zimmer, wo der Meister liest? Über meine Schwägerin sagen Sie mir etwas, meine Loloa, wie sie aussieht, wie sie ist. Sie selbst kann mir von ihrer Außenseite nichts sagen, und ich möchte doch gerne auch davon was wissen; Sie sprechen mir gewiß am besten darüber. Was macht Meyerchen? Daß er noch immer der alte ist, das weiß ich gewiß, denn er ist unwandelbar, wie die ewigen Götter und lebt, wie Goethe neulich von sich an Knebel gesagt, wie diese ohne Freud' und Leid; aber ich möchte wissen, ob Sie ihn viel sehen, und ob es die Umstände mit sich bringen, daß er auch mitteilend ist? Ich möchte manchmal auch wie so ein ewiger Gott leben. Es muß doch viel bequemer sein, sich um nichts zu kümmern, wahrhaft göttlich.

L. Weimar, den 22. Jänner 1811.

Gnädigste Prinzessin!

Von dem Leben und Treiben hier soll ich Ihnen etwas sagen, von meinen Anschauungen? Zuerst also von unsrer geliebten Großfürstin. Ich habe sie einige Abende gesehen, wo sie recht die Seele des Gesprächs war und so schön sprach, und zumal mit dem Meister, den sie auf eine so leise Art versteht und gewähren läßt, daß es einen recht ergötzt. Er ist auch ganz

entzückt darüber, und auch recht geistreich und gewandt in einer solchen Sozietät.

Gelesen ist noch nichts, seit Sie uns fehlen, teurer, geliebter Engel! —

Jetzt gibt der Meister Hackerts Leben heraus, davon haben Sie einmal gehört. Er war zwölf Tage in Jena dieser Arbeit wegen. Ich sehe ihn alle Sonntage Morgen und in der Loge im Theater, wo ich wohl zuweilen mehr seinetwillen hingehe; — doch ist mir die Komödie lieb, und ich finde eine angenehme Unterhaltung darin und fühle mich am liebsten auf diese Art mit der Welt und dem Leben en rapport gesetzt.

Manchmal ist der Meister recht komisch. Seien Sie so gnädig und lassen sich von Kettenburg, so im Gespräch, ohne die Ursache zu sagen, ein Bild von den Herren machen, die den Dom von Köln verherrlichen wollen. Diese hab' ich auch kennen lernen, sie sind jetzt in Heidelberg; sie haben eine ganze Sammlung Madonnenbilder, vom Anfang der Schulen, und kaufen was sie können und sammeln in dieser Idee fort, die Fortschritte der Kunst zu beurkunden; diese wollten herkommen mit ihren Schätzen. Und der Meister hat durch Minister Reinhard, dessen Teilnehmer Sie bei seinem Gut sind, diese Herkunft (unter uns gesagt) nicht zustande bringen lassen. Er erzählt es mir, der Meister nämlich, und freut sich darüber; da sagte ich: mir ist's auch nicht unlieb, denn ich bin auch entübrigt, diesen Herren eine Artigkeit zu erzeigen. Da entgegnete der Meister: liebes Kind, eure Artigkeiten, nimm es mir nicht übel, kenne ich schon. Da nehmt ihr einen alten Topf, füllt ihn mit Kolonialwaren und setzt die Fremden da herum und glaubt, alles getan zu haben, während wir andern wirklich artig

sein müssen. Ich habe lange darüber lachen müssen und wünsche, daß es meiner geliebten Prinzeß auch lustig vorkommen mag.

Sonntag nachmittag.

Gestern war ich recht erstaunt. Als ich in des Meisters Loge komme, wo noch niemand war, finde ich — — raten Sie, was? Vier brennende Lichter und einen Teetisch. Die Lichter und das Öffnen der Türe hatte Sensation gemacht; alle Köpfe waren nach der Loge gerichtet, wo ich ganz betroffen und bescheiden stand.

Der Meister kam und die Gemahlin, die einen heftigen Katarrh hatte, und deswegen waren diese Anstalten getroffen; die vielen Lichter waren aber ohne Befehl hingestellt, und ich war recht froh, als nur eins blieb. Heute ist die Frau Gemahlin so krank, daß sie zu Bette liegt, doch waren wir dort, wo prächtige, lateinische Gesänge erschallten, und ganz ernsthaft.

Ich darf es manchmal gar nicht sagen, wie mich doch des Meisters Lage einengt und im Innern schmerzt; denn mir deucht, ich fühle zuweilen in seiner Seele, daß er irre in sich ist. Welcher Dämon hat ihm diese Hälfte angeschmiedet? Es gehört zu den Rätseln der Menschenbestimmung.

L. 19. März 1811.

Unser geliebter Meister wird zwar von manchen Menschen gescholten, daß er nicht mitteilend sei und finstern Humors; ich fand ihn gestern sehr liebenswürdig, und er war so freundlich, zu bemerken, daß ich lange ausgeblieben, statt zehn Tage 20, daß ich schöne Sonntage versäumt. Ich habe dafür doch mit

ihm gelebt, denn ich habe die leicht faßlichen und herauszuhebenden Teile der Farbenlehre der lieben Fürstin vorgetragen und habe warme Teilnahme gefunden. Manches hatte sie gleich verstanden und zurechtgelegt. Über dieses Kapitel, welches „Lücke" überschrieben ist im zweiten Teil, hat sie eine solche Freude, daß sie sagte, es sei ihr lieber wie die Wahlverwandtschaften, und sie hat ordentlich eine Ehrfurcht vor dem Meister bekommen.

L. 24. März 1811.

Ich habe dem Meister, soviel es meine Bescheidenheit erlaubte, von Ihrem schönen Brief erzählt, und er war freundlich, daß ich so geschrieben hatte, daß Sie sich ein Bild machen konnten. Sie werden nun auch seinen Brief erhalten und die Landschaften. Er ist gar freundlich und weich gestimmt, und wir haben manche gute freundliche Gespräche in der Loge; zuweilen muß ich ihn trösten, wenn er die ästhetischen Erscheinungen nicht mit Zufriedenheit sieht. Und zuweilen teilen wir uns unsere Ansichten über die Welt und Dinge mit und sind recht gute Freunde. Ich lasse mich jetzt über manches aus im Gespräch, was ich sonst nur in den besten Stunden bei Ihnen zeigen und sagen mochte, wo ich verstanden wurde, und das allein war mein Wunsch. Jetzt weiß niemand, wie es mir ist, und deswegen muß ich sprechen und mich zeigen auf meine eigene Hand. Dadurch denkt man, ich wäre teilnehmender, bilde ich mir ein, und spricht manches mit mir über Dinge, als wenn ich ein Urteil hätte; nicht allein der Meister, sondern auch andere, und ich muß manche gelehrte Diskurse führen.

Haben Sie die Geschichten von Kleist gelesen?

Seien Sie gnädig und lesen Sie den Kohlhaas, wenn es noch nicht geschehen ist. Da ist Luthers Charakter so hübsch in einzelnen Zügen geschildert.

Kennen Sie das berühmte Käthchen von Heilbronn? Falk und Schulze sind entzückt davon, jeder auf seine Weise, weil es sie wohl freuen möchte, wenn sie solche Käthchen hätten, die ihnen durch Wasser und Feuer folgten. Aber es ist ein wunderbares Gemisch von Sinn und Unsinn; der Kohlhaas ist mir viel lieber; da zeigt Kleist, daß er gut erzählen und mit Feuer vortragen kann, und hat sich ganz den Chronikenton eigen gemacht.

Ihre untertänige

Loloa.

Pr. Ludwigslust, den 11. April 1811.
Gründonnerstag, früh 11 Uhr.

Der beste Meister hat mir auch den besten Brief geschrieben, der mich wirklich erquickt hat. Sagen Sie es ihm nur, ob ich's ihm gleichwohl schon selbst gesagt habe, aber gemein und dumm. Und grüßen Sie ihn, meine Loloa und freuen Sie sich seines Umgangs und seines Zutrauens. Ihnen gönne ich diesen Besitz von Herzen, da Sie ihn zu schätzen wissen. Karoline.

L. Den 1. Mai 1811.

Es ist eine Lektüre in den blauen Zimmern, wo ich jedes Wort möchte behalten können, um es Ihnen zu sagen.

Der Meister hat angefangen sein Leben zu lesen. So eine schöne große Ansicht, so ein Bild des Ganzen führt er einem vor die Seele, und so liebenswürdig zeigt er das Liebenswürdige! Er sagt wenig, d. h.

keine Schilderungen der Familie, sondern berührt nur die Außenverhältnisse. Der Vater hatte sehr viel Geist, viele Kenntnisse, und hat dadurch dem Sohn auch alle Mittel erleichtert, und er war eine Pflanze, die sich nach allen Weltgegenden anranken konnte, durch Glück wie durch Natur begünstigt. — Ich will soviel ich kann die Begebenheiten aufzeichnen.

Als er auf die Welt kam, war er eine Zeit lang ohne Leben und schwach im Anfang; wunderschön muß er gewesen sein, denn er ist es noch jetzt, und er sagte, daß von den Blattern sich seine ganze Physiognomie sich verändert, und man ihn immer mit Widerwillen gegen ehemals betrachtet, es ihm auch gesagt hat.

Jetzt sind wir gekommen, bis er nach Leipzig gehen soll. Der Himmel gebe, daß wir noch viel hören, ehe er geht. In 14 Tagen will er dann in Karlsbad sein.

(Ein abgerissenes Blatt ohne Datum.)

Unser Meister ist wohl jetzt, doch hatte er den Katarrh. Er ist heiter und freundlich und besucht Fr. v. Stein beinahe alle Morgen. Über Karl hat er sich recht gefreut und mir so viel Gutes gesagt. Er spricht recht mit Behagen von ihm und freut sich, daß unsre Söhne keine falschen Ansprüche haben und mit Ernst und Eifer ihrer Bildung nachstreben, und daß wir sie so erzogen haben, daß sie nur den Wert ihrer Väter fühlen, um ihnen nachzustreben, und nicht darauf zu ruhen und sich zu stützen. — Vor 14 Tagen war er bei der Hoheit zum Tee und hat mit Ihrer Frau Mutter so interessant gesprochen, und ich hörte und sprach auch mit, weil mich der gute Zufall, wie sie vom Tarok aufstand, ihr nahe

brachte. Er hat über seine Lieblingsideen, Bildung und Entstehung der Erde gesprochen und prächtige Sachen gesagt.

L. Sonnabend, den 1. Juni (1811).

Daß Ihr Herz in dem verflossenen Monat bei mir war, fühle ich lebhaft. Mir dünkt, die Sehnsucht und das Schmerzgefühl kann keine Zeit vermindern, sondern immer tiefer eingraben.

Ich habe jetzt die Schriften von Novalis wieder; ein Lied ist vortrefflich, das Sehnsucht nach dem Tode heißt. Das hat mir recht ans Herz gesprochen. Überhaupt ist ein Zauber und Reichtum in der Phantasie des Novalis und eine Kindlichkeit der Ansichten, die mir in diesen Tagen ordentlich neue Schwingen gab. Nur die späteren Aufsätze liebe ich nicht, wo er durch seine Freunde spricht, und die Ansichten Tiecks und Schlegels in sein kindliches Wesen übergegangen sind, und ein Mißton entstand; er wollte alles mit dem Verstand zerschneiden, was nur seine Phantasie fassen konnte, und so sollte er es auch wiedergeben, und nicht sich zwingen, eigene Formen zu finden, die ihm die philosophische mystische Schule aufgedrungen hat; er hatte reine Mystik, und suchte das Höhere aus Bedürfnis des Glaubens, nicht als Notbehelf, wie seine genannten Freunde, die ihr ärmliches, ausgelebtes Wesen noch mit bunten Lappen auszieren möchten, und denen nichts ernst ist, wenn ihre Phantasie abgestumpft ist. — Ich werde es noch erleben, wie ärmlich Fr. Sch. und Tieck enden werden in der literarischen Welt. — Zum Teil ist es schon geschehen. Tieck war voriges Jahr doch in Baden, und Kettenburg kann Ihnen davon Belege geben. Wenn es Ihnen nicht mehr gegenwärtig ist, so lesen Sie den

Heinrich von Ofterdingen wieder; er hat mich recht ergriffen und weich und warm gestimmt. Die Hymnen an die Nacht sind auch prächtig.

L. 18. Juli 1811.

Am Sonntag Nachmittag haben wir Knebel in Jena und unsern Meister besucht. Ich gehe gar zu gern nach Jena und möchte mich da ansiedeln, um eine Einsiedlerin zu werden. Knebel ist gar liebenswürdig und gut und mir ein heiliges Vermächtnis der Freundschaft, das ich recht pflegen möchte. Der Meister war gar gut, freundlich, mitteilend und ernsthaft gestimmt mitunter, wie ich es gern habe. Er ist mit der Welt nicht im Frieden, scheint es, und sagt, er wollte ein indischer Einsiedler werden, wie die waren, die Apollonius von Thyana aufsuchte. Er sieht wohl aus, und keine Abspannung ist in seinen Zügen sichtbar. Eine Beilage will ich hinzufügen von seinen Propos über Oken. Sie müssen es wissen und sich krank oder gesund lachen. Aber auch Knebel darf nicht wissen, daß ich es Ihnen so brühheiß erzählte. Aber vorenthalten kann ich es nicht. Es kommen an einem so festlichen Tage, wie der heutige, Freudenbezeugungen aller Arten zum Vorschein; da mag denn diese Leuchtkugel einer Okenschen Idee auch mit aufsteigen; das Meer wird sie wegspülen, wenn Sie sie nicht wollen.

Wir trinken heute Tee bei der Emilie im lieben Gärtchen; es wird mich schmerzen, ich sah es noch nicht wieder von innen; aber doch ist's ein lieber, lieber Platz. Ihre untertänige

Loloa.

Heute früh war ich im Park. Die Blumen sind wunderlieblich dieses Jahr, zumal die Winden; des Abends schließen sie sich, und ich sah sie nie nach Sonnen-

untergang offen. Heute früh lachten sie alle und wollten sich über den Tag freuen. Eine Blume möchte gern zu Ihnen gehen, und ich sende sie.

Beilage.

Eine der Ideen in der neuen Naturlehre ist, daß der Mund nur ein verlängerter Darm ist.

Alsdann erklärt der Meister, daß O. den süßesten Laut in der Natur einen Ton nenne, den wir nicht gern hören lassen wollen. Es sagt der Meister: Nun sollte ein Liebender nach dieser Theorie sagen: Deine Stimme tönt mir so süß wie ein . . . . .

Bei einem wohlbesetzten Tisch würde der Philosoph sagen: Gebt euch nicht die Mühe zu essen, sondern tragt gleich die Speisen dahin, wo sie durch euch hingelangen.

Die Tiere sind Schleimbläschen im Licht.

Die Pflanzen sind Schleimbläschen im Dunkel.

L. W., den 30. Julius 1811.

Gnädigste Fürstin!

Die Loloa sitzt eben schon wieder mit der Feder in der Hand; aber obgleich der Brief nicht so schnell fort soll, so wird er doch geschrieben, weil des Meisters zärtlicher Gruß auf dem Papier stehen soll, und heute noch. Diesen Morgen kam er zu mir und war gar freundlich und mild und mitteilend. Er fragte nach Ihnen, meine gnädigste Prinzeß, recht teilnehmend; da sagte ich ihm, daß ich Ihnen etwas aus den Memoires vertraut hätte; da war er recht weich und sagte mit aller Tiefe und Güte seines Gemüts, ich sollte Ihnen von ihm viel Herzliches sagen. Ich sage es gerade so, wie er es gesagt hat. Ich habe neulich wieder den kleinen Kunstroman in den Propyläen

gelesen „der Sammler". So etwas Graziöses und Heiteres und Verständiges in dieser Art gibt es nicht wieder, das sagte ich ihm; das freute ihn sehr, und ich fühlte, daß es ihn bewegte und freute. Karoline und ich sollen zu ihm kommen und die Zeichnungen aus dem Faust sehen, die, wie ich höre, meine allergnädigste Prinzeß sich aneignen will, daran Sie recht tun; denn Sie müssen sich eine Sammlung nach Ihrem lieben Sinn und Gemüt anlegen, Sie haben das Gefühl und können es auch. Also ist es recht schön, daß Sie es tun. Ich will sie nun auch recht noch ansehen, ehe Ihre lieben Augen darauf ruhen.

L. 25. Aug. 1811.

Ich muß Ihnen doch auch berichten, wie klug der Meister ist. Da er einmal seine dicke Hälfte im Bad mit hatte, so empfahl er sie der Obhut der Frau von Reck, der berühmten nämlich. Diese und ihre Nichte, die Fürstin Hohenzollern, haben sie protegiert und an alle öffentlichen Plätze eingeführt. Unter dieser Ägide ist ihr Ansehen und Ruf trefflich geblieben, und der Meister weiß seine Freunde zu brauchen. Jetzt hat sie hier keine brillante Bekanntschaft und ging neulich mit einem russischen Kurier und Sekretär, der überhaupt der Cicisbeo ist, während der Mann bei der Gesellschaft war, auf den Schießplatz. Seinetwegen würden wir sie gut aufnehmen, versteht sich, wenn sie sich aber selbst ihren Platz in der Gesellschaft sucht, wer kann das hindern? Wenn er nur nicht gekränkt wird. Das ist alles, was wir wünschen können.

Meyer ist wieder recht heiter, doch ganz mager geworden und hat seine Haare ganz abschneiden lassen; dadurch ist sein Kopf klein geworden. Ich hoffe aber,

es soll ihm nicht wieder übel werden. Seine klare Existenz tut einem so wohl. Der Verstand ist doch die schönste Erscheinung, die in jedem Moment des Lebens tröstend wirkt.

Ihre treue untertänige

Loloa.

Pr. 5. September 1811.

Kaum hatten Sie mir den Kunstroman in den Propyläen genannt, nahm ich auch meine Vorhallen zur Hand, die ich zwar schon seit einiger Zeit mir angeschafft, aber noch nicht hineingesehen hatte. Außerordentlich bin ich dadurch befriedigt. Aufs neue habe ich den Meister lieb gehabt und verehrt. In ihm verehre ich immer den Schöpfer in seinem Geschöpf, in der Fülle seiner Natur sehe ich den Wiederschein des Reichtums der ewigen Natur. Wie vor einem hohen Gebirge stehe ich vor ihm, das ich nicht zu erklimmen vermag, nicht zu studieren, nicht durchzukommen, das mir aber das Herz erhebt, nach dem ich blicke und sage, mein Heil kommt von den Bergen! und dessen hohen Empfindungen, die mir's einflößt, und die mir doch hin und wieder das Verständnis öffnen, ich treu mich hingebe. Ihnen kann ich es sagen, dem Meister nicht. Plump hingesetzte Lobsprüche schmecken so schlecht als der Tadel. Auch lobe und preise ich eigentlich nicht den Meister, sondern nur seine Natur.

Karoline.

L. 23. Nov. 1811.

Des Meisters Leben klingt nicht dem großen Haufen, merke ich, und es wäre mir leid, weil er empfänglich für die äußeren Stimmen ist. Mit rechter Wärme, wie man es ergreifen soll, fürchte ich, wird es nicht

aufgenommen, sonst sprächen wohl alle Menschen davon. Sie wird es freuen und ansprechen, nicht bloß, weil es vom Meister ist; es ist so ein reiches, schönes Gemälde des Lebens, der Verhältnisse jener Zeit, und er selbst steht als Gegenstand lieblich und freundlich da. Ich finde es musterhaft erzählt und so heiter gestellt, und begreife gar nicht, wie man sich nicht daran freut, und so wie man sich über nichts mehr freuen kann; denn es gibt doch nur einen Meister. Ich weiß nicht, ob ich mich täusche, oder ob die Welt kalt ist. Aber mich dünkt es so, als spräche man nicht genug davon. Ich glaube, die Welt wird so albern und hat kein Urteil mehr; wenn Goethe selbst nichts darüber sagt, so weiß man nicht, was man sagen soll. Und über sich selbst kann er doch nichts sagen. Daß man die Farbenlehre nicht mehr anerkennt, schmerzt mich auch. Ich wollte, der Meister wäre so höfisch gewesen, als Sie unter uns lebten, geliebter Engel! denn Sie hätten ihn und er Sie erfreut. Er ist gar oft an Tafel.

L. Sonntag abend (Dez. 1811).

Die geliebte Großfürstin hat mich heute auf eine rührende Art erfreut: sie hat mir eine Landschaft in Aqua-Tinta geschenkt, die eine Idee zum Monument für Schiller vorstellt. Es ist als Landschaft schön und als Gedanke ergreifend, und als ein Zeichen des Wohlwollens der teuren Großfürstin rührt es mich auch.

Ich habe diesen Bußtag mich bei Meyer zum Tee gebeten; da war er gar zu liebenswürdig. Ich will ihn oft besuchen, denn es tut ihm wohl, mit Menschen zu sein, die ihn verstehen; das ist jetzt das große Wort von der kurzen Ehe. Heute hat er mit mir (Meyer nämlich) und der Mazelet die Morgenstunden

verlebt und Kaffee bei mir getrunken; da haben wir vieles gesprochen, Kunstgespräche nicht, aber menschliche Gegenstände vorgeführt.

Sie haben, gnädigste Fürstin, einen Vandalen-Künstler, der seiner Herrin alle Ehre macht. Er heißt Kersting und hat große Tableaux in die Ausstellung gesendet, die vortrefflich sind in der Ausführung und Lieblichkeit.

Die Frau ist mit Adolph in Aschaffenburg, und ich hoffe, es ist ihr wohl da, so wohl, wie es ihr sein kann, denn die Erde ist auch ihr nicht mehr recht.

Karl wird Weihnachten zu ihr reisen und sich bei dem Großherzog auch zeigen; da werde ich hören, wie er sich ausgenommen. Ich sehne mich zuweilen recht, und bald wird auch die Sehnsucht nach Ernst angehen, denn er will gern fort, und seinen Fähigkeiten nach kann er auch gehen; aber dann bin ich recht einsam. Die Mädchen sind recht gut, zumal Karolinchen ist mir schon eine Gesellschaft; aber da die Söhne mehr vom Vater haben, sind sie mir noch rührender.

Meine arme chère mère verliert wahrscheinlich ihren Bruder; der Schlag hat ihn gerührt. Sie hat ihm das Leben zurechtlegen müssen; aber leider gelang es ihr nicht immer, er konnte nicht viel glücklich um sich machen.

Ihre ewig treue

Loloa.

Pr. Ludwigslust, den 24. Dezember 1811.
Dienstag früh.

Werners Büste steht, von ihm mir aus Rom verehrt, von den Douaniers wütend zerschlagen, als wahrer Märtyrer behandelt, aber von kunstreichen

Händen wieder gut geflickt, zum Lachen ähnlich auf meinem Tisch. Sein Anblick hat mir wieder Lust nach einem Brief von ihm an Seine Exzellenz den Phöbus in Weimar gegeben. Hat dieser, nämlich der Meister, nicht wieder einen Brief von ihm erhalten? Diese hat mir sein liebes Leben geschickt.

Karoline.

L. 5. Januar 1812.

Die bleibenden Güter, unter die ich den Meister zähle, gönnt mir, hoffe ich, das Geschick noch; auch Meyer, der mir auch recht nahe am Herzen ist. Diese Woche habe ich ihn beinahe alle Tage gesehen. Ich war bei ihm, sah neue, wunderbare Friedrichs. — Zum Déjeuner à la fourchette war ich bei Frau von Stein mit den Schweizer Damen und Meyer; gestern mit Emilie bei ihm, und heute hat er mit Mlle. Mazelet bei mir Schokolade getrunken; dreimal habe ich Tänzerinnen gesehen diese Woche, die Familie Kobler; einmal zum neuen Jahr am Hof, wo mir das liebe Prinzeß-Nichtchen versicherte, ich sehe aus wie die Jungfrau von Orleans, das hat mir sehr geschmeichelt, denn das ist ihre Heldin; dann Besuche gegeben, gehabt, und heute gehe ich zum guten alten Wieland. Da weiß ich gar nicht, wie die Zeit vergeht, und ich will immer so viel tun. — Im Plato habe ich zu lesen, die Geschichte von Schwaben, den Pausanias, zu zeichnen habe ich, die Kinder zu ziehen, mit Karolinchen allgemeine Geschichte zu lesen, mit Ernst zu konversieren, an Karl zu schreiben, und doch bin ich zuweilen, als wenn ich nichts vornähme.

Fischenich ist Präsident des Zivilgerichts in Aachen, das mich auch der Altertümer wegen sehr anzieht. Er ladet mich ein, meiner Gesundheit wegen hin-

zukommen. Wenn ich in ein Bad muß, und Doberan mir nicht Hilfe schaffen könnte, so reise ich an den Rhein hin, wenn ich Geld habe, wenn Ernst geht, wie er Lust hat (er wird jetzt so mächtig und gewalttätig und heftig, dabei lustig und artig; aber er kommt in die Jahre, wo die Natur aufbrauset; wenn er einmal fort will, so muß er es auch). — Wenn ich so mit den Töchtern bin, kann ich einige kleine Reisen und Abwesenheiten leichter machen, weil sie nicht so viel versäumen und bei mir lernen können. Ich sähe alsdann, wie Ernst sich in Heidelberg macht in einigen Monaten, und könnte dann weitere Verfügungen machen; sähe meinen Karl einige Wochen; das wäre freilich gut, schön, wenn es sich tun läßt. —

Der Meister, von dem Sie wissen müssen, bearbeitet Romeo und Julie fürs Theater zu Ihrer Frau Mutter Geburtstag. Neulich hat er bei ihr gelesen, da war er so erstaunend lieb und artig. Bei Fr. v. St. war er auch zum Geburtstag. Ich sagte ihm, wie mir seine Arbeit vorkäme, und hob einiges heraus; da kamen ihm die Tränen in die Augen. Er will uns nur nicht zu Hause sehen, glaube ich, denn er ist selten sonst so freundlich, mild und liebenswürdig gewesen. Le bon menage führt er auf wie auf Thespis Karren, die erste dramatische Vorstellung der Sage nach. Er fährt mit der dicken Hälfte, und der Sohn fährt, auf dem Schlitten nämlich. Den Sohn habe ich sehr lieb; er lebt aber ganz still und ernsthaft. Übrigens wird mancher Menschen gar nicht mehr gedacht bei ihm, z. B. der Bettina. Bei Meyer war er neulich morgens auch, und auch sehr freundlich. Ich denke mir, er hat sein Haus schließen wollen für die sogenannte gute Gesellschaft, denn Tänzer und Gaukler sieht er, wie in seinem Epigramm steht. Die

Sonntagsgesellschaft wurde auch voriges Jahr gar zu bunt und vielleicht zu prosaisch.

Die Loloa sitzt heute zu Ihren Füßen und plaudert, als säße sie im Malkabinett; sie könnte immer noch reden, aber der Brief möchte zu groß werden. Erstlich küsse ich die geliebten Hände und sehe im Geist den Irrwisch auf dem Tisch stehen, der die Exzellenz Phöbus verehrt. Ein eigener Brief ist erschienen von Werner vorigen Sommer schon, der Aufschlüsse über seine Religionsänderung geben soll; und er sagt, eine Stelle in den Wahlverwandtschaften habe ihn bestimmt.

Ihre untertänige

Loloa.

Pr. Ludwigslust, den 29. Januar 1812.
Mittwoch früh.

Geliebte Lolo! Ich weiß zwar nicht, wann ich diesen Brief an Sie schließe und wann er in Ihre schönen, weichen Hände gelangen wird, denn mit und vor ihm sollen noch ein paar andere entstehen; indessen ergreife ich eiligst die Feder, um Ihnen aus einem Brief vom Stifsprediger Horn die Ihnen schon erwähnte Stelle über Ihren Ernst abzuschreiben (welches ich sonst zu tun vergessen möchte), da sie mir eben wieder vor Augen kommt, indem ich beschäftigt bin, jenen Brief zu beantworten.

„Der junge Herr von Schiller ist nunmehr konfirmiert; beinahe ein halbes Jahr ist er zu mir „gekommen, und ich habe da Gelegenheit gehabt, „seinen Geist und sein Gemüt kennen zu lernen. „Er verdient Aufmerksamkeit. Neben der Fähigkeit, rein aufzufassen, das Gedachte fest zu verbinden und es mit einer prägnanten Kürze auszudrücken, neigt sich sein Sinn zu dem Ernstlichen und

„Großen. Phantasie und Vernunft sind in ihm „vorherrschend, und da er sich mit dem Wissenschaft-„lichen eifrig beschäftigt, so kann er vorzüglich werden. „Seinen Verwandten, den Herrn von Wolzogen, habe „ich vor, ich glaube, zwei Jahren zur Konfirmation „vorbereitet. Dieser war nichts als ein sinnlicher „Mensch; jener ist von feiner geistiger Art. Ich „wünsche von Herzen, daß seine leibliche Natur sich „stärken möge, dann wird seine gute Mutter hoffent-„lich viel Freude an ihm erleben."

Ich kann mir nicht anders denken, liebe Coloa, als daß Ihnen dies Gesagte viele Freude machen muß, zumal da es so einfach aus einem so wahrhaften Mund kommt, der seine Worte gewiß zu wägen weiß und nichts unbedacht sagt. Die Bemerkung, daß Phantasie und Vernunft vorherrschend in ihm wären, ist mir besonders auffallend gewesen, weil, wie Sie Sich erinnern werden, Goethe auf dem bunten Kreis, wo er nach Maß die Dispositionen der Menschen stellte, Schillers Charakter durch Vernunft und Phantasie bezeichnete.

Werden Sie nur niemals müde, mir zu schreiben; niemals werde ich satt werden, in Ihren Forsten zu lustwandeln. Arme, verlassene Coloa! Auch keine kurze Ehe soll für Sie mehr sein. Die muß aber wohl glücklich sein, unter des Großherzogs Obhut zu kommen. Grüßen Sie sie bestens von mir. Und daß Hufeland weg kommt, ist mir wirklich eine Art von Jammer; ich habe ihn so gern und habe Weimar doch auch gern und mag nicht, daß es so viel verliert, obgleich mich der Magnetismus jetzt so sehr interessiert, daß mir's auch lieb ist, wenn zu seiner Beförderung immer noch Schritte getan werden. Jetzt habe ich eigentlich erst die Sympathie gelesen, und, liebe Coloa, sie machte

mir große Freude! Nimmt der Meister nicht vielen Teil daran, und spricht er nicht davon? Bestens und angelegentlichst möchte ich übrigens dem empfohlen sein.

L. Weimar, den 5. Febr. 1812. Abends 10 Uhr.

Gnädigste Fürstin!

Die teure liebe Hoheit, der man wohl sagen kann, wie man zu dem Prinzen in Romeo und Julie sagt: „dächten alle wie Ihre Hoheit, so könnte man zu allen mit recht Ihre Hoheit sagen," hat mir gestern von selbst versprochen, ich solle es zuerst erfahren, wenn eine frohe Nachricht von der Ostsee anlangt. Sie sollten nur jetzt das liebe verklärte Gesicht sehen. Es ist als wenn die kleine liebe Tochter, die so wunderschön ist, auch der Mutter noch neue Klarheit und Milde gegeben hätte. Ich kann jetzt mich ihr so nahen und fühle, daß sie meine Liebe versteht. Sie hat immer ein Zeichen des Anteils und Gefühls zu geben.

Ich habe wunderbare Geschichten, aber nur immer Geschichten, die aber ganz eigen sind und meinen Glauben an die Gewalt der Geister übereinander erhöhen. Vor vierzehn Tagen ungefähr lebte ich noch ganz fremd und entfremdet mit dem Meister und liebte ihn, wie man die Natur liebt, ohne zu begreifen, daß sie einen ansieht, wenn wir sie segnen. Unsere Freundin St(ein) geriet auf die Gedanken, alle Papiere, die Sie auch sehen möchten oder sahen, zu zeigen. Ich durchblickte dieses wunderbare menschliche Wesen und klagte über das Schicksal unserer Freundin, und lebte recht in der Vergangenheit mit ihr, und es war, als schlösse sich mein Herz mit den leisesten Fäden an das ihre an, und ich gelobte ihr, sie nie zu verlassen, und meine Liebe solle ihr folgen bis

ins Grab. Ich komme von dem Lesen in eine Gesellschaft zu Fr. v. R., die ihn mit der dicken Hälfte bat, und er fing an so von der Vergangenheit zu sprechen, erzählte plötzlich von Sachen, die ich eben gelesen, von denen er historisch in den Briefen sprach, weil er eine Reise beschrieb, von der Familie Ihrer Frau Großmutter zum Beispiel, daß es mich unaussprechlich wunderte. Ich hatte ihm die hübsche Art erzählt, wie Henriette über sein Leben geschrieben. Ich gehe, um meinen Mantel umzunehmen, da kommt er, faßt mich bei der Hand, dankt noch einmal für die Mitteilung, sagt, daß es ihm wohl sei, mit jemanden zu sein, der seine Sprache verstehe wie ich, die ihn so lange kenne, daß wir uns nie fremd, noch fern sein könnten, und sagte noch: wissen Sie noch, „wie lange wir schon voneinander wußten, wie Sie noch da über den Bergen waren, über Kochberg hinaus?" (In diesem Augenblick hätte er gewiß auch die alte treue Freundin erkannt.) Ich wurde so weich, daß die Tränen mir kamen, und fühlte auch, daß ich ihn nicht verlieren kann. Aber diese sonderbare Stimmung gerade da, wo ich so recht in ihm lebte, seine Verhältnisse zu Fr. v. St. fühlte, das ist mir lieb und tröstlich, denn die Seelen kennen eine Sprache, die nie verstummt, wenn sie rein einst klang. Seit der Zeit sah ich ihn in dieser Woche öfter, auf der Redoute am Sonntag, und immer war er gleich freundlich und gemütlich. Ich bin aber auch treu, und wie den Tag nach unserer Zusammenkunft die Bettina wiederkam, die er gar nicht sehen will und wirklich ungerecht erscheint, so ließ ich es ihr nicht so merken, tröstete, gab Hoffnung und sagte, sie solle nur mild sein und reden, damit es sie nicht schmerze, wenn sie ihn einst ganz verlöre, und sie sich keine Vorwürfe

zu machen brauche. Meyer sagte neulich recht klug und wahr, es könnte gleich wieder anders werden mit ihr, wenn sie sich an die Frau wendete, aber das dürfe man ihr und ihm nicht sagen, weil sie unzuverlässig wären. Bei solchen launenhaften Menschen ist das ganz wahr.

Wie interessant war der Meister ehemals, wie weich, wie hat er geliebt, und wie konnte sich das ändern! Es ist mir ein Rätsel, diese Natur; wie hat die arme Charlotte leiden müssen! Ich habe das Schicksal dieser Menschen in diesen Tagen aufs neue gelebt und mit gelitten, und doch gäbe ich diese Ansicht nicht wieder zurück, und will lieber Leiden tragen helfen, als diese Blätter nicht kennen.

Nun zu Romeo und Julie. Ich soll Ihnen davon sagen. Es liegt die Übersetzung von Schlegel zum Grunde, aber manches ist so goethisch, daß man es bald fühlt; und wunderbar und groß geht der Geist Shakespeares über die Szene. Es ist eigentlich nur die Liebe geblieben, die rein durch das Stück hindurch geht, und alle andere Sachen sind nur angedeutet. Die äußeren Bedingungen sind alle erfüllt; die Schauspieler haben vortrefflich gespielt. Die Charaktere des Vaters, der Mutter sind nur angedeutet. Romeo, Julie, die Amme und Lorenzo sind eigentlich nur ausgeführt, und diese Personen haben ein vortreffliches Ganze ausgemacht. Graff als Lorenzo war so gehalten, so würdig, so liebevoll teilnehmend, daß er mir recht wohl tat. Sagen Sie unserer Henriette, daß Herr Malcolmi als Capulet seine wenigen Worte gut vorgetragen und sehr applaudiert worden sei. Das Ende ist, fühle ich, ganz vom Meister; denn, wie die Entwicklung sich auflöst, wie die Toten alle ruhen, schließt der Pater das Gewölb und sagte: so ruhe

auf ewig der Haß wie die Liebe in dieser Gruft. Er sagt's in schönen Worten, und die Loloa will nur den Sinn sagen. Man fühlt es recht, daß da nur Ruhe ist, und das trauernde Gemüt erhält die süße Befriedigung. Die Dekorationen sind vortrefflich und des Meisters würdig. Die Szenen der Zusammenkunft sind vortrefflich, und der Balkon so, daß man ihn zeichnen möchte. Ach, der Abschied von beiden ist mit dem von Max und Thekla zu vergleichen! — Wie ich mich über die Urteile geärgert habe, wie in poetische Wut geraten, will ich Ihnen nicht sagen. Aber man verkennt ganz das Stück, den Wert der Bearbeitung, und alles will nur richten. Wenn ich diese Menschen achten könnte, so würde ich recht böse; so ist es nur ein vorübergehender Zorn.

Ihre Frau Mutter und die Hoheit haben es rein gefühlt, das weiß ich. Ich habe es nun zweimal gesehen; am Montag war es wieder, und immer reicher und größer wird das Gemälde. . . .

Knebel war hier, am Sonnabend und Sonntag, und recht artig und liebenswürdig, nur zu geteilt, um alle Freunde und Freundinnen zu besuchen. In seinem stillen Zimmer ist er mehr für eine Freundin gegenwärtig, als wenn er hier ist, das weiß unsre Henriette schon. Er sieht aber wohl aus, und wenn die Füße nicht ein wenig schwer würden, so sähe man die Jahre nicht am Geist und Kopf. Denken Sie, geliebte Prinzeß, daß der Philosoph zu Ihnen einen Ruf hat, daß er sich freuen würde, Ihnen seine Leber-Theorien vorzutragen. Er hat mich versichert, daß ich immer hübscher würde, das klingt nicht philosophisch; aber er ahnet, daß ich meine Leber pflegen muß, glaube ich. Ich werde auch recht modisch jetzt, habe ein Korsett aus Glacé, einen modischen Schnitt der

Kleider, der Kragen, daß sogar Emilie, die viel verlangt, mit mir zufrieden war und mich gelobt hat. So müssen Sie sich also die Loloa ganz glänzend denken, dabei aber das Herz immer größer und die Sehnsucht ewig. Ich kann nicht sagen, wie Sie mir fehlen, wie Henriette, und zuweilen dachte ich, ich müsse an die Reihen gehen, Sie suchen, und es war mir, als streifte ich meine Hand an der lieben Gestalt, um die Ihrige zu fassen. Sie sind mir immer gegenwärtig, und Ihr Wohl und Weh ist in mein Herz und Leben verwebt. Meine Henriette fehlt mir auch. Und ich muß leider doch so artig mit der Welt sein, wenn ich keine freundliche Zusprache des Herzens habe.

Das liebe Prinzeß-Nichtchen hat mich wieder Mademoiselle Schiller genannt; es ist aber freundlich mit mir und läßt mich ihre Hand küssen. So ein Kind, dem der Sinn für Schicklichkeit und Anstand angeboren ist, gibt es selten. Sie waren auch so, meine geliebte Prinzeß.

Ich küsse die lieben Hände. Wie lebendig sehe ich Ihr liebes Bild, seit Ihr Herr Bruder mir erzählt hat! Es hat ihm auch so wohl getan, sich von Ihnen so geliebt zu wissen.

Ihre untertänige

Loloa.

L. Weimar, den 12. Febr. 1812.

Gnädigste Fürstin!

Den vorigen Sonntag war die feierliche Einführung des Herrn Gesandten, der sehr einfach und ernsthaft aussieht und sehr verbindlich ist. Um sechs Uhr wurde er von dem Kammerherrn Ziegesar und Herrn von Steuben in drei Wagen mit Fackeln abgeholt; der

Zug soll sehr ernsthaft ausgesehen haben; ich sah ihn nicht, weil ich noch mit meinem Anzug beschäftigt war. Bei Ihrem Herrn Vater, Frau Mutter, in den erbprinzlichen Zimmern, hatte er bei jedem Audienz, und um sieben Uhr waren wir alle im Saal, wo wir in einem Zirkel standen, der recht klein aussah unter den großen Säulen, weil wir wenig Menschen waren. In dem Marmorzimmer und Spiegelzimmer standen in allem zwölf Spieltische, und wir andern sprachen; es war Souper statt des Hofdiner, und der Meister sowie die Höheren blieben. Der Meister war gesprächig und hat mir und Tinette vom Tempel der Diana von Ephesus erzählt, der dasselbe Verhältnis wie der Saal hatte, die Säulen nämlich in der Breite; ihre Höhe war aber statt zwanzig, sechzig Fuß. So viel weiß ich von den Begebenheiten, meine teure geliebte Prinzeß, und Sie werden wohl nun das Ihrige dazu denken, um die Bilder auszumalen.

Der Meister ist sehr erweckt und freut sich, daß M. de S. A. so gebildet ist und sehr schöne Sachen über die fr. Literatur sprechen soll. Gehört hab ich es noch nicht selbst. Die schöne Marschallin, die einst bei ihm logierte, hat ihm ein prächtig Tintenfaß von Bronze gesendet durch diese Gelegenheit. Ein Deutscher, der in Regensburg, Frankfurt u. s. w. war, ist die zweite Person. Der Gesandte spricht nicht Deutsch; er sieht sehr kränklich aus und soll an der Brust leiden, und er hat eine stille sanfte Sprache.

Ernst ist auch ein rüstiger Tänzer geworden. Was der gute Horn sagt, hat mich innig gerührt und erfreut. Sie sind ein lieber Engel, daß Sie mir es sagen wollten. Ich denke täglich an Sie, stündlich, augenblicklich. Gott wird Sie segnen. Bei diesen menschlichen Begebenheiten, bei des Menschen Geburt,

fühlt man sich recht mit dem Geist und der Hoffnung, zugleich auch mit dem Himmel verbunden; denn der Schutz und die Kraft Gottes sind uns in solchen Momenten sichtlich nahe, wo die Kräfte der Erde zu schwach scheinen. Man erhält auch innere Kraft, wenn wir sie brauchen. Mein Segen, mein Gebet ist mit Ihnen! Ach, daß Sie fern von uns sein müssen! Wenn ich ein Kind von Ihnen auf dem Arm tragen könnte, jeden Fortschritt mit bemerken, das erste Lächeln. Ich soll immer noch wieder Freude auf der Erde suchen, wenn mein Sinn sich gleich gern von der Erde wendet.

L. 16. Mai 1812.

Gnädigste Fürstin!

Ich habe Schillers Bild bekommen, ein Miniaturbild von Emma Körner. Es ist viel Ähnliches in den festen Zügen, weil die Büste und das Graffsche Bild zum Grund liegen. Der Blick der Augen ist fremd und ist mehr schwärmerisch und weich als klar und geistreich. Aber unendlich lieb ist mir das Bild, denn nun kann ich es mit mir nehmen, wenn ich Reisen mache. Über die Reisen fällt mir unsere Emilie ein, die wohl in acht Tagen verreisen wird. Sie ist so beschäftigt, daß selbst die Staff klagt, daß man sie nicht sehen, noch ihr etwas jetzt sein könnte. Ich fürchte auch, sie zu oft zu sehen, denn es ist vielleicht auf eine lange Zeit, daß wir sie verlieren, aber nicht auf ewig. Wenn man eigentlich so allein in der Welt ist, so gewöhnt man sich auch alles allein zu tun, und die besten Freunde können nichts teilen; das schmerzt einen immer bei ihr, daß sie nur glauben muß, daß man sie liebt, weil man es ihr nicht zeigen kann.

Ich habe mir jetzt das Herz genommen mit meinem alten Wieland zu philosophieren, da ist er gar liebenswürdig. Die Schrift von Jacobi über die göttlichen Dinge und Schellings Antwort haben uns dazu veranlaßt, und Wieland hat eine große Freude, daß ich ihm etwas von Schelling zu lesen gab: „Die Welt-Seele."

Ich lese jetzt von neuem Ciceros Briefe, die er mir geschenkt, und ich will sie ganz im Zusammenhang studieren. Wenn der Kopf nur immer hell bliebe, um eine kleine Welt in der Welt zu bilden, denn in der kleinen inneren kann man Ruhe halten. . . .

Unser Meister ist in den böhmischen Wäldern und hat geschrieben. Eine wunderliche Sehnsucht wandelt mich an nach den böhmischen Wäldern. Möge es ihm wohl sein; wir wollen ihm alles Gute wünschen. — Ich will einmal meine beste Stimmung benutzen, um Ihnen über die Briefe zu sprechen, mein geliebter Engel! Sie haben mir einen großen Aufschluß gegeben, und sie sind sehr merkwürdig. Die Stelle aus Popens Brief der Heloisa fällt einem ein.

„And wished an angel when I loved a man."

Bei ihm ist das Menschliche recht sichtbar, und eben weil die Gefühle zu menschlich waren, so haben sie enden können. Es ist eine große Naturgewalt, der er selbst nicht zu entgehen vermag, die sein Wesen treibt und trieb, das fühlt man. Ein uns für diese Erde entflohener Geist war auch menschlich; aber so lieben hätte er nie können. Er hätte immer sich durch die Tiefe seines Gemüts an das Gute fest gehalten. „Die Leidenschaft flieht, die Liebe muß bleiben," sagt er so schön in der Glocke, und eigentlich bloß aus Leidenschaft konnte er nicht lieben. Dies trennt

die Charaktere beider Freunde und unterscheidet sie so schön.

Ich will zum Schluß noch das Gedicht in Ihre lieben Hände legen und Ihnen vertrauen, welches unsere Henriette wünscht, von Schiller, als er zehn Jahr alt war; man sieht schon das zarte Gemüt und die Liebe, deren er fähig war.

Ihre untertänige

Loloa.

L. 19. Juli 1812.

Über unsern Meister gehen so verschiedene Ansichten und Diskurse herum, merke ich an der Welt, und ich fühle, wir werden zu Schutz und Trutz wieder erneuern müssen, was wir uns gelobten. Selbst die, die ihn sonst liebten, sind lau; noch an dem Freund, den ich gestern sah, merke ich's wieder. Will man aber nur ewig sehen, wie der Meister sein sollte, und nicht, wie er ist! Es gibt wenig Menschen, ich möchte sagen niemand, über den so alles urteilen will; und alles will seinen Charakter und nicht den Genius schätzen, als wenn das doch getrennt sein könnte. Ein Mensch, der das Edle ausspricht, ist es auch; wo fände er sonst den Geist in sich? Am Ende werden wir ihn noch ganz allein rein lieben, und das wollen wir auch.

Ihre untertänige

Loloa.

Pr. Dobberan, den 15. August 1812.

Durch den Erbprinzen habe ich vom Meister auch einen sehr freundlichen Brief erhalten und ein paar hübsche Zeichnungen seiner Hand. Aus einem Brief von Rantzau aus Töplitz habe ich ersehen, daß der

Meister dort Komödie spielt, und das in einem von der Kaiserin verfertigten Stück. Ich bitte Sie, ist das wahr? und ist's wahr, um alles in der Welt, das Stück her, wenigstens genaue Nachricht davon.

L. Weimar, den 30. August 1812.

Gnädigste Fürstin!

Ich will Ihnen gleich Bericht erstatten von dem Stück, das der Meister durch sein Spiel verherrlichen sollte; es ist wohl wahr; und nach der Aussage der Frau Geh., die es meiner Schwester anvertraut hat, hat ein Gespräch die Veranlassung gegeben über die Materie, welches der beiden Geschlechter das Recht hätte, zuerst die Liebe zu gestehen. Man ist so weit gekommen es auszumalen, und der Meister hat eine Geschichte darüber erzählt. Die K. hat gemeint, man könnte sie dramatisch behandeln und hat sich eine ganze Nacht hingesetzt und das Stück verfertigt, worin der Meister die Rolle eines alten Onkels machen sollte. Er hatte schon eine große Allongen-Perrücke bestellt, als er krank wurde, und es unterblieb. So weit geht meine Kunde; erfahre ich mehr und anders, so sollen Sie es wissen, meine hochverehrte Herrin! Nach des Meisters eigenem Bericht werde ich den besseren machen. Er hat an seine Frau geschrieben, wenn er alles sagen wollte, was ihm Schmeichelhaftes und Erfreuliches geschehen wäre, so würde man es für Anmaßung halten können, und es wäre beinahe unglaublich. Es freut mich, daß er Ehre erfährt, und ich möchte ihm auch gern alle Kronen aufs Haupt setzen: die Dichter-, Bürger- und Heldenkrone. Auch mir und der Frau hat er sehr freundlich und gut geschrieben. Sobald ich sein Gedicht an die Kaiserin erhalten kann, sende ich es.

Die geliebte Hoheit erscheint einem eben immer wie ein Engel; sie hat einen Ausdruck von Milde, Lieblichkeit und will es andern wohl machen, wenn sie auch selbst leidet. Am Donnerstag Abend hat sie uns schöne Kupfer sehen lassen; da habe ich mich recht wohl befunden; unter andern hat mich ein Kupfer nach einer Handzeichnung von Raphael so bewegt: die sterbende Maria. Es sind nur vier weibliche Gestalten; sie liegt so edel da, und die schönen Formen sind leblos; die fernen Gegenstände sind im Nebel, und man sieht nur, daß, wenn der Nebel sich teilte, sie das Kreuz sehen würde, an dem ihr Sohn starb; es ist etwas Ahnungsvolles, Schreckliches und Schmerzliches in diesem Moment. Das Bild hat mich innig bewegt.

Lasen Sie schon alle Briefe von Johannes Müller? Sie sind prächtig. Überdies habe ich Fenelons Leben gelesen und Auszüge seiner Reden, Meinungen u. s. w. Ich bin auf die übrigen Dinge begierig. So ein einfacher, reiner Mensch ist wohl nicht leicht wieder unter diesen Bedingungen des Landes und der Verhältnisse erschienen. Über das Studium der alten Tragiker hat er Urteile gefällt, die ich gar nicht ahnete. Auch die Art, wie er den Télémaque behandelt, ist vortrefflich. Ich lerne ordentlich, indem ich lehre, denn Karolinchen muß auch mir Télémaque vorlesen; da sehe ich ordentlich ein, daß dieser allein hätte den Homer übersetzen können, weil seine eigene Einfachheit an die der Griechen grenzt. Auch Humes Geschichte lese ich mit großem Interesse.

Heute abend gehe ich zur Fr. v. St. Da nur jetzt Tees in den Zimmern sind, so werden wir nicht stets gebeten; wir haben auch robe courte an, sagt der Hoffourier, wenn er uns ohne Schleppen bestellt.

Pr. Ludwigslust, 15. Sept. 1812.
Dienstag abend.

Die eingesammelten Nachrichten von der österreichischen Kaiserin waren mir sehr interessant, und solch ein guter Anfang läßt mich auch noch umständlichere hoffen, aus des Meisters eigenem Munde gesammelt. Zugleich erhielt ich auch einen Brief von meinem Vater. Aus dergleichen zusammentreffenden Nachrichten hatte ich mir endlich ein Bild von jener Dame zusammengesetzt; aber leider von neuem ist mir's nun wieder zerstört, indem der Sänger Rantzau vor ein paar Tagen zurückkehrte, der auch in Töplitz gewesen war, aber mir Dinge erzählte, die gerade nicht zu meiner Vorstellung passen wollen; unter anderm, daß sie entsetzlich laut lacht, auch über Kindereien, von unendlicher Lebendigkeit ist, mit Begierde alles verschlingt, was ihrem lebendigen, geistreichen Wesen vorkommt. Das Stück soll gar nicht spielbar gewesen sein und der Meister sich krank gestellt haben. Ich habe noch auf dem Herzen Ihnen zu sagen, daß ich nicht ganz so mit seinem Gedicht auf die eine Dame zufrieden bin, als Sie es mir scheinen. Mir deucht, daß er vieles bequemer hätte ungesagt können sein lassen, ob es gleich sehr schön und vortrefflich gesagt ist. Die Östreicher sollen gar nicht damit zufrieden sein. —

L. 19. Nov. 1812.

Ich hoffe, Sie haben nun das Leben des Meisters. Der zweite Teil haucht mich ordentlich südlich an, und ich bin zu Hause in Straßburg, sehe den Münster, und alle Gegenstände, die ich auch sah, werden wieder lebendig. Ich will auch den Landpriester von Wakefield wieder lesen.

Im Morgenblatt fand ich, daß der Salzmann, von dem der Meister erzählt, neunzig Jahr alt geworden und jetzt erst gestorben ist. Was er über Herder sagt, ist so schön; die Schilderung seiner Schwester ist auch vortrefflich. Ich habe aufs neue Schutz und Trutz in mir erneuert und reiche meine Rechte nach der Ostsee hin zu der Ihrigen. Im ersten Teil habe ich die theologischen Ansichten so gern (ich las sie gestern erst wieder) die Geschichten der Patriarchen, wie er sagt, wie sie mit Glauben ausgezogen und als Kinder Gottes gehandelt haben. Wir machen uns diese beseligenden Ideen nicht bekannt genug; denn den Glauben, den die Erzväter hatten, sollen wir auch festhalten. Ich darf Ihnen wohl so sprechen? Bei Knebel, der doch ein bißchen ein Heide ist, aber weniger, als er es selbst meint, käme ich in Verdacht des Katholizismus, denn er hat neulich geschrieben, ich sollte mich davor hüten.

Ihre untertänige

Loloa.

Pr. Ludwigslust, den 5. Dezbr. 1812.
Sonnabend morgen.

Knebel schrieb auch neulich, daß er (Goethe) in Jena gewesen, und in einer milderen und mitteilenderen Stimmung als je, selbst für Knebel bei einigen Gelegenheiten äußerst wohltätig. Die Herzensgüte und Billigkeit, die man in seinem Leben bei ihm findet, habe ich ihm immer zugetraut, wenn er zuweilen den Menschen nicht so erschien. Was er sagt, daß man die Menschen gewöhnlich alle für gesund hielte, und was er davon ableitet, ist so wahr, wie überhaupt ein unermeßlicher Reichtum von treffenden und aus der Wahrheit ergriffenen Bemerkungen in diesem Buche enthalten sind.

Freitag früh, den 18. Dezember 1812.

Eigentlich hätte ich meinen Brief mit einigen Exklamationen anfangen mögen. Erinnern Sie Sich noch eines Sommerabends wo Sie mit der chère mère in der Geisblattlaube bei uns waren? Gestern dachte ich wieder recht lebhaft daran und freute mich sehr. Wie froh wird es der Person, die wir lieb haben, wohl ums Herz sein! Wie froh und dankbar wollen wir nicht sein, wenn sich bestätigt, was zu kommen scheint, ein neuer Tag. Beste Loloa, ich möchte Sie da haben und drücken, um auch handgreiflich meine freudigen Hoffnungen an Ihnen äußern zu können.

L. W. den 21. Jenner 1813.

Gnädigste Fürstin!

Ich muß Ihnen heute ein Wort sagen, mein Herz treibt mich, ob ich gleich lieber schwiege, denn ich möchte Sie nicht gern betrüben; doch kann ich nicht schweigen, und Sie werden fühlen, daß ich auch das Traurige Ihnen ungern sage. — Diese Nacht um 12 Uhr ist unser Wieland in eine bessere Welt eingegangen. Die Schwäche war zu groß; seine Natur konnte den Schlag nicht überstehen. Am Dienstag Nachmittag war ich dort; sah ihn nicht selbst, sondern nur die Töchter. Es war der kritische Tag, der aber ungewöhnlich leicht vorübergegangen, und er hatte selbst Appetit wieder und bestellte sich Essen. Ich hatte Glauben an seine Natur, die sich ungewöhnlich immer zeigte, und hoffte auch diesmal noch, aber vergebens! Gestern wurde er immer schwächer, und doch sprach er mehr als gewöhnlich und trank selbst eine Tasse Kaffee allein mit Kräften. Aber es war das letzte Auflodern der Natur! Wie viel verlieren wir alle! Bei seinem Alter diese Grazie, diese

Liebenswürdigkeit! Und je länger er lebte, je mehr empfand man die Hoffnung, er könne immer leben.

Die liebe Hoheit verliert auch so viel. Sie hatte ihn in den letzten Jahren soviel um sich, und sein immer heiterer Geist sah die Verhältnisse des Lebens so klar. Indem sie selbst leidet, denkt sie noch so großmütig fremde Leiden zu lindern. Ihnen darf ich es vertrauen. Hier sage ich es niemanden. Sie hat mir eben dreihundert Taler gesendet, die ich der Louise geben soll.

L. 26. Jenner 1813.

Gestern ist unser Wieland nach Osmannstädt gebracht worden. So einen Ruheplatz finde ich tröstlich und hoffe diese Ruhe noch vom Glück, daß ich ein Plätzchen besitzen soll, wo ich die heiligen Reste Schillers pflegen kann, mich auch dazu denken kann und in der großen Natur, wo die Sterne nur leuchten und die Sonne, ruhen werde. Einsame Vögel werden im Winter in den Zweigen der Bäume sich wiegen, und still gehe der Wanderer vorüber und weinende Liebe. Ich finde das Sterben recht süß, und Sehnsucht überfällt mich nach dem besseren Lande. Aber so geräuschvoll und mit so viel liebeleeren Menschen umgeben möchte ich nicht zur Ruhe gebracht werden. Man hat ordentlich Komödie gespielt; und Bertuch wird es recht prangend beschreiben. Unser Meister soll eine Trauerrede für die Loge arbeiten, die gewiß schön wird. Er ist vor mehreren Wochen bei dem alten Freund gewesen, und beiden war wohl zusammen. Auch war Wieland über den zweiten Teil entzückt; das freut mich und gibt noch eine freundliche Erinnerung und Nachklang des Lebens.

Für den Meister zittre ich eigentlich und möchte

es nicht erleben, und doch ist es wahrscheinlich. Meyer sagt, er sei wohl, und es gehe ihm gut. Seit dem schönen Gesang bei ihm sah ich ihn nur von weitem.

Gestern früh hatte ich eine schöne Stunde bei unserer lieben Freundin. So, hat sie befohlen, soll ich sie nennen. Sie will von mir Details wissen über die W. Familienverhältnisse. Da haben wir viel gesprochen über vieles. Man kann recht von Herzen jetzt reden, denn man darf ihr sagen, wie man sie liebt. Ich erfülle so gern ihre Aufträge, Wünsche, und mit dem strengsten Gefühl der Pflicht und Feinheit, ich möchte, daß diese nie, nie gegen sie verletzt werden könnte. Ich bin recht ermattet von inneren Gedanken und Hoffnungen und Täuschungen und wirklichem Schmerz; denn die vielen Trauerbilder trüben mein Gemüt.

Ich bitte Sie, geliebter Engel! lesen Sie doch die Übersetzung der Aeneide von De Lisle; ich habe gestern mich ordentlich daran erhoben.

Ihre treue, untertänige

Loloa.

L. 25. Februar 1813.

Gestern wurde wieder der 24. Februar gegeben; den kann ich nicht mehr sehen. So ein geschlachtetes Huhn bedarf's jetzt nicht, um die Schrecken im Gemüt zu erwecken und zu vermehren; denn ruhig bin ich gar nicht, doch gefaßt im Gemüt und ergeben. Aber die Frau, die gleich für alle Vorstellungen, die sie schrecken, als Heilmittel die rollenden Räder ergreift, steht immer auf dem Sprung und quält sich mit Vorstellungen und Erwartungen. Ich sehe nicht auf die Erde, sondern gen Himmel. Es sind viele Wolken

aufgetürmt, doch hoffe ich, ist der majestätische Ettersberg nicht hoch genug, daß die Wolken sich da anstemmen und brechen und über uns sich ausgießen; da könnten wir in unserm Ilmtale wieder an Überschwemmungen leiden. Wir wollen sehen, was die milde Luft tut, und vielleicht haben wir Frühling, ehe wir's denken, und die schwarzen Dünste vergehen, die uns noch Kälte prophezeihen.

Die Verse an Wieland sende ich Ihnen; die Präsidentin Fritsch hat sie mir gegeben; sie sind vom guten Horn und sehr fein gefühlt und ausgesprochen.

Ich sende Ihnen nächstens auch das Gebet, welches er am Dankfest gehalten, und wo er so schön über die Hoheit spricht. Es wird eben abgeschrieben.

L. 10. April 1813.

Die Rede vom Meister ist meisterhaft; so klar, schön, billig, verständig und mit so viel Geist.

Denken Sie, daß ich neulich in dem Tannengang an seinem Garten ganz einsam ging; da begegnete ich ihm; er war so freundlich, lieb und gut. Wir sprachen über seine Rede, die ich eben gelesen hatte, und er nahm mich mit in sein Haus, welches eben ganz ausgereinigt war. Ich sah den prächtigen Jupiterskopf, den er jetzt besitzt, und es sind recht die ambrosischen Locken, die der Vater der Götter schüttelt in der Ilias, ausgedrückt.

Ihre ewig treue, untertänige

Loloa.

L. Ruhla, den 6. Julius 1813.

Gnädigste Fürstin!

Ich muß meinem Herzen Luft machen, muß Ihnen ein Wort hinwerfen auf dies Papier; ob ich gleich

nicht weiß, wie bald diese Worte zu Ihnen kommen. Sie ahnen, was ich fühle, was ich verlor durch unsre ewig geliebte Henriette. So schmerzlich süß war es mir, Ihre geliebte Handschrift zu sehen, und doch so trauervoll der Inhalt nach so langer Entbehrung! Ich ahnte es und fühlte mich schon einsam im Geist, und es war mir, als fühlte ich ihre schöne Seele aus andern Regionen mir nahe. Ach, ich liebe Sie zu sehr, um nicht auch ohne Worte die Schmerzen zu ahnen, die Ihr liebes Herz treffen können. Wir sind uns nicht fern, geliebter Engel! Auch selbst wenn das Leben mich von Ihnen reißen wird. Wie uns unsre guten Schutzgeister nicht verlassen, die nun vereinigt sind, könnten wir auch vereinigt über sie weinen! Ach, die Welt ist so trübe, daß jede Aussicht, jeder Wunsch im Herzen erstickt, indem er aufkeimt. Wir sehen nicht mehr in dem Heute das Morgen, sondern sollen nur das Gestern sehen, was gewesen.

L. Weimar, den 18. November 1813.

Gnädigste Fürstin!

Ach, die schönen Hoffnungen, die glücklichen Erfolge erheben mein Gemüt; ich fühle nur die Opfer, die ich brachte, weil es mich schmerzt, daß ich jetzt nicht alles tun kann, was ich möchte, um meine Preußen, meine übrigen Verbündeten so zu empfangen und zu pflegen, wie ich wünschte. Wir haben viel gelitten, vom April bis Oktober, und mußten die Menschen nähren, die unter unser Dach kamen, mit dem, was wir so gern den Deutschen gegeben hätten. Dazu kam die Unordnung, die Roheit der hiesigen Behörden, die mir große Klagen erweckten. Das Ende dieser Szenen waren die kriegerischen Auftritte in unserm armen Land; über mir, meinem

stillen Hause zischten die Kugeln, und ich sah die Blätter von den Bäumen und die Vögel aus der Luft fallen. Jetzt ist der Erfolg unsrer Leiden so beglückt, und unsre Kinder werden besseren Tagen entgegengehen . . .

Ich hatte eine heimliche Angst, wieder herzukommen; Sie wissen, daß ich mein Haus als Schillers heiliges Andenken liebe. Ich habe es doch vor Gewalttätigkeiten bewahrt und unter Schillers Bild wie an einen Altar mich geflüchtet. Alle Nationen sind zu mir gekommen, um das Haus zu sehen; aus dem innern Rußland kamen Offiziere und wollten Bücher haben, die er geliebt und gebraucht hätte. Ich konnte sie nicht sprechen, weil sie nur Latein sprachen, aber es hat mich innig gerührt. Preußen, Livländer, Österreicher kamen zu mir und weinten mit mir; und die Erzählung von Schillers letzten Tagen beweinten sie mit mir.

Ihre

Lolo a.

L. Weimar den 2. Jenner 1814.

Gnädigste Fürstin!

Die Angst um meine Kinder, deren Schicksal ich immer weniger in der Gewalt habe, je älter sie werden, liegt mir in manchen Momenten recht auf dem Herzen. Es würde mich aber auch schmerzen, wenn sie nicht kriegslustig wären; und doch traure ich, daß ein hartes Los sie treffen kann, denn ich habe gar zu viele trübe Eindrücke bekommen in dem vorigen Jahr und alle Not dieses Geschicks empfunden.

Ernst ist auch so kriegslustig, und ich habe manches zu bedenken, denn seine Konstitution, wie seine Talente, möchte ich für andere Zwecke aufbewahren, und ich hoffe auch, es sind nur vorübergehende poetische

Gedanken, aber wenn sie aufsteigen, sind sie mir doch wie schwere Gewitterwolken.

Gestern war es recht glänzend am Hofe. Daß einem die liebe Muttersprache entgegenkommt, daß man brave Deutsche sieht, tut recht wohl! Ihr Herr Vater sieht ganz verjüngt aus und heiter. Ihr Herr Bruder hat sich die Uniform der Freiwilligen machen lassen und sieht sehr gut aus; ich habe gesagt, er soll sich für Sie so malen lassen. — Die pekeschenartigen Röcke geben etwas Altdeutsches, und dabei ist die Gestalt sehr gut ausgezeichnet. Werther, der Adjutant, ist bei Ihrem Herrn Vater (habe ich verstanden), sieht auch wie ein alter Ritter aus, aber einer, der den Pokal ebenso gern schwingt, wie den Säbel. — Ich habe ordentlich ein anderes Leben, und wenn ich erst über die Söhne sorgenfreier bin, und meine Kraft hergestellt ist, dann würde es mir noch angenehmer sein.

Die geliebten Nichtchen sind Engel, ich möchte sie mit Prinz Albrecht sehen. — Prinzeß Marie wird vortrefflich behandelt von der Martin, die ein rechter Segen ist. Prinzeß Auguste ist wie ein Kind auf einem englichen Kupferstich, so frisch, kindlich und gutmütig. Sie ruft mich so herzlich Iller.

Ich werde den armen Körners, deren Sohn leider geblieben ist, und die mich unendlich schmerzen, wissen lassen, daß sein Grab Ihnen nahe ist, daß Sie wie ein schützender Genius dort walten. Es muß die Eltern beruhigen; sie sind in der Verzweiflung. Jetzt hat er viel zu tun bekommen, er ist einer der vier Gouvernementsräte, und der Kaiser Alexander hat ihm den Annenorden gesendet. Er wird tätig sein, wird wirken; aber nur überheilen wird diese Wunde!

Ihre untertänige, treue Loloa.

Der Meister ist teilnehmend und freundlich, doch nicht ohne Sorgen.

Der dritte Teil ist nur in Aushängebogen erst sichtbar. Er hat mir zwei Bücher davon mitgeteilt, die wunderbar schön, lebendig und anziehend sind. Man wird ordentlich mit jung und aufgelebt.

L. 13. Jenner 1814.

Die Künstler werfen ihre Paletten hin, die Studenten ihre Bücher. Knebels Sohn ist auch Junker beim hiesigen Bataillon und ist schon fort. Ernst hatte große Lust auch zu gehen, doch ist er mit sich einig, hoffe ich. Er ist noch nicht in dem Alter und seine Gesundheit doch noch nicht so fest, als er es selbst denkt. Ich hoffe, er bleibt bei seinen Rechten, denn jetzt wird es erst wieder gut, Rechte anzuerkennen und zu üben, da es für Deutschland und Deutsche gilt, der Code N. vernichtet wird, hoffe ich, und ein neues Leben beginnt.

L. 15. März 1814.

Der Meister, dem ich heute früh ein Billet schrieb und vortrug, er solle Ihnen ein Exemplar des dritten Teils seines lieben Lebens senden, hat mir zärtlichst geantwortet, daß es ihm unmöglich sei, denn er habe nicht einmal die Aushängebogen zuhause. Er schreibt mir, daß er durch eine so gute Gelegenheit der Fürstin die neue Ausgabe von Hermann und Dorothea sendete. Der Schluß seines Billets ist recht traurig: „Ich hoffe auf Frühlings Anfang. Äußere und innere Leiden mischen sich so, daß man kaum weiß, woran man ist. Der Ihrige G."

Wenn ich nur wüßte, was ihm eigentlich abgeht. Über seinen Sohn habe ich manche Kämpfe. Ich

finde es natürlich, daß der Vater in seinem Alter alles tut, um ihn nicht Militär werden zu lassen; es ist doch eigentlich die einzige Freude, die er von seinem häuslich ehelichen Leben hat. Und dann hat auch der Sohn nicht den eigenen Trieb. Da es den Vater glücklich macht und den Sohn nicht unglücklich, so gönne ich es ihnen. Und doch gibt es hier und da Menschen, die die Achseln zucken darüber. Karl hätte ich um keinen Preis, auch wenn ich darüber gestorben wäre, abgehalten, denn seine ganze Existenz, sein ganzes Wesen wäre zerknickt gewesen, er hätte melancholisch werden können. Aber da August selbst nicht den Trieb hatte, so bin ich des Vaters wegen froh, daß seine Neigungen mit dem Glück des Vaters übereinstimmen.

Daß Sie so tätig sind, für die Kranken sorgen, die Krieger ausrüsten, das freut mich sehr; ich habe es aber schon geglaubt, ohne es zu wissen. Ich stricke auch Socken für die Soldaten; meine Lieblinge sind aber doch einmal die Preußen, und an diese richte ich im Geist auch alle meine kleinen Mühen und Arbeiten. Welche Kraft, welcher Mut lebt in dieser Nation auf! Wenn Schill noch lebte! Der brave Kettenburg!

Neues Bedeutendes kenne ich in diesem Moment nicht. Die Staël haben Sie näher aus Berlin. Was sie über Schiller sagt, ist doch sehr schön und wahr. Wir wissen wohl noch etwas anders zu sagen, aber es ist doch als aus ihrer Natur gesprochen, ein hübsches Aperçu. Mit des Meisters Charakteristik bin ich nicht so zufrieden.

Ihre treue, untertänige

Loloa.

(Hierhin gehört vielleicht das nachstehende abgerissene Blatt, dessen Anfang sich auf Goethes Sohn zu beziehen scheint; denn G. Frau lebte noch.)

die die Familie sehr beunruhigt. Ich hätte es in seiner Lage ihm nicht übel genommen, da er doch im Grund isoliert ist. Nur die Wahl war zu fürchten. Es ist eigen, daß Goethe die weibliche Natur so wahr schildert, daß er die kleinsten Züge schön aufgefaßt hat. Aber weder eine Leonore, noch Natalie sind ihm selbst im Leben begegnet, und was ihn umgab im Leben und in der Wirklichkeit, kann ihm den Glauben an seine Schöpfungen nicht erhöhen. Er soll oft sehr ernst und düster gestimmt sein. Seine Freundinnen können nur Wünsche für ihn tun. Er sieht wenig Menschen und immer nur einzelne. Er beschäftigt sich des Abends mit Diktieren. Seine einzelnen Aufsätze über die Naturstudien sind mir immer lieb. Er selbst hat es auch gesagt, daß das Studium der Natur und die Erfindungen der Phantasie im Nachahmen das Bleibende in allem sei. Wie würde ihm jetzt Schiller ein Trost sein, der wie ein guter Genius über ihm stand in früher Zeit! Wie viel ist im lebendigen Umgange dieser beiden Menschen zur Sprache gekommen!

L. Weimar, den 24. März 1814.

Gnädigste Fürstin!

Es ist mir recht erfreulich, daß der Meister öfter allein unsre geliebte Freundin besucht, denn da lernen sie sich am besten kennen; doch sagt ihr eigentlich W(ieland)s Geist mehr zu, ich kann mir es erklären, denn den Meister ganz zu verstehen, wie er ist, dazu gehört eine Poesie des Gefühls, die bei dem größten Verstand nicht so ausgearbeitet ist. Er will auch oft

erraten sein und spricht sich nicht klar selbst aus; man muß mehr mit der Liebe als mit dem Verstand dieser Natur entgegenkommen. Diese ganz rein sittliche Natur, und selbst die Einfachheit und Strenge der moralischen Ansichten im Umgang mit Wieland erwecken Ehrfurcht und kindliche Liebe zugleich, und das kindliche Hingeben und Ehren ist dem Herzen der geliebten Freundin so eigen.

Ich habe hier noch eine Angelegenheit vorzutragen, die ich sonst versäumen möchte, und ich eile damit. Ich lege eine Ankündigung von Beckers Not- und Hilfsbüchlein bei, wenn Sie es noch nicht kennen; Sie denken so tätig für das Wohl Ihrer Vandalen, meine Fürstin, daß ich wohl glaube, Sie halten das Buch für ein nützliches Geschenk. Jetzt kann ich auch sagen, Ihnen sagen, wie mich das Schicksal des armen Becker geschmerzt hat. Manche schlaflose Nacht hat es mich gekostet, wenn ich mir ihn hilflos, krank im Kerker dachte. Als ich in die Ruhl reiste, bin ich zu ihm gegangen und fand ihn besser aussehend als sonst, und mit einer philosophischen Ruhe über seine Gefangenschaft sprechend, die rührend ist. Er sagte so herzlich, daß Unglück immer auch heilbringende Folgen habe, denn auf seine Söhne habe sein Los einen sehr segnenden Eindruck gemacht. Sie wären so tätig und brav gewesen und kräftig, und die Liebe und Eintracht seiner Familie habe ihnen auch den Schmerz erleichtert um ihn. Es war mir, als müßte ich eine Wallfahrt tun, da ich in das Haus trat; man wird es noch erfahren, was der arme Becker gelitten, und wie seine Verfolger schändlich und klein sind. Fänden Sie unter Ihrem Güter besitzenden Hofstaat vielleicht auch Menschen, die sich für Becker interessieren, so weiß ich, Sie verbreiten diese Ankündigung gern.

Ihre treue, untertänige Loloa.

L. Weimar, den 17. April 1814.

Gnädigste Fürstin!

Wie anders erscheint die Welt nun, da wir den edlen Kaiser Alexander in Paris wissen, da von ihm aus auch ein höheres Geschenk, der Friede, ausgehen wird. Ich habe die ganze Woche in Poesien gedacht und hätte sie gern immer auch ausgesprochen. Den Sonnabend (11. April) früh kam Jagemann an, und die Hoheit, die eben den stillen Sonnabend in ihrer Kirche feierte, ließ auch ein Te Deum sogleich singen, und mit einer großen Volksmenge wurde sie in den Schloßhof begleitet. Man hat sie beinahe getragen; Damen, Schauspieler, alle Stände waren untereinander, und der laute Jubel erschallte. Sie ward ganz gerührt, die geliebte Fürstin, und sank beinahe atemlos auf einen Sessel in ihrem Zimmer. Dies weiß ich vom Hörensagen. Auf dem Markt wurde ein Danklied geblasen, und das ganze Volk sang mit; die Frau auch; sie war mit Herrn Bertuch eben dort. Ich kam später aus meiner Zelle, aber noch zu rechter Zeit, um Ihre Frau Mutter zu begrüßen, die einstweilen, als der laute Jubel erscholl, im Park spazieren war. Man brachte ihr auch ein Vivat, aber sie konnte sich nicht zeigen. Die Freude des Volks äußerte sich im Schießen; alle Feuerschlünde krachten, sogar kleine Kanonen brachte man neben das Schloß. Ich habe mich innig erfreut; denn sogar das Schießen hat mich nicht erschreckt, obgleich den Abend mein Kopf es wohl fühlte. Bei Prinzeß Marie sah ich und die Frau unsre geliebte Großfürstin, und wir haben sie recht herzlich umarmt. Gott hat es wunderbar schön gefügt, daß nach solchem Kummer solch eine Freude kam; denn als Moskau eingenommen war, weinten wir mit ihr aus Schmerz, jetzt aus Freude.

Ich muß Ihnen, gnädigste liebste Fürstin, doch einen seltenen, tröstlichen Traum erzählen, der mir sehr merkwürdig war. Als ich die Einnahme von Smolensk in den Zeitungen las, war ich in Rudolstadt und legte mich recht im Herzen verwundet nieder, weil ich nun fürchtete, es sei auch möglich, nach Moskau zu kommen. Früh morgens träume ich: ich sei in einer Stadt, wo Militär von allen Farben und Uniformen zuströmte, aber ohne Waffen. Ich sehe dem allem zu; auf einmal höre ich diese Menge rufen: wir gehen nach Moskau! Als ich mich darüber betrübe und ausrufe: ach Gott! steht Schiller neben mir, ganz in seinem gewöhnlichen Morgenanzug, mit einem heiteren Gesicht, und sagt: Ach, sie gehen nur zur Parade (zum Schein) nach Moskau. — Ich erwachte: es war heller Tag, und es war mir, als sei Schiller eben von mir gegangen. Ist das nicht wunderbar? So tröstend klar war alles; ach wäre es auch die Erscheinung gewesen! Als den Winter nachher die große Flucht begann, und ein toter Marschall nach dem andern durch unsre Tore gebracht wurde, die fliehenden halb erfrorenen Menschen ankamen, da fiel mir schon das Fruchtlose dieses Unternehmens auf, und jetzt ist es eine schöne Gewißheit, daß dieses Reich des Scheins zerstört ist. Ich kann nur historisch erwähnen, was alles geschehen ist in den Tagen unserer Freude. Sonntag war eine schöne Messe von Haydn in der Stadtkirche, alsdann Predigt, und hernach wurde das Te Deum gesungen. Die Kirche war sehr voll, und die Bürger fehlten nicht mit ihren Fahnen. Seitdem sie meine geliebte Fürstin aus unsern Mauern begleiteten, liebe ich diese Fahnen nicht mehr; denn daß ich Sie vermisse, bleibt dem treuen Herzen Ihrer Loloa doch Schmerz. Wären

Sie oder ich im Elysium, so würde diese Sehnsucht doch erst schweigen, wenn ich Ihnen nahe wäre. Abends war großer Ressourcenball, wo die Pauken und Trompeten tönten, ein Lied gesungen wurde. Montag im Theater war auch feierliche Begrüßung, und das Lied von der Ressource (welches Ihr Herr Bruder wohl senden wird), von Papageno gesungen, weil die Zauberflöte gegeben. Das ganze Schauspielhaus sang den Chor mit. Dienstag war Klubball, vermischter, denn die Hofsozietät kann nicht tanzen ohne große Hilfe, weil zu wenig Menschen sind. Mittwoch hatte ich eine Gesellschaft bei mir, Hufeland von Berlin, Gersdorf, Schardt und Frau. Es ward immer nur im Gespräche der Zeit gelebt. Mittwoch früh kam Adolph von Ihrem Herrn Vater gesendet, um die Entsagung des Throns zu verkündigen. Die Freude der guten Mutter können Sie verstehen! Adolph ist wohlbehalten, und der Umgang des Onkels tut ihm wohl. Gott wird seinen Segen geben, zum Guten geben. Auch Ihr Herr Vater hat ihn gelobt. Mein Karl ist in der Nähe Thielemanns, der die Ulanen unter sich hat. Den jungen Helden allen wird dieser schnelle Wechsel nicht so gefallen, wie uns; denn Karl ist sehr kampflustig; — doch haben sie ihre Ehre gerettet, ihren Willen gezeigt und werden nicht Opfer des Kampfes, denke ich. Wenn man so viel Schreckenbilder sah, wie ich, und alle Möglichkeiten des Unglücks, das im Kriege treffen kann, so ist's wohl zu denken, daß ich oft, wie von Furien ergriffen, die Furcht fühlte, daß auch Karl unter dem ehernen Gesetz der Notwendigkeit steht. Ich habe fürchten, aber auch auf Gott vertrauen lernen, noch inniger, tiefer, seit ich seine helfende, schützende Macht erkannte im Herzen; deswegen hatte ich auch Mut und klagte nicht.

Ihre treue, untertänige Loloa.

L. Weimar, den 18. Julius (1814).

Gnädigste Fürstin!

Indem wir hier unsre Stadt schmücken wollen, um Ihrem Herrn Vater unsre Freude zu zeigen über seine Rückkehr, geht der Meister durch die Straßen, mißt und rechnet, wie die Fische in Wielands Wintermärchen, die ich so gerne habe, und statt daß jene Fische von einer schönen Fee oder Mohren in die brennende Glut geworfen werden, so versengt die Sonne und die Hand der Zeit die Kränze und Blumen; der längst erwartete Herrscher zögert immer zu kommen. Auch der Fancon sitzt mit gelähmten Flügeln an seinen erträumten Lauben und hatte hundert Mädchen der Stadt geworben, die alle Kränze gewunden, und hatte Nischen ersonnen, Altäre von Moos, auf denen wohl geopfert werden wird, und die Mädchen sollten singen, was er gedichtet. Und alles wird nun verzögert! Während dem sitzt er an seinem Hause, und erzählt den Vorübergehenden, die er fest zu halten weiß, seine Ideen. Unser Meyer und P. Hand haben gestern ausgemacht, daß, wer ungestört und unaufgehalten (welches in diesen feuchten Tagen nicht ratsam ist), gehen will, nur bis an mein Haus sicher in der Esplanade wandeln kann. Während dem hat doch ein andrer Teil der Stadt dem geliebten Kaiser Alexander Kränze winden können; die meinigen hat er nicht gesehen, und ich verspare es bis zur Ankunft Ihres Herrn Vaters. Aber beleuchtet habe ich mein Haus den 16ten sehr hell, als eine gute Deutsche, die gern den Friedenstifter und Befreier von unwürdigen Ketten sich unter diesem Bilde denkt. Er war sehr liebenswürdig, gütig, sagt man, und hat den edelsten Willen geäußert für uns geliebte bekannte Freunde; und ich sah alles recht heiter aussehend. Daß die

Hoheit die Freude hatte, den geliebten Bruder einen ganzen Tag zu besitzen, und in der Stille, denn es war nur Familienzirkel, hab' ich recht im Geist mit genossen. Es ist das erstemal, daß er im Sommer hier war, und er hat den Park besehen und auf den Bänken beim römischen Haus gesessen, ganz allein mit der geliebten Schwester. Das hat mir selbst wohl gemacht, denn sie kann kein Glück empfinden, welches ich nicht mit treuem Herzen ihr gönne und wünsche. Ich weiß wohl, daß, wenn der Geist recht lebendig ist, man augenblicklich den Körper vergißt und sich nicht angestrengt fühlt; aber später fühlt man doch noch Erschöpfung, die sich vermehrt, wenn man sie übergehen will. Ich weiß es aus Erfahrung, mein geliebter Engel! Ich darf wohl dann und wann mehr Kraft anwenden, wenn auch eine längere Ermattung folgte, weil mein Tagewerk jetzt leichter mechanisch abgetan ist; denn meine eigentlichen Beschäftigungen fordern nur mäßige Geisteskräfte; denn denen, die um mich leben, wäre es jetzt noch nicht gut, wenn sie zu hoch gestellt würden. Ob ich gleich dies andern nicht sage, so wissen Sie doch, wie ich's meine; denn Sie wissen zu gut, wie viel schöne Jahre meines Lebens ich dazu anwendete, um dem geliebten Geiste zu folgen und ihm immer entgegenkommen zu können in jedem Gefühl; jetzt kann ich nur für mich allein die Schwingen zu heben versuchen, die mich sonst emportrugen, denn niemand versteht dies. Es ist mir viel geblieben, und wenn ich denke, welche Resultate in seinen Werken liegen, so ist dies ein Reichtum, der für ein ganzes Leben ausreichte. Aber ich habe doch noch mehr gekannt. Ich habe gelebt und geliebet; für ihn gelebt, und deswegen kann ich wohl sagen, daß selbst die geliebten Umgebungen

meiner Kinder mir nie ersetzen können, was ich hatte, daß also mein Geist, wie meine Hoffnungen den Moment überfliegen.

Den 19ten. Nach 3 Uhr.

Daß die geliebte Hoheit heute die Freude hat, ihre schönen Brüder zu sehen, teile ich auch in der Ferne mit; ich zweifle, ob wir sie sehen diesmal. Und es ist noch keine Kunde von der Welt zu mir gekommen heute, außer zwei Militärbesuche, wo ich aber auch von Ihnen gesprochen. Der Herr Adjutant Ihres Herrn Vaters, Baron von Vitzthum, wird Ihnen auch vielleicht in Böhmen zu Gesicht kommen; er war der eine, der andere ein Liefländer. Daß ein Preuße in der Zeit unsrer Angst mir versprach, einen Brief an Sie zu bestellen, und ihn selbst abholen wollte, rühme ich auch noch; glücklicherweise konnte ich alsdann durch die Post schreiben; aber es freute mich doch, daß er Anteil zeigte an meiner Sehnsucht nach Ihnen, und deswegen erzähle ich es.

Ihre treue untertänige

Loloa.

L. Rudolstadt, 25. September 1814.

Bei jeder Veränderung des Zustandes fühlt man erst, wie tief die Begebenheiten der letzteren Zeiten auf die Konstitution eingewirkt haben, und wie viel Lebenskraft durch die Unruhen und Hoffnungen schneller ist verbraucht worden, als in einem ruhigen, leidenschaftlosen Zustande. Da alles auf dem Spiel stand, was dem Menschen wichtig und heilig ist, so konnte man nicht ohne Leidenschaft Anteil nehmen. Bei allem, was ich empfinde, danke ich immer Gott herzlich, daß wir der Sklaverei einer fremden Nation

entronnen sind; — daß alle schönen Hoffnungen einzelner Guten in Erfüllung gehen, müssen wir in einer unvollkommenen Welt nicht erwarten; aber indem wir selbst das Gute zu wollen uns bestreben, wird es doch vermehrt. Hätten wir von allen Opfern keinen Gewinn als diesen, nicht mehr gegen unsre Neigungen handeln zu müssen, und nicht den Fluch unwahrer Verhältnisse ertragen zu müssen, so hätten wir schon Ursache, uns glücklich zu preisen. Dieser Zustand wird uns als Nation gewiß bleiben.

Von Wien hörte ich noch nichts. Unsere geliebte Hoheit war noch recht angegriffen, doch da sie das Reisen gewohnt ist, hat ihr vielleicht selbst diese Bewegung gut getan. — Ihr Herr Bruder kommt vielleicht auf seiner Rückreise hier durch. Unbeschreiblich schön ist die Gegend hier, und gestern abend habe ich lange das Bild des Mondes auf der Saale verfolgt. Sie sehen ihn vielleicht auf der Ostsee! „Länder und Meere zwischen den Liebenden! Aber die Seelen verlassen den staubigen Kerker und finden sich wieder im Paradiese der Liebe." Diese Stelle fällt mir oft ein, wenn ich an Sie, geliebte Fürstin, denke. Auch Schillers Andenken lebt immer so schön in mir in den Gegenden, wo wir uns eigentlich kennen lernten. Sein Geist ist mir nahe. Ich meine oft seine Worte zu hören, wenn ich die Plätze wiedersehe. Hätte nicht in den ersten Jahren unsrer Verbindung die Disharmonie in der Frau ihren Verhältnissen uns geschmerzt, wenn wir hier waren, so hätte ich auch von unserm Zusammenleben noch freundlichere Bilder. — Aber weil es ihr in ihrem Hause nicht wohl war, so strebte sie immer hinweg, und die Sorgen der guten chère mère, die immer das Band wieder knüpfen wollte, der isolierte Zustand Karolinens, alles machte

uns den Aufenthalt weniger lieb. Alsdann die Sorgen um Schillers Gesundheit, hier wurde er so krank. — Ach, die lebhaften Bilder der Vergangenheit, die wir uns aufzubewahren fähig sind, sind süß und schmerzlich zugleich; sie sind aber ein Beweis, und ein sehr gültiger, dünkt mir, wie wir in einer andern Ordnung der Dinge an der Vergangenheit Anteil nehmen werden, und die Gefühle, die uns hier glücklich machten, die rein geistiger Art sind, folgen uns auch in eine bessere Welt.

Ich habe mir des Meisters dritten Teil mit hierher genommen und finde von neuem einen Schatz darin; je mehr man darin liest, je reicher und schöner kommt einem der Geist darin entgegen.

L. Weimar, den 5. November 1814.
Sonnabends gegen 12 Uhr.

Gnädigste, geliebteste Fürstin!

Seit dem 28. Oktober bin ich wieder in den Mauern meiner zweiten Vaterstadt, denn ich schwebe wie mit zwei Geistern zwischen den beiden Städten.

Noch möchte ich Ihnen empfehlen, die Symbolik des Traums zu lesen von Schubert. Es ist leicht und kurz gesagt und unendlich schön. Ich habe eben heute mit Freuden erblickt, daß ihm die Leber auch so heilig ist; und da ich sie lange heimlich geehrt habe, so bin ich nicht wenig überzeugt von allem, was er sagt.

Unser Meister ist auch gesund zurückgekehrt und ist in seiner Vaterstadt geehrt und gepriesen worden. Er hat Besuche gegeben bei mir und sieht recht hell aus. Auch hat er vorigen Dienstag bei Ihrer Frau Mutter uns aus seinem Reisejournal gelesen, wo er

in seiner Schilderung der Rhein- und Maingegenden recht meine Sehnsucht erweckt hat. Ich möchte wohl, er öffnete sein Herz der Gesellschaft, und man sähe ihn öfter.

L. 3. Dez. 1814.

Wir sehen jetzt den Meister öfter in dem Zimmer der Frau Mutter, wo er über seine italienische Reise erzählt, Details ausmalt, und es ist unaussprechlich, wie sein Verstand immer klar und weit umfassend um sich blickt in allen Perioden des Lebens; er hat auf Dinge geachtet im Laufe seines Lebens, die wir gar nicht wähnen könnten. Während man ihn als eine leidenschaftlich bewegte Natur nur in seiner Phantasie lebend sich denken konnte, beachtete er das Große und Kleine mit Scharfsinn; er hat Bemerkungen über die National-Eigenschaften der Italiener, Züge beobachtet, die nur ein Mensch auffinden kann, der in der Welt weiter nichts vernähme. . . .

Der Meister las uns neulich auch ein Bruchstück aus der Kunstgeschichte Meyers, wie durch die Entstehung der christlichen Kirchen die Kunstwerke der Griechen zerstreut und zerstört wurden, wie oft die Griechen ihre Götter geflüchtet haben, und wie immer und immer der Geschmack der ersten Zeiten sich in die Gemälde vermischte. Die ersten Zeiten der Madonnenbilder sind alle nach griechischen Vorbildern, auch ohne Schatten meist. Späterhin entstanden schon die idealen mit den wirklichen verschmolzen. Doch Sie wissen es wohl besser als ich, da Ihnen Meyer über die Kunstgeschichte Vorlesungen hielt. Nehmen Sie es nicht ungnädig, wenn ich Ihnen meine Weisheit, die ich gesammelt, vortrage.

Pr. 14. März 1815.

Nach Tisch. Da war ich, als die Nachricht von Napoleons Entweichung eintraf. Was soll denn das geben? ich bin seiner und alles, was zu ihm gehört, so satt, daß mir für den Augenblick die ganze Geschichte nur eklich ist. Indessen denke ich, daß vielleicht der Himmel, der ihn schon oft mit solchem Succeß als Strafrute gebraucht hat, ihn gleich einem Sturmwind nur so für den Moment losläßt, um die sich jetzt Beratenden und Verwirrenden in einen heilsamen Schreck zu setzen, daß sie sich besinnen, die Zeit sei edel, und seine fünf Sinne zusammenzuhalten, täte uns not. Diese Guten bedürften wohl der stärkendsten Kräuter zu einem Kopfbade. Die müßten indessen von ganz absonderlichen Kräften sein, unter besonders günstigen Gestirnen ausgestreut und von den Engeln selbst gepflückt. A propos von Wien: Mein Minister, den ich doch wegen Werner befragen mußte, hat ihn predigen hören und schreibt, daß seine Predigten interessant zu hören wären, aber sublime Dinge mit trivialen im Kapuzinerton vermengt und alles wie eine Stimme der Offenbarung vorgetragen. —

Pr. 4. April 1815.

Soeben kam ein Brief vom 29. aus Wien, da ist von einem des Napoleon an seine Kaiserin die Rede, den er gleich bei der Landung durch einen Parlamentär an Gf. Bubna an sie befördern wollte.

Er spricht darin que les peuples l'avaient appelé, und endigt damit: ma chère et bonne Louise, tâchez de me joindre au plus tôt. Ich möchte gar zu gern, daß Nap. ewig der Franzosen Kaiser bliebe, wenn er nur nicht über die Grenze kann. Meine Kinder lehre ich doch ganz gewiß in der Naturgeschichte,

daß die Franzosen Franzosen, d. h. eine den Menschen untergeordnete Klasse von Geschöpfen sind. Dies wird ihnen weit richtigere Ansichten über vieles geben.

Des Meisters Festspiel wird ja schon in Berlin gegeben. Ich habe mir es dorther bestellt. Einen neuen Lebensteil dürfen wir wohl auch erwarten?

Die armen Körners dauern mich ganz außerordentlich. Wissen Sie nichts von ihnen? Ich höre, die Tochter soll auch hier beim Bruder begraben werden.

20. April 1815.

Daß der Meister krank war, habe ich recht bedauert. Gucken Sie ja in seinen Garten, und in einem vertraulichen Stündchen sagen Sie ihm auch von mir, daß ich ihn recht lieb hätte. Sagen Sie das nur so crument, ich scheue mich nicht davor.



2. Heinrich Voß.

Heidelberg, den 12. Februar 1807.

Vor einigen Tagen schreibt mir mein Freund Ukert, daß ihn Griesbachs in Ihrem Namen als Lehrer der drei Kinder engagiert hätten. Er war, als er diesen Brief erhielt, noch nicht ganz von der Oehringschen Unterhandlung los und wird daher noch nicht bestimmt und entschieden geantwortet haben. Da ich aber bestimmt sagen kann, daß Ukert nicht nach Oehringen geht, so nehme ich auch nicht Anstand, Ihnen jetzt schon meine Freude zu bezeugen, daß mein Freund in Ihrem Hause eine Aufnahme finden wird. Er wird auch Ihnen, gnädige Frau, ein nicht unwillkommener Gesellschafter sein, und besonders gerne vorlesen, wie Sie dieses ja zu lieben pflegten. Nur einen kenne ich, der noch vorzüglicher sein möchte, meinen Universitätsfreund Solger in Berlin; an den dachte ich lange und schon vor zwei Jahren; aber er wäre aus Berlin nie weggegangen. . . .

Heute sind es drei Jahr, als ich nach Weimar kam, um mich zu präsentieren. Mit Rührung denke ich der herzlichen Aufnahme, die ich bei Goethe fand, und in Ihrem Hause, von Ihnen und dem edlen, so freundlichen und liebreichen Schiller. Was hat sich alles zugetragen in diesem kurzen Zeitraume!

Unsere Akademie wird eine förmliche Juristenakademie. Ich bin noch soeben ins Paradies mit ein=

geschlüpft; bald wird die Pforte geschlossen sein und ein Engel mit feurigem Schwerte zur Wache davor gestellt werden. Görres ist seit einem halben Jahre hier und liest mit Beifall; er ist ein wunderbarer Mensch, kalt von Herzen, aber mit glühender Phantasie, mehr originell als klar, mehr witzig als wahrhaft; denn einem Einfalle zu Liebe gibt er Deutlichkeit und Bestimmtheit preis. Wenn man ihn reden hört, so glaubt man, der innere Mensch sei ganz vom äußern getrennt; er sitzt wie eine Sprechmaschine, keine Miene, keine Bewegung des Körpers, selbst sein Auge nicht entspricht dem, was er sagt. Auch spricht er nie unaufgefordert, sondern sitzt stumm und unbeweglich in der Gesellschaft. Seinen Zuhörern gefällt, was er sagt, aber keiner weiß anzugeben, warum ihm der Lehrer gefällt, keiner kann wiedererzählen, wovon die Rede gewesen sei. Man fühlt sich amüsiert durch ein ewiges Bildergegaukel; es behagt, wenn die Phantasie so von einem glänzenden Bilde zum anderen hinüberspielen kann; die jungen Leute fühlen sich bei ihm ganz von logischen Fesseln frei, und das scheint das Bequemste. An Geist hat er mit Jean Paul Ähnlichkeit, nur scheint mir dieser reeller und gründlicher zu sein. Jean Pauls Levana hat sehr viel Schönes und ungemein Herzerhebendes.

Vor vierzehn Tagen etwa wurden wir durch einen unvermuteten Besuch des Herrn von Wolzogen recht freudig überrascht. Aber der liebe Mann konnte nur kurz bei uns bleiben und kaum in Ruhe Kaffee trinken. Ich verordnete, daß ihm Schillers Tasse vorgesetzt wurde, die ich, solche Fälle ausgenommen, wie ein Heiligtum, wie eine teure Reliquie bewahre.

Heidelberg, den 7. März 1807.

Sie haben schon eine günstige Meinung für unser Heidelberg, Sie werden Sie noch mehr bekommen, sobald Sie Heidelberg erst in seiner jetzigen Gestalt kennen lernen. Die Trauben sind hier schön, aber die Traubenluft ist noch schöner, die macht uns hier geschickt, uns der Trauben freuen zu können. Ein gar herrlicher Schlag von Menschen und ein echter deutscher, behaglicher Ton, der das Ganze hier zusammenhält und gleichsam alle zu einer Familie vereinigt. Obenan unser Jung, den ich wahrlich einen Apostel nennen möchte. Er hat in seiner Miene viel Energisches und dabei eine fast kindliche Unschuld, die sich bei jeder Gelegenheit im Gespräche kundgibt. Er nähert sich schon dem Greisesalter, aber er bleibt ein schöner Greis in Jünglingskraft. Das war Gleim auch; aber Gleim war für seine Jahre zu ungestüm. Jung ist weit milder und inniger. Beide sind jetzt in Karlsruhe, Jung als Freund und Gesellschafter unseres alten guten Großherzogs. — Daub ist einer von den Männern, die aller Leute, auch der verschiedenartigsten, Liebe und Zutrauen gewinnen — eine solche Bravheit und Offenheit, ein so heller klarer Verstand und so umfassender Geist! Er erinnert mich unaufhörlich an Schiller, und doch habe ich mir nie sagen können, daß er mit Schillern eine andere Ähnlichkeit habe, als — daß man beide unwillkürlich lieben und verehren mußte. Beide sind ganz verschieden ausgebildet. Daub neigt sich stark zum Mystizismus hin, ich möchte ihn mit dem Verfasser der Reden über die Religion vergleichen. Daub ist ein gar zärtlicher Vater von zwei allerliebsten Kindern. Mit seinem kleinen Georg, der zu laufen anfängt, habe ich ihn oft, wie Schiller mit der kleinen Emilie, spielen sehen. Creuzer

ist ein recht wackerer und geistreicher Mann; allein Zutrauen kann ich nicht zu ihm gewinnen. Sein Charakter ist versteckt und zurückhaltend, was ich anfangs für eine Art von Blödigkeit hielt. Desto offener ist Schwarz, wiewohl diesem die Eigenschaften fehlen, die Creuzer so interessant, und — wo nicht als Freund, doch als Gesellschafter so liebenswürdig machen. — Gar liebenswürdig ist die Mamsell Rudolphi, besonders wenn man sie in ihrem Hause als eine geschäftige Wirtin sieht. Sie versteht die Kunst, es jedem Besuchenden so recht behaglich in ihrem Hause zu machen, und man darf wohl sagen, daß der Frohsinn in ihrer Nähe wohnt. In ihren Gesprächen ist sie geistreich, lebhaft, gutherzig; jeder hört ihr gerne zu. Manchmal überfällt sie die Nücke, brillieren zu wollen — und zwar durch Moralität, und das ist freilich nicht ihre angenehmste Seite, da sie sie aber so selten zeigt und so viele andere liebenswürdige Seiten daneben hat, so darf man wohl in ihrem Namen Toleranz fordern. Sie ist auch durchgängig hier beliebt und als eine Dame von dem vortrefflichsten Charakter geschätzt. Mein Bruder Abraham ist Hauslehrer bei den Mädchen ihres Instituts und führt dort ein sehr glückliches Leben. — Mit allen diesen Genannten möcht' ich Sie, gnädige Frau, noch so gerne bekannt machen. Sie schreiben, Sie wollten hier Ihren Glauben an redliche Menschen befestigen. O gewiß, die sind hier; und was das Schöne dabei ist, sie vereinzeln sich nicht, sie fühlen das Bedürfnis, sich wechselseitig zu unterstützen, zu gemeinsamen hohen Zwecken zusammenzuhalten. Das ist eben das, was Heidelberg so sehr von andern Universitäten unterscheidet: es herrscht hier Gemeinschaft.

Vor vierzehn Tagen feierten wir den Geburtstag

meines Vaters in einer Gesellschaft von siebenundzwanzig Personen, die meine Mutter geladen hatte. Wir setzten uns — nach dithmarsischer Weise — an sieben kleinen Tischen immer vier und vier zusammen, und meine Mutter mit vier selbst gewählten jungen Mädchen besorgten die Aufwartung. Die gute Mutter war den Abend recht fröhlich und die übrige Gesellschaft nicht minder. Gesungen ward viel — auch Schillers Reiterlied und der Hymnus an die Freude — und dann Claudius Rheinweinlied, welches in der Nähe des Rheins und der Vogesen noch einmal so herzlich klingt. „Nur ein Geburtstag kommt im Jahr," war der Wahlspruch, dem wir nachlebten. Da ich einige Tage vorher meine Professorbestallung erhalten hatte, so war die allgemeine Freude um so lebhafter. Mein Vater wurde von der Rudolphi und Kirchenrätin Schwarz (Jungs Tochter) mit einem Lorbeerkranz geschmückt, und unsere katholische Hausmagd behauptete, er habe darin „so rührend, wie Christus mit der Dornenkrone" ausgesehen. Auch Schillers Tasse, die nur an hohen Festtagen zum Vorschein kommt, ward diesmal unter die übrigen gestellt, und ich reichte sie der Rudolphi.

Mein Vater ist unbeschreiblich froh, daß er mich wieder bei sich hat; sein Plan nach Würzburg, in welchen ich nicht einstimmen konnte, scheiterte, und seit der Zeit hat er die Hoffnung, mich wieder bei sich zu sehen, fahren lassen. Jetzt haben wir schon mehrere Arbeiten verabredet, die wir mit gemeinsamen Kräften ausführen wollen; es ist mir eine gar schöne Aussicht, daß ich beitragen kann, sein angehendes Alter zu erheitern; auch daß ich ihn durch mich mit der Akademie in Verbindung sehen kann. Mein Vater schreibt sehr an einer Schrift gegen Körte, die stark wird.

Jakobi, der von diesem Gleimiden neulich auf eine sehr entehrende Weise angegriffen ist und nicht antworten darf, weil er alles, was in Zukunft von Körte kommt, zu ignorieren angelobt hat, wird sich freuen, daß ein anderer statt seiner redet. Aber, aufrichtig bekannt, Jakobis Sache gegen Körte steht nicht ganz rein; ich hoffe, meines Vaters Sache wird reiner sein. . . .

Daß der herrliche Goethe sich so wohl befindet! Gott segne ihm die neue Badreise, wie die vorige. Nun kann ich recht mit Ruhe an ihn denken, denn ich habe die Überzeugung, daß ihm ein ruhiges, mildes Alter zuteil werden wird. Wie elend war Goethe in der Zeit, als uns der teure Schiller entrissen ward. Noch stündlich denk' ich dieses Edlen, Herrlichen, und wenn ich mich recht erquicken will, so lese ich den freundlichen Brief, den ich von ihm besitze, und besehe die Reliquien dieses verehrten Heiligen.

Wenn Sie den Geheimerat Goethe sehen, so bitte ich Sie, mich ihm zu empfehlen. Nächstens schicke ich ihm etwas, was gestern in meine Hände geraten ist und ihm Freude machen wird.

Heidelberg, den 15. April 1807.

Meine gute Mutter fängt nun auch an, sich recht zu erholen; den Tag über ist sie mit meinem Vater in unserem neuen Garten und pflanzt Bäume, von denen sie noch viele Ernten zu erleben hofft. Auch Sie, liebe Frau Hofrätin, sollen uns im Herbst einen Baum pflanzen, wie mehrere unserer hiesigen Freunde, und einen pflanzen wir gemeinschaftlich dem Andenken unseres teuren Schiller.

Ich habe vor kurzem Hubers Leben gelesen, von seiner Gattin geschrieben; dabei konnte ich einen

Wunsch nicht unterdrücken, den ich Ihnen mitteilen muß: daß Sie ein Leben Schillers nicht bloß in Grundzügen entwerfen, sondern mit aller Ausführlichkeit und Umständlichkeit darstellen möchten. Ich denke dabei durchaus nicht an das größere Publikum, sondern einzig an Sie, und besonders an die Kinder. Es kann nicht anders sein, eine solche Arbeit, während der Sie die schönen Tage der Vergangenheit noch einmal mit Innigkeit durchleben, muß Ihrem Herzen wohltun. In seinen Schriften hat sich Schiller selbst das edelste Monument seiner Größe und Göttlichkeit gesetzt; aber seine menschliche Seite — und diese war an dem Göttlichen die göttlichste — fordert auch ein Monument, welches nur Sie errichten können. Wer kennt Schiller als Gatten, als Vater, als Dulder, als Hausvater, als Freund, als heiteren Gesellschafter! Und so viele Eigenschaften, für die ich bei ihm keinen Namen weiß, die nicht genannt, aber von einem liebenden Gemüte auf das vollkommenste dargestellt werden können. Aber ohne Rücksicht auf das Publikum, schreiben Sie einzig für Ihre Kinder. Karl, der seinen herrlichen Vater am meisten kannte, war doch zu jung, als daß er ihn ganz hätte kennen können; und manche Erinnerung wird in seinem Gedächtnisse schwach werden, manche ganz verlöschen. Von Ernst und Karolinchen gilt dies noch weit mehr, und besonders für das kleine arme Emilchen, die ihren Vater ja gar nicht gekannt hat. Schreiben Sie für die, schenken Sie der Kleinen auf diese Weise ihren Vater wieder. Nur Sie können eine Darstellung liefern, in der sich Schiller selbst mit Freuden würde erkannt haben. Dies ist der Wunsch, verehrte Frau Hofrätin, der mir seit einiger Zeit am Herzen liegt, und der vor einigen Tagen beim Anblicke von Schillers

Bilde, welches mir die Griesbach schickte, sich so lebendig erneuerte. Dies Bildnis hat mich mit wehmütiger Freude erfüllt; es hat etwas von den traurigen Zügen, die ich auf Schillers Gesichte sah, als ich die erste Nacht bei ihm zubrachte. Auch in der Haltung des Kopfes liegt etwas Leidendes. Ich sah Schiller auch in fröhlichen Stunden, und die Miene, die er dann hatte, war gewiß seine wahre, ursprüngliche; aber auch dies Bild hat Wahrheit für andere Zustände seines Lebens, in denen der Schmerz vorwaltete. Die Ruhe, die in dem Gesichte herrscht, erquickt mich; ich habe es ohne Tränen im Auge nicht aus der Hand legen können.

Heidelberg, den 16. Juni 1807.

Der Sterbetag unseres entschlafenen Schiller ist diesmal auch von einer Anzahl Heidelberger auf eine würdige Weise gefeiert worden. Herr von Sydow gab uns ein Deklamatorium in einer geschmackvollen Auswahl von Schillerschen Gedichten und Monologen, von denen die herrlichen Worte des Glaubens den Beschluß machten. Es war der allgemeine Wunsch der Versammlung und dessen, der uns durch seinen geistvollen Vortrag so innig bewegte, daß der Gattin und den Kindern des Entschlafenen ein kleines Denkmal dieser feierlichen Stunde möchte übersandt werden. Mit Freuden habe ich die Übersendung übernommen. Nur wenige Zuhörer waren zugegen, denn die Anzeige vom zu haltenden Deklamatorium konnte nicht allgemein und nicht schnell genug verbreitet werden; aber die kleine Versammlung enthielt herzliche Verehrer des Unvergeßlichen!

Ihr letzter Brief enthielt traurige Nachrichten, den Tod der edlen Amalia und die Krankheit des Fürsten

von Rudolstadt, der ja seitdem auch gestorben ist. So scheiden die Guten aus Weimar; einer nach dem andern geht zur Ruhe. Ich begreife die Größe dieses doppelten Verlustes für Sie ganz. Amalie wird ewig in der Liebe und Verehrung der Weimaraner zunächst und dann Deutschlands fortleben; sie ist die Stifterin von vielem Guten, das nicht untergehen kann. Goethes Rede ist herrlich, einfach und rührend durch dies Einfache. Der Fürst von Rudolstadt, den ich nie gesehen, und von dem ich nie etwas vernommen, ist mir immer liebenswürdig vorgekommen durch seine Kinder, von denen ich vier kenne. Daß es dem Ukert so wohl in Ihrem Hause gefällt, und daß er Ihnen so gefällt, ist mir gar erfreulich; ich liebe den Ukert von ganzem Herzen. Von Kindheit auf liebten wir uns wie Brüder, lebten in und miteinander, strebten zusammen, genossen jede Jugendfreude nur gemeinsam miteinander. Ein widriges Los verschlug ihn nach Danzig, als ich in Weimar war, und jetzt, da wir wieder hätten zusammenleben können, führt mich das Schicksal in ein anderes Land hin.

Heidelberg, den 7. Juli 1807.

Ich habe soeben meine Kollegiengeschäfte beendigt und sehe drei herrliche Stunden vor mir. Diese sollen Ihnen und der Mitteilung einer großen Freude geweiht sein, die uns vor einigen Tagen zuteil wurde. Ich habe einen herrlichen Mann kennen gelernt, einen Freund von Ihnen, von Ihren Kindern, von unserem entschlafenen Schiller, einen Mann, den Sie mehrmals einen edlen Mann genannt haben, den teuren, lieben Herrn von Gleichen aus Rudolstadt. Ich bin einen ganzen Tag mit ihm zusammengewesen, und der Tag wird mir unvergeßlich sein.

Einen herrlichen, liebenswürdigen Mann nennen ihn auch meine Eltern und bedauern, daß er so frühe uns wieder verlassen mußte. Von unserer neuen Wohnung, von der herrlichen Aussicht, die wir aus allen Fenstern genießen, wird Ihnen der Herr von Gleichen gewiß erzählen.

Mein Arbeitstisch steht so, daß ich beim Aufblicken die reizendste Aussicht vor mir habe, drei Berge bis an die Spitze grün von Wein und Kastanien, und zwei fruchtbare Täler dazwischen mit Korn und Wein bepflanzt. Die einzelnen Häuser auf den Bergen präsentieren sich sehr schön. Und dann am Abend, wann die Sonne untergeht, ein Blick auf die Mannheimer Ebene, auf den Rhein, auf die Vogesen, die von unserem Altan aus einen so schönen Prospekt gewähren! Nie haben wir schöner gewohnt, nie uns glücklicher gefühlt in einer eigenen Wohnung. Unsern Garten hat mein Vater äußerst geschmackvoll eingerichtet, Hügel und krumme Gänge angebracht, mit Weinlauben und Obstbäumen bepflanzt. Den Küchengarten besorge ich mit meiner Mutter; und wir sind schon recht stolz darauf, daß wir alles Gemüse, was unsere Haushaltung fordert, aus unserem Garten liefern können.

Daß Ukert ein so fleißiger Vorleser ist, freut mich, besonders, daß er auch angefangen, aus dem Griechischen und Lateinischen vorzulesen. Eine Übersetzung aus dem Stegreif hat für den momentanen Genuß vielleicht noch mehr Reiz als eine studierte gedruckte. Jene gibt das Originelle der Wendungen ungetrübter, und den Hauch des ausländischen Geistes lebendiger und eindringlicher.

Es sollte der Zweck aller Übersetzungen dahin gehen, nicht Werke des Auslandes in unserer einmal gang-

baren Sprache darzustellen, sondern unsere Sprache, die dies verstattet, bis an die fernsten Grenzen einer fremden Nation hinzuführen und ihr den Genius des Auslandes anzubilden. Aber wir machen es oft gerade umgekehrt. Statt uns zu weiten Sphären zu erheben, ziehen wir alles in enge Kreise hinab. Es ist ein Vorrecht, das wir Deutsche haben vor andern Nationen. Wir können durch unsere so reichhaltige und bildsame Sprache jeden fremdartigen Charakter uns aneignen, ohne daß wir darum unsere deutsche Selbständigkeit aufgeben. Aber dies Vorrecht wird noch von vielen verkannt, und nirgends zeigt sich dies mehr als in Übersetzungen. Wie unerträglich tot sind unsere Übersetzungen der griechischen Tragiker, wenn ich die Werke von Stolbergen, und den Euripides von Bothe, der aber auch noch große Mängel hat, ausnehme.

Wie unerträglich ist der neulich erschienene deutsche Pindar, der einmal so recht zu der Niedrigkeit eines Leipziger (nicht einmal deutschen) Magisters herabgewürdigt ist. Schleiermacher ist auf rechtem Wege; sein letzter Band des Plato ist schon um vieles vollkommener als der erste; und je mehr er sich die Jakobische Leichtigkeit aneignen wird, je mehr werden wir berechtigt sein, einmal von ihm einen Plato zu erwarten, der ganz vom lebendigen Hauch des Griechen Plato durchdrungen ist. Auch der Tiecksche Don Quixote hat viel vom Hauche des südlichen Klimas. Man fühlt wohl, ein ursprünglicher Deutscher hätte so nicht geredet, und doch kann ich dies Werk wieder ein echt deutsches Werk nennen. Etwas zu pedantisch ist mitunter der Schlegelsche Shakespeare; er spricht nicht unmittelbar an, wenigstens nicht überall. Aber den Geist dieser Arbeit und Schlegels

Grundsätze lobe ich sehr. Ich werde nächstens eine Rezension des Schlegelschen Shakespeare schreiben, sobald ich den 9. Teil seines Shakespeare habe, der nun erscheinen soll. Hier werde ich freimütig reden, laut und derbe und hoffe vernommen zu werden. Die Sache liegt mir am Herzen, und da mag ich nicht schweigen. Schlegels Sommernachtstraum ist vortrefflich, so auch sein Romeo, die Szene ausgenommen, wo Julie mit Romeo vom Fenster herabredet. Kann man es z. B. billigen, wenn der Übersetzer die Julia statt swear by thy gracious self sagen läßt: Schwöre bei deinem edlen Selbst? Der Hamlet ist auch nicht frei von solchen Dingen: z. B. wenn Horatio vom Geiste sagt making the night hideous, so läßt Schlegel sagen: die Nacht entstellend.

Neulich erhielt ich von Schlegel einen Brief aus Coppet, wohin er zurückgekehrt ist. Mein Lear und Othello haben ihn wieder aufgeregt; er bietet mir einen Wettkampf an; allein ich will vor dem Meister zurücktreten und mich nun um so ernstlicher an meinen Aeschylus halten, weil ich doch fühle, daß ich mehr der antiken als der romantischen Poesie angehöre. Mich schmerzt es um Schlegel, daß er der Madame Staël zuliebe seine Selbständigkeit preis gibt; er soll in Genève den galant-homme spielen, auf Theatern agieren und sich wegen seines schlechten französischen Dialektes und Akzentes auslachen lassen. Wie derbe eiferte er vor vier Jahren in einem Sonette gegen sein jetziges Leben, in jenem berüchtigten Sonette, wo er Mäander, Skamander, Alexander und noch einen —ander reimte. Wie hat Schiller einmal über dies Sonett sich lustig gemacht! Wenn ihm jemand dies Sonett auf einer Visitenkarte gedruckt nach Coppet

überschickte? Es ist wirklich schade, daß dieser Mann nicht geworden ist, was er konnte, und noch trauriger, daß er nicht hat werden wollen, was er konnte. Schleiermacher ist nun in Berlin und liest Philosophie. Neulich hatte ich einen sehr herzlichen Brief von ihm.

2. August 1807.

Der Geheimrat v. Goethe wird wohl nun zurück sein. Am Ende dieser Woche schreibe ich ihm. Daß er seinen August herschicken will, sehe ich als ein Kompliment für Heidelberg an. Besser noch, wenn er ihn selbst brächte. Er hat nicht schlechte Lust dazu; aber zwischen Wollen und Ausführen ist eine beträchtliche Kluft, und dann hängt Goethe auch von seiner Gesundheit ab. Ob es dem Goethe aber hier gefallen würde, das möchte ich nicht zum voraus bejahen. Es herrscht nicht der freie Geist auf dieser Akademie, der Jena auszeichnet. Man ist hier auf allen Seiten beschränkt. Und die Juristenfakultät ist im Grunde so überwiegend, daß wohl nie Harmonie kommen möchte. Die armen Göttinger! oder soll ich sagen die Glücklichen? Was will aber der König von Westfalen mit seinen, ich glaube fünf Akademien. Welche von diesen werden die andern verschlingen? Denn daß die Hälfte wird verschlungen werden, setze ich stillschweigend voraus. Nur die mageren, worunter wohl Rinteln hauptsächlich zu rechnen, sollten die andern nicht verschlingen. Das Schicksal der pharaonischen Kühe hat gezeigt, daß sie darum doch nicht fett werden dürften. Unsere Akademie will nun auch eine Literaturzeitung anlegen. Recht gut, damit wir auch eine Stimme haben und nicht in dem Nachteile stehen, daß wir über uns Mißurteile lesen, ohne wieder zu urteilen. Aber im Vertrauen, ich verspreche

mir wenig davon, weil hier kein Mann von Eichstädts Kraft und Talenten ist, das Ganze aufrecht zu halten. Solche Institute werden fürs erste in Süddeutschland noch nicht gelingen. Mag auch Heidelberg ein heller Punkt sein, so ist doch rund um uns her, wenigstens an den meisten Orten, Dunkelheit.

Wer Geist zeigt, wird für einen Schwärmer gehalten, als wenn es in der Tat nur böse und gesunkene Dämonen wären, die die Menschen in Bewegung setzen.

H. Voß.

28. August 1807.

Humboldts Agamemnon, auch seinen Pindarischen Hymnen sehe ich verlangensvoll entgegen. Nur fürchte ich, daß er seinen Agamemnon in den letzten Jahren durch große Künstelei mag verbildet haben. Humboldt gehört zu denen, wie auch unser Knebel, die lieber ihrem Gefühle und dessen unmittelbarer Leitung folgen sollten. Aber beide haben sich in anderen Zeiten etwas zu sehr in die Kunst der Technik hineingeworfen und wollen diese dem Werke ihres Genius anpassen. Daraus entstehen dann die unseligen Mitteldinge, in denen weder der Genius in seiner Reinheit, noch die Kunst in ihrer Vollkommenheit sichtbar ist. Knebel arbeitet seinen Lukrez immer von neuem und macht es immer künstlicher, aber nicht besser. Wie es mit Humboldt sein wird, bin ich nun begierig zu erfahren.

Ist Goethe denn noch wirklich im Karlsbade oder nach Wien gereist, wie es hier heißt? Ich fürchte, er ist nach seiner Vermählung nicht so glücklich wie vorher. Vielleicht bleibt er lange auf der Reise, um sich zu zerstreuen und Heiterkeit für den Winter zu

holen. Wolle ihm ein gutes Geschick die geben nach dem letzten für ihn doch zum Teil trüben Winter. Daß er seinen August zu uns schickt, ist wohl gewiß; wenigstens mir hat er es als bestimmt geschrieben.

Heidelberg, den 17. Oktober 1807.

Noch täglich sprechen wir von dem Besuche der Frau v. Wolzogen und freuen uns ihres gegebenen Versprechens, auf der Rückreise — und Gott gebe, daß diese bald sei — einen Tag bei uns zuzubringen. Es war meiner guten Mutter eine so angenehme Überraschung, wie die Frau v. W. noch einmal den andern Morgen kam, nachdem sie schon den Abend vorher Abschied genommen hatte. Wir hatten einen Spaziergang gemacht nach dem Schloßberge und über die Neckarbrücke, und es fand sich nachher noch gerade so viel Zeit übrig, um noch einen kleinen Besuch bei meinen Eltern zu machen. Viel Liebes und Schönes hat uns Ihre Frau Schwester erzählt von Ihnen, von dem Gedeihen der Kinder, von der Niedlichkeit der kleinen Emilie, von dem teuern Herrn v. Gleichen, der in unserem Hause noch in so frischem Andenken lebt, von Ukert, von Adolf, von vielem, was mir in Weimar so wert ist.

Ich habe mit Rührung Ihre Freude geteilt, wieder in Weimar und in Ihrer Wohnung zu sein, in den Zimmern, wo der Unvergeßliche die Freuden und die Schmerzen des Lebens empfand, an der Stelle, die er liebte, wo ich ihn so oft fröhlich und mit seinen Kindern spielen sah. Gott gebe Ihnen, edle Frau, in Zukunft Ruhe in dieser heiligen Stätte. Wann Sie diesen Brief empfangen, wird das Andenken an die vorjährigen schrecklichen Ereignisse in Ihnen lebendig sein. Ach! das war keine Zeit, wo

Sie in Schillers Wohnung das Bild der Gegenwart durch süße Erinnerungen aus der Vergangenheit aufheitern konnten. Gott gebe Ihnen Ruhe und erhalte Ihnen die Freude an Ihren guten Kindern, die Sie jetzt schon in so vollem Maße genießen.

Goethes Gesundheit scheint nun doch wirklich fest zu sein; er schrieb es mir selbst neulich und forderte einiges (das ich jetzt schon abgeschickt habe) von mir, woraus ich auf Heiterkeit in seinem Gemüte schließen konnte. Gott erhalte uns diesen Edlen an Geist und Herzen. Noch denke ich mit Freude eines Abends, wo Schiller in unserem Hause, auf unserem schwarzen Sofa, unter Agnes Bilde, ich möchte sagen, mit Begeisterung von Goethes durchaus edler, aber oft verkannter Natur sprach. Und aus welch einem Herzen entsprangen diese Worte! Wahrlich, eine schönere Verherrlichung gibt es nicht! kann es nicht geben! Die Nachwelt wird staunen über die Größe und Tiefe seines Geistes. Lieben und mit Innigkeit an ihm hangen wird sie, wenn sie erfährt, daß ihn Schiller mit ganzer Seele geliebt hat. Den Vorzug hat Schiller in seinen Werken vor Goethe, daß er keiner Verherrlichung durch andere bedarf. Wer ihn, den Menschen, auch nicht aus den theatralischen Werken ganz erkennt (denn auch Bösewichter und Schurken hat er mit objektiver Wahrheit darzustellen gewußt), der braucht nur in seinen Gedichten zu lesen; dem möchte ich das Lied an die Freude zu lesen geben, worin so ganz das Herz und die Gesinnung redet. Es schmerzt mich tief, so oft ich sehe, daß der Edle von dieser Seite verkannt wird, oder wenn ich ein Urteil der Art höre: „Schiller sei nicht überall objektiv gewesen". Soll denn bloß und allein das Wert haben, was allen großen Geistern gemein ist, das

von allem Menschlichen entäußerte Göttliche im Menschen, das, worin Shakespeare, Goethe, Cervantes, Schiller ununterscheidbar eins sind? Ist nicht auch die menschliche Seite des Menschen göttlich, besonders in einer Natur wie Schillers? Und lassen sich beide Seiten denn auch so trennen, daß man sie wie abgesonderte Teile nebeneinander hinstellen kann? — Wie sehr wünschte ich, daß auch Goethe mehr solcher Gedichte gegeben hätte, durch die man unmittelbar in sein Herz blicken könnte. Was gäbe ich darum, wenn Shakespeare nur ein einziges Sonett hinterlassen hätte, in welchem man ihn als Menschen leben und weben sehen könnte? In seinem Fernando, in der Desdemona, in der Julie kann ich's nicht; denn dagegen stellt sich mir ein Jago, eine Lady Macbeth auf, die gerade so viel Abscheu fordern, wie jene Liebe und Hingebung. — Wenn ich mir Schiller denke, wie er als Mensch war, wie er die Verhältnisse des Lebens ansah und seine Gesinnungen darüber äußerte, wie er in allen Verwirrungen Einheit und Harmonie erblickte, wie er alles Gute, Schöne und Wahre mit liebendem Herzen umfing, wenn ich zu Tränen gerührt werde über die Güte und Milde, die in ihm war — o wer vermag seine Natur auszusprechen! — dann fühle ich erst recht den Wert der Gedichte, die Ihn mir bis auf Gestalt und Miene vergegenwärtigen!

Vor kurzem, verehrte Frau Hofrätin, habe ich den Geisterseher, der in dieser Zeit mein Lieblingsbuch ist, von neuem gelesen. Ich will Ihnen keine Kritik über das Werk des Herrn Follenius schreiben, das Sie höchst wahrscheinlich nicht einmal kennen; aber ich kann nicht umhin, meine Meinung gegen Sie auszusprechen, daß selbst Schiller diese Arbeit nicht

durchaus kann getadelt haben. Man hat dem Verfasser Anmaßung vorgeworfen, und wohl nicht ganz mit Unrecht, denn kühn war es, ein Werk von der Riesengröße fortzusetzen; aber zu seiner Entschuldigung dient: er wartete sieben Jahre, und erst als von allen Seiten Gerüchte erschollen, der Meister habe sein Werk liegen lassen und aufgegeben, ging er an seine Arbeit. Begeistert wie er war, wäre es grausam gewesen, wenn man ihm das Schreiben hätte verbieten wollen. Das Geschriebene hätte er freilich ungedruckt lassen können. Allein hier werden ihn die Herren Psychologen verteidigen, die da beweisen werden, es sei unmöglich, daß ein Autor, besonders ein junger Autor, die Gewalt über sich haben könne. — Mir ist ein parmal der Gedanke eingekommen, Follenius könne Schillern den Entschluß haben befestigen helfen, sein Werk nicht fortzusetzen. Dann ruhte ein schwerer Fluch auf dieser Arbeit. Eine merkwürdige — auch in psychologischer Hinsicht merkwürdige Erscheinung bleibt die Arbeit immer. Es ist, als hätte Schillers Werk den Verfasser aus dem Nichts ins Dasein gerufen.

Große Freude hat uns gemacht, was Sie, verehrte Frau Hofrätin, über die Louise geschrieben haben. Gewiß haben diese lieblichen Idyllen nun erst ihre völlige Reife erhalten. Die letzte Bearbeitung war übereilt. Mein Vater wollte damals — gewisser Umstände wegen — in einer festgesetzten Zeit fertig sein, und so mußte manche Situation im Schatten liegen bleiben, die jetzt erst ihr gehöriges Licht empfangen hat. Die einzelnen Charaktere haben mehr Haltung bekommen; die Situationen sind mehr motiviert; mancher liebliche Zug, der wohl, ohne dem Ganzen Eintrag zu tun, fehlen konnte, den man

aber jetzt, nun er da ist, nicht entbehren mag, ist hinzugekommen. Die alte verständige Hausfrau war mitunter zu sparsam bedacht; jetzt handelt sie, wie und wo es ihr zukommt. Auch die treue Susanne und Hedwig und der ehrliche Hans erregen jetzt mehr Interesse. Und so soll es auch sein. In einer Idylle wie diese gilt kein Groß und Klein, kein Hohes und Niederes. Jedes muß in seiner höchsten Vollendung, bis ins kleinste Detail ausgebildet dastehen. Wie sehr ist Homer auch hier Meister: der Sauhirt Eumäos, König Odysseus, die treue Penelope, die üppigen Freier, die Schweine, der Hund Argos und die Götter — ist nicht alles vom Dichter mit gleicher Liebe behandelt und dargestellt? — Wieviel hat in der ersten Idylle die Wasserfahrt gewonnen. Alle einzelnen Teile sind jetzt erst recht in ein zusammenhaltendes Gemälde voll Einheit gebracht worden, sowie der Kahn fortschiffend, successiv dem Auge des Betrachters sich darstellt. Wir glauben selber im Kahn zu sein und an der Fahrt teilzunehmen, und jeden einzelnen Prospekt der reizenden Gegend, wie sich das Bild bei jedem Fortschritte etwas verändert, vor uns zu sehen. Ihr Wunsch, verehrte Frau Hofrätin, wegen der Fortsetzung kann, wenn er erfüllt wird, nur hier in diesem reizenden Lande erfüllt werden.

Von August Wilhelm Schlegel habe ich neulich einen recht frohen Brief gehabt, Er will für den Winter nach Deutschland zurückkehren. Soeben läßt er — was nicht sehr patriotisch ist — in französischer Sprache eine Vergleichung von Racinens und des Euripides Phädra drucken. Er will es mir zuschicken, sobald es die Presse verlassen, und ich bin sehr begierig darauf. Soll es zur Belehrung und Bekehrung der Franzosen sein, so möchte er bei diesem

Wasservolke wohl in den Wind gesprochen haben. Aber freilich hat auch der heilige Antonius den Fischen gepredigt.

Heidelberg, den 23. Dezember 1807.

Jetzt nehme ich wieder an gesellschaftlichen Freuden teil, und was das Beste ist, ich kann arbeiten, sowie denn besonders im letzten Vierteljahre die Jenaer Literaturzeitung voll ist von Rezensionen von mir, deren einige ich mit vieler Anstrengung ausgearbeitet habe. Doch am meisten beschäftigt mich mein Äschylus. Den Prometheus und die Sieben gegen Theben habe ich schon fertig liegen, auch schon vieles aus dem Agamemnon. Wenn Humboldt nun nicht eilt, so werde ich ihm zuvorkommen. Der Teil des Agamemnon, worin die Kassandra auftritt, wird von mir übersetzt in Seckendorfs Prometheus erscheinen; anderes vorläufig im Morgenblatt. Bin ich mit dem Äschylus fertig, so kehre ich vielleicht zum Shakespeare zurück. Ich hoffe, nun mehr leisten zu können, als mit meinem ersten Versuche, in welchem die jungen Kräfte noch zu oft im Momente des Ringens sichtbar sind. Es muß eine Zeit kommen, wo sie durch das Ringen geläutert, fest und sicher sich offenbaren.

Neulich hatten wir Wernern bei uns. Er hat hier im allgemeinen sein Glück gemacht. Ob er aber dieser Sphäre, in die er sich begeben, gewachsen ist? Mir kömmt es vor, als ob er sich auf Mystik und Religion nur wie auf eine Hantierung gelegt habe. Ich wollte, er kehrte zur klaren Manier zurück, und daß er dies wolle, darauf deuten auch alle Aspekte hin. Goethe kann gut auf ihn wirken, und ich hoffe, es werde geschehen sein. — Goethe will uns seinen August herschicken. Bleibt es denn dabei?

Heidelberg, den 5. April 1808.

Ukerts Weggang ist für die Kinder ein großer Verlust gewesen. Daß der junge Gabler ihn nicht ersetzen konnte, wußte ich, und ich freue mich, daß er nun wegkommt und dem Abeken Platz macht.

Abeken ist ein Verehrer von Schiller wie wenige, und ein würdiger Verehrer, denn er versteht ihn. Sie kennen ihn schon, und der selige Schiller kannte ihn und hatte ihn lieb; Sie sind auch gewiß überzeugt, daß er ein warmer Freund der Ihrigen und ein unzertrennliches Mitglied Ihrer Familie sein wird.

Gottlob, daß ich meinen Mund wieder gebrauchen kann; nun darf ich mir keine Gewalt mehr antun, darf mit Begeisterung wieder reden bei tragischen Chören.

Vor allem bin ich jetzo meinem Äschylus ergeben. Ich lasse in alle Journale und Zeitungen Fragmente drucken; denn warten kann und mag ich nicht, bis das Ganze fertig ist. Ich hoffe auch, daß mein Bemühen nicht ganz vergebens sein wird. Ich werde täglich vertrauter mit Äschyleischem Tone, die Sprache gehorcht mir je mehr und mehr, und bald hoffe ich auch ganz dem Chorrhythmus gebieten zu können, der noch immer etwas widerspenstig ist und nicht tun will, wie ich will.

Wahrlich, in unsern dichterarmen Zeiten, wo die heilige Kunst durch soviel Unwürdiges entweiht wird, tut es not, die ehrwürdigen Toten aus dem Grabe zu erwecken. Ist unser Feuer erloschen, so müssen wir uns, um nicht zu Tode zu frieren, an fremdem Feuer erwärmen. Wie habe ich mich daher gefreut über Kannegießers Unternehmen, den Beaumont und Fletcher zu übersetzen. Ich bin soeben dabei, den

ersten erschienenen Band zu rezensieren, der nur unglücklicherweise nicht die beste Auswahl getroffen hat. Aber es sind ein paar wackere Männer. Vielleicht ist es beispiellos, daß damals Männer, wie Shakespeare, Beaumont, Fletcher, Massinger, Ben Jonson. Doman usw. nicht bloß zu gleicher Zeit lebten, sondern auch ineinander lebten, zusammenwirkten, sich äußerten. So war es in Rom zu Augusts Zeiten, und in Weimar, als Schiller noch da war und seinen Goethe besuchte. Diese genannten englischen Dichter hielten nächtliche Zusammenkünfte, lasen sich ihre Werke vor, schwächere Stellen wurden gemeinsam geändert; Shakespeare dichtete in Fletchers Tragödien ganze Szenen hinein und bestreute sie mit Funken seines unerschöpflichen Geistes. Wer mag sagen, wenn wir in Fletchers Tragödien Stellen finden, die Shakespeares vollkommen würdig sind, daß diese nicht von Shakespeare herrühren. Ich habe dieser Tage sieben Tragödien von Beaumont und Fletcher gelesen, die mich gerührt und entzündet haben. Welcher von unsern heutigen jungen Dichtern ist imstande, ein Stück wie Philaster zu schreiben und wir Deutschen kennen diese Schätze nicht einmal.

O, über unsere heutigen Dichter! Der Verfasser der Lacrymas, der Niobe! Eine Schande ist es, daß dieser noch irgend einen Verehrer von Talent findet, doch kann es nur Verblendung sein, die nicht wie der schwarze Star ewig dauert.

Leid tut es mir in der Tat, daß auch Werner, der unergründliche Talente hat, dieses Weges mitwandelt. Was Sie mir über sein Talent schreiben, hat meinen völligen Beifall. Gewiß hat die Natur ihn eher zu einem Lustspieldichter bestimmt, als zu einem frommen Menschen. Diese Frömmigkeit steckt nicht

im Gemüte, sondern ist eine poetische Kokretterie mit Gott, Maria und den Wunden Jesu, und dem heiligen allegorischen Karfunkelstein. Sonst halte ich Werner für einen guten Menschen, wenigstens hat er hier sich nicht anders gezeigt. Nur unerträglich war mir an ihm, daß er von Haus zu Haus ging und deklamierte und so seine Kunst herabwürdigt. Er biegt sich und schmiegt sich wie kein Weltmann und ist mit Eitelkeit angefüllt, wie kein Dichter. Die Manier, mit der er unserer guten Mademoiselle Rudolphi die Hand küßte, vergesse ich mein Leben nicht, das wäre eine Szene für Chodowiecki oder Hogarth gewesen, oder für Werner selbst in einem seiner künftigen Lustspiele. Originell ist Werner immer noch in seiner Form, und er gefällt am meisten, wo er darauf ausgeht, in romantischer und lyrischer Weise unmittelbar auf die Phantasie zu wirken. Da er so lange in Weimar bleibt, so bin ich schon auf die Vermutung gekommen, er möchte vielleicht für immer dableiben. In diesem Falle werde ich, wenn Sie meine Gratulation annehmen, ja wohl gratulieren müssen. Von Daub habe ich nicht mehr die vorteilhafte Idee wie ehemals, wiewohl ich ihn für eine ursprünglich edle Natur halte. Seine erste Bekanntschaft hatte für mich etwas Rührendes, weil er mich gar sehr an Schiller erinnerte; es war mir eine Erquickung, einmal wieder einen Mann mit Herzenswärme reden zu hören. Aber Daub hat etwas von Lavaters Janusnatur; ich schreibe dies mit Betrübnis hin, aber es ist wahr. Ein Mann, der sich göttlicher Eingebungen rühmt, ein Mann, der, statt durch die Kraft seines Gemütes zu wirken, darauf ausgeht, sich durch Logen Ansehen und einen Anhang zu verschaffen, muß mir nach und nach etwas verdächtig

werden. Habe ich ihn je mit Schiller verglichen, oder vielleicht Ihnen in solcher Verbindung genannt, so werden Sie mir dies leicht verzeihen. Es war nicht Verkennung Schillers, sondern Verkennung Daubs, der sich mir damals nur von der edlen Seite offenbart hatte.

Das Haus meiner Eltern ist nun recht patriarchalisch eingerichtet, und unser Leben ist ein wahrhaft friedliches und glückliches.

Heidelberg, den 24. Oktober 1808.

Vor wenig Wochen bin ich auf 14 Tage in Stuttgart gewesen, wo ich auch so viele Freunde und Jugendbekannte von Schiller getroffen habe, die sich denn immer recht bei mir beliebt machten, wenn sie mir viel von Schiller erzählten. Sie haben mich das Fenster sehen lassen in Schillers Zimmer, als er auf der Akademie wohnte. Die mich dort am meisten angesprochen haben, sind Dannecker und Haug.

Einen enthusiastischern Freund hat Schiller nicht gehabt als den Dannecker; dem stehen die hellen Tränen in den Augen, wenn er von Schiller redet. Auf seine kolossale Büste von Schiller war ich nach dem, was mir Herr v. Gleichen gesagt hatte, äußerst gespannt, wiewohl ich einige Furcht hatte, Schillern in kolossaler Gestalt zu erblicken. Aber wie schwand diese, als ich vor dem seelenvollen Bilde stand. Ich glaubte den Schiller in verklärter Gestalt vor mir zu sehen, den hohen Ernst, und dabei die unaussprechliche Güte und Milde; wie hat dies alles der Künstler in dem kalten Steine darzustellen und dem Marmor Leben zu erteilen gewußt! Die kolossale Gestalt scheint mir so ganz passend zu sein, ja die Büste, die daneben stand, und nur die gewöhnliche Lebensgröße

hatte, mochte ich neben dieser gar nicht ansehen. Es ist, als ob diese Gestalt so recht mit der Riesengröße seines Geistes harmonierte. Es ist so durchaus Schillers Gesicht, alles bis in die kleinsten Nüancen hinein, und wenn die Büste lachen und weinen könnte, sie müßte wie Schiller lachen und weinen.

Aber welch' eine freundliche Erscheinung ist der Dannecker; wie habe ich mich an seinem scharfen Auge ergötzt, und an seinem lieblichen Wesen, das ich nur mit dem schwäbischen Ausdruck herzig zu bezeichnen weiß. Ja, er ist ein recht herziger Mensch, dem ich durch und durch gut bin. Mir merkte er es bald an, wie ich Schiller liebte und verehrte, und darum ist er mir auch ein wenig gut geworden. Auch in dem biedern Haug habe ich einen warmen Freund Schillers gefunden. Der ist ein recht treuherziger und im Umgange liebenswürdiger Mann, wiewohl ich ihn an Feinheit und Zartheit nicht mit Danneckern vergleichen kann.

Dannecker hat meinem Vater nicht Ruhe gelassen, bis er ihm versprochen, am Anfange des Novembers wieder nach Stuttgart zu kommen, und 14 Tage bei ihm zu wohnen. Er will ihn auch wie Schiller büstieren. Außerdem habe ich noch einen Kaufmann, Namens Rapp, kennen gelernt, in dessen Hause ich viel gelebt habe, und wo gewöhnlich der Sammelplatz unserer abendlichen Zusammenkünfte war.

Seine Frau ist ein munteres „Weible", flink wie ein Reh, und gar gesellig und angenehm im Umgange. Diese zeigte mir einen Brief von Schiller, an den Vater Ihres Freunds v. Hoven, den sie in Abschrift besaß. Ich habe mir auch eine Abschrift genommen, die ich Ihnen hier, verehrte Frau Hofrätin, beilege. Wahrscheinlich kennen Sie diesen Brief nicht,

und er muß Ihnen bekannt werden. Fast alle Abend, wenn wir bei Rapp versammelt waren, hieß es: „Voß, Sie müssen uns den Schillerschen Brief noch einmal vorlesen, denn die und die hat ihn noch nicht gehört.“ Und das tat ich denn auch so gerne. Ich habe den alten v. Hoven auch kennen gelernt, und er ist mir durch diesen Brief noch ehrwürdiger geworden.

Heidelberg, den 12. November 1809.

Von meinen Eltern soll ich Ihnen viel Liebes sagen, und Gottlob, daß ich von meiner Mutter sagen kann: sie ist recht sehr gesund. Von meinem Vater versteht sich das von selber. Ihn beschäftigt jetzt ganz sein Tibull, von dem die Übersetzung, mit sehr gelehrten Anmerkungen begleitet, Ostern erscheint. Daneben wird alles gelesen, was die heutige Literatur Schönes hervorbringt, aber dessen ist leider nur wenig. Auch vielleicht nicht übel, denn das Wenige wird dann um so weniger genossen. Jetzt sehen meine Eltern den Goetheschen Wahlverwandtschaften entgegen.

Bei Cottas bin ich vierzehn Tage gewesen und bin mit Achtung und Liebe für diese Familie wieder weggereist, und dem festen Vorsatze, einmal wieder zu erscheinen. Man muß vor der Tätigkeit Cottas, die wirklich ins Unglaubliche geht, Achtung bekommen, man muß in ihm den durchaus rechtschaffenen Mann ehren, und ihn als Gatten und Vater lieb gewinnen. Sie ist die Güte selbst, und eine sehr verständige, unterrichtete und zartfühlende Frau.

Mir war es auch sehr interessant, so ein vierzehn Tage unter Büchern und Manuskripten zu leben, die mir alle zu Gebot standen; da habe ich denn auch

Goethes Wahlverwandtschaften gelesen, von denen ich viel erwartete und doch noch viel mehr fand. Die Erzählung beginnt so einfach, in so kleinem Raume, und wie erweitert sich das alles! Mir ist, als wenn Goethe den ganzen Reichtum seiner Erfahrungen und Lebensansichten hier niederlegen wollen; aber der Mann ist unerschöpflich wie die Gottheit, von jedem seiner künftigen Werke werde ich dasselbige sagen müssen. Ottilie ist ein lieblicher Engel — ein bloßes Geschöpf der Einbildungskraft? Das glaube ich nimmermehr. Aber das arme Kind jammert mich, so oft ich daran denke; soeben hat es noch „so vernünftig in die Welt geguckt", und nun diesen Tod! — Aber es muß sterben — nur kann ich den Jammer um seinen Tod nicht überwinden. So weit habe ich gelesen; die folgenden Bogen fehlten Cottan noch — meine Sehnsucht nach dem Ende ist unbegrenzt.

Heidelberg, den 6. Dezember 1809.

Herzlichen Dank für Ihren freundschaftlichen Brief, den ich vor einigen Tagen erhielt, verehrte Frau Hofrätin, nachdem mir Abeken, wenige Tage früher, seinen Ruf ans Rudolstadter Gymnasium gemeldet hatte. So sehr ich mich über Abeken freue, denn dieses Amt in dieser Gegend scheint mir so ganz seiner Neigung angemessen, so sehr fühle ich es auch mit Ihnen, was Sie und die Kinder an ihm verlieren, und es hat mir dies die Zeit über recht im Sinne gelegen.

Sie wissen, wie Schiller schon vor fünf Jahren davon sprach, seine Kinder auf die Schule zu schicken.

Ich weiß aus Erfahrung, wie das treibt und spornt, wenn man mit mehreren zugleich lernt, und wie viel

mehr hier in viel weniger Zeit beschafft werden kann. Und treffliche Lehrer hat das Gymnasium an Passow und Schulze, junge Männer, die es ernstlich mit der Wissenschaft meinen und den Kindern — was mehr wert ist, als alles positive Lernen — die Lust zum Lernen und Sinn für alles Hohe, Große und Ganze einpflanzen werden. . . .

Es ist doch ein herrliches Vergnügen, mit den Alten umzugehen, und wohl muß ich mein Schicksal preisen, das mir vergönnt, es unter so glücklichen Umständen zu können. Ach! Weimar war mein Elysium, und ist mir jetzt in der Erinnerung sogar ein verklärtes Elysium. Heidelberg ist so gut nicht, aber ist auch gut! Wird aber Weimar immer bleiben, was es war? ist es noch, was es war? Wenn auch Goethe einmal dahin ist — wer ist dann noch übrig vom heiligen Götterhaine? — Oehlenschläger ist ein vortrefflicher Tragiker und wird es noch immer mehr werden. Mit wenig Anstrengung, durch einfache Mittel vermag er viel; das ist das Zeichen des Genies. Er ragt über die andern aufblühenden Genien Deutschland weit hervor — selbst Tieck nicht ausgenommen. Aber freilich, was sind das andere auch für Genien. In der Tausend und einen Nacht kommt ein junger Genius vor, der mit einer Dattelschale tot geworfen wird — das ist das Symbol unserer Dichterlinge, die wie Pilze aufschießen und wie die Pilze in sich selbst zusammenfallen und vermodern. Und doch sind mir die verrückten noch lieber als die freimütigen Leerköpfe, die ihr Ultimum der Gemeinheit jetzt in dem Herrn Kuhn (ein Weimaraner aus der Kotzebueschen Klasse) erreicht haben.

Heinrich Voß.

Heidelberg, am Pfingstmontage 1810.

Passow hat Ihnen meinen Shakespeare zugeschickt, ich füge die Bitte hinzu, daß Sie ihn freundlich annehmen. Nun will ich wirklich fortsetzen, was Schlegel unvollendet gelassen, und mein Bruder unterstützt mich redlich. Schlegel hat gewiß das höhere Talent zu dieser Arbeit, aber ihm fehlt, seit er ein Franzose ist, ganz die Begeisterung dazu, und deren rühme ich mich, die schlaflosen Nächte segnend, die mich Shakespeare schon gekostet. Daß Ihnen mein Macbeth Freude mache, fordere ich nicht, da Ihnen die herrliche Bearbeitung von Schiller immer die einzige bleiben muß. Aber gewiß werden Sie mich nicht im Verdachte der Anmaßung haben, daß ich nach Schiller mich an so etwas machte; denn mein Macbeth ist nicht selbständige Bearbeitung, sondern nur sklavisch treue Übersetzung. Eine solche war noch neben dem Schillerschen Macbeth notwendig. Wie konnte Schiller, der reiche, der freie, sich in das Sklavenjoch des Übersetzers fügen; überall ist in seinem Shakespeare der eigene Genius sichtbar und ich möchte sagen, Shakespeares Werk hat sich aufs herrlichste in Schillers Genius verklärt. Mein Macbeth will nichts sein, als eine möglichst treue Kopie des rein Shakespeareschen Werkes. Daher habe ich die gemeine Pförtnerszene, die Shakespeare für ein schlechtes Publikum dichtete, beibehalten müssen, wo Schiller eine der erhabensten Dichtungen gibt; darum die prosaische Nachtwandlerszene, die mich vis-à-vis der Schillerschen immer kalt läßt.

Heinrich Voß.

25. Februar 1811.

Haben Sie schon Arnims Halle und Jerusalem gelesen? Meine Mutter hat sich baß daran skandalisiert.

Und ich muß gestehen, daß ich auch dies ungebührliche Handhaben der Mystik, dies Getändel und Prangen mit Religion nicht zu würdigen weiß. Aber Talent zu komischen Darstellungen hat er gewiß. Warum will der Sonderling nicht in der Sphäre bleiben, wohin ihn die Natur gestellt hat? Es stäke vielleicht ein Holberg, ein Molière in ihm; er will aber auch zugleich ein idealisierter Platon, und das Ideal an sich, ohne Fleisch und Blut sein, als Urgeist des Universums. Ich meine, auch Werner, der ja auch katholisch geworden sein soll, ist mehr Komiker als Mystiker. Arnim heiratet Bettine Brentano, und erbt von einer alten Tante, die in letzten Zügen liegt, 150000 Taler. Wir haben aus unserer Literaturzeitung, die seit Neujahr neu organisiert worden ist, all' diese Geister ausgetrieben; nun wollen wir einmal versuchen, ob sie sich durch das, was Windischmann klassische Philisterei nennt, heben kann. Thibaut ist Gift und Galle gegen diese Leute; das bin ich nun nicht; ich bewundere ihre großen Talente und lache oder weine (in diesem Falle ist beides eins) über ihre Verirrungen.

Wir sollen Sie diesen Sommer wiedersehen? Das ist herrlich, und Ernst kommt doch auch wieder mit, und Karolinchen und Emilchen? Ich denke noch mit Vergnügen an die Morgenstunde, die ich bei Ihnen zubrachte. Die waren mir noch einiger Trost in jener für mich trüben Zeit. Aber ehe Sie zu uns kommen, komme ich nach Weimar. Ende Mai reise ich ab zu meinem herrlichen Bettenburger, der mir eine heilige Reliquie dünkt aus jener Zeit, wo deutsche Treue und deutscher Heroismus noch mehr waren, als Namen, mit denen man jetzt kaum einen Hund aus dem Loche jagen kann. Er hat sich nicht durch

Gesänge und Schriften verdient gemacht; doch trage ich kein Bedenken, ihn einem Goethe, einem Schiller, einem Stolberg zur Seite zu stellen. O, daß Sie ihn kennten, den Herrlichen! Und Sie müssen ihn kennen lernen. Auch meine Mutter will ihn auf seiner Burg besuchen und freut sich schon jetzt darauf.

Heidelberg, den 19. Oktober 1811.

Hier schicke ich die Sachen von Tian, die außer dem Gedichte in den Studien gedruckt sind. Leider hat es so lange gedauert. Sie mußten erst aus Frankfurt verschrieben werden, woher sie vorgestern abend angelangt sind. Die unglückliche Verfasserin erregt durch ihren tragischen Tod auch hier noch allgemeines Interesse. Der hat alle Verirrungen, die man ihr Schuld gab, selig gesprochen. Wie Kreuzer wieder froh werden kann, begreife ich nicht; aber bei dem Mann ist alles nur Talent, selbst die Religion und die Freude.

Meine Eltern sind sehr froh, Sie, verehrte Freundin, wiedergesehen zu haben, wenn auch nur kurz, und bitten mich, Ihnen das zu sagen, und wie sie sich freuen, Sie künftigen Sommer — o auf recht lange! — in Heidelberg zu sehen. Aber über Goethens Aufnahme sind sie nicht froh gewesen. Ich gestehe Ihnen, daß mich lange nichts so sehr gekränkt hat. Meine Aufnahme war, wie ich hinterdrein merke, im Grunde auch sehr kalt; ich merkte das nur damals nicht, weil meine Freude, den Mann wieder zu sehen, zu groß war, und weil er wirklich das zweite- und drittemal anders war. So wäre er auch meinem Vater geworden, aber dem verdenke ich's nicht, wenn er es nach dem erstenmal nicht zum zweitenmal versuchen wollte. Daß mein Vater ihm — zum mil-

desten gesprochen — gleichgültig geworden ist, sehe ich deutlich; auch fand ich — was ich meinen Eltern nicht sagen will — im Gartensaale seine Büste nicht mehr, die ihm ehemals so teuer war. Wie würde Schiller sich gefreut haben, meine herrlichen Eltern wiederzusehen!

Von meinem Shakespeare, Teil 2, der das Wintermärchen, den Coriolan und Titus Andronicus enthält, ist nun ein Bogen gedruckt. Der Titus Andronicus wird Ihnen keine Freude machen; es ist ein barbarisches Stück, vielleicht die erste Jugendarbeit des Dichters, aber voll einzelner genialer Züge, z. B. des Titus Wahnsinn, der sich bei Tötung einer Fliege äußert, die Unterredung mit dem Bauern, die Verkleidung der Königin Tamora als Göttin der Rache usw. Er mußte mit übersetzt werden und da war's geratener, ihn zweien Stücken anzuhängen, die ihn schon fortziehen können, als ihn mit einem andern untergeordneten Stücke in einem Bande zu geben. Schlegels Richard habe ich in der Jenaer Literaturzeitung rezensiert, auf eine eigene Weise, durchaus praktisch. Ich wünschte, Sie läsen diese Arbeit, die ich mit ersinnlichem Fleiß gemacht habe. Was ich gesagt habe, ist meine innige Überzeugung. Es wird keine Anmaßung scheinen, wenn ich mich jetzt, da meine Schwingen etwas gewachsen sind, ihm völlig an die Seite stelle, da ich es sonst ebenso freimütig bekannte, er sei mein Meister, als er es noch war. Die Sammlung der Schlegelschen Gedichte, die soeben bei Zimmer herausgekommen ist, hat meinen Beifall nicht. Alles, was je aus seiner Feder — ich mag nicht sagen Genie — geflossen ist, findet seinen Platz. Die Elegie „Rom“ hat in meinen Augen bloß und allein technischen Wert, so mehrere

seiner Balladen. Und die geringe Anzahl guter Gedichte kommen doch nicht denen eines Goethe, Schiller, Voß, Bürger, Stolberg bei. Das Meiste von ihm ist gemacht, nur weniges hat sich selbst gemacht, und was Schlegel in seinen Vorlesungen über Don Carlos so ungerecht und seiner so unwürdig „von mühsam erworbenen Gedanken“ spricht, kann so recht eigentlich auf ihn angewandt werden.



3. Knebel.

Jena, den 4. Januar 1807.

Über die Weltangelegenheiten wollen wir uns lieber nun im neuen Jahre gar nicht bekümmern. Wir kommen damit am Ende ebenso weit — und unsere Sorgen helfen zu nichts, schaden uns aber. Wenn der Ameisenhaufen aufgerührt wird, sind die Völker alle in Unruhe und Bewegung; doch trägt jedes sein Ei wieder an die sichere Stelle — und so wollen wir es eben auch machen, solange wir noch ein ruhiges Plätzchen finden. Wir wollen uns nicht grämen noch kümmern, von wem und wie der große Haufen ist umgerührt worden, da wir einmal daran nichts ändern können.

Übrigens sei Ihnen, geistreiche und liebe Freundin, alles Lob erteilt, daß Sie sich im Kampfe mit den Trauergestalten bei Frau v. Stein so brav und ritterlich gehalten haben. Gewisse Personen können sich doch nicht enthalten, ihre Empfindungen, wenn sie auch an sich wahr und gegründet sind, zur Schau zu tragen. Was haben solche Menschen in der Gesellschaft zu tun? Gibt es nicht in W. andere Gelegenheiten, seinen Schmerz öffentlich zu zerstreuen, wenn er ja öffentlich zerstreut werden soll? Aber die Ostentation zeigt sich immer bei einem leeren Grund.

Jena, den 15. Januar 1811.

Der Geheimerat Goethe ist hier wie in W. ziemlich zurückgezogen und fleißig. Einen halben Tag bracht' er doch bei uns zu. Es ist nur schlimm, daß uns die unangenehmen weiten Straßen trennen. Ich habe vorgestern auf dem glatten Eis einen empfindlichen Fall gemacht.

Alfieri ist ein besonderer Heiliger — das ist wahr! — und seine Prinzessin! — Sie muß doch eine hohe Frau gewesen sein — aber auf besondere Art. Ich kann keine Hoheit im äußeren Glanz finden.

Den 5. Februar (1811), abends.

Daß Sie sich, liebe Freundin, mit geistigen Kräften rüsten, um dem Schicksal auf jeden Fall den Sieg streitig zu machen, das ist höchst rühmenswert. Ich muß sagen, daß ich auf eben dem Wege mit Ihnen bin, und wünsche, daß es mir eben auch so gelingen möge. Die Vernunft kann vieler Dinge mächtig werden, ob aller, weiß ich nicht genau, doch das Verlangen zu siegen macht den Sieg leichter. Aus Büchern läßt sich hierzu nicht alles holen; ich möchte fast sagen, das wenigste, wenn es nicht zugleich durch den Geist gestärkt und gestählt wird. Hier liegt es; Charakter ist mehr als Wissen, aber beides mag doch nicht gänzlich getrennt sein. — Ich lese jetzt den Tacitus, und ich muß sagen, wenn ein Schriftsteller die Kraft hat, die Seele gleichsam zu hämmern, so ist es dieser; — doch möchte er nicht für jedermann sein, und ich muß gestehen, sein Stil kommt mir selbst zuweilen zu gedrängt und zu streng vor. — Besser lesen Sie den Hume, den ich mir auch vorgenommen habe in Bälde zu lesen, wenn ich zuvor mich noch mit einigen Alten in ihrer Sprache näher werde bekannt gemacht haben. —

Von alten Philosophen lese ich jetzt, wie fast immer, den Mark Antonin, das Gold meiner Seele. Von Neuern lese ich gar nichts, wenn es nicht etwa Physiker sind. — Noch lese ich jetzt auch Niebuhrs Reisen in das Morgenland. Mit meinem Karl lese ich fast alle Tage den Horaz, und zwar fürs erste die Oden. Er begreift leicht, doch hat er zu historischen Sachen mehr Neigung.

Donnerstag morgens, den 14. Februar 1811.

Ihr lieber Brief, den ich eben erhalte, hat mich recht erfreut. Das Gefühlvolle und Edle kommt aus Ihrer Seele, wie aus einer natürlichen Quelle, und so konnte auch die Vorstellung des standhaften Prinzen seine Wirkung bei Ihnen nicht verfehlen. Was Sie mir darüber sagen, kann mir zum Teil den Verlust ersetzen, dieses Schauspiel selbst nicht gesehen zu haben. Ich will es mir aber denken und suchen, die Standhaftigkeit des edlen Prinzen (soviel meiner schwächeren Natur erlaubt sein mag) im Leben nachzuahmen. — Wahrlich, wenn je, so ist es jetzt die Zeit dazu! Ich sehe zwar die Zeitumstände nicht so gefährlich an, wie Sie; im Gegenteil glaube ich, daß etwas Gewaltsames kommen mußte, um den feigen und schlaffen Charakter unserer Nation zu erwecken; wir wollen also getrost sein und dem Schicksal vertrauen, wenn es auch einzelne und uns selbst zugrunde richten sollte — wenn wir es nur für unsern Teil nicht verdient haben.

Ich fühle mich übrigens selbst gar oft in ähnlicher Gemütslage mit der Ihrigen. In meiner stillen, einsamen Stube finde ich mich oft heftiger bewegt und gereizt, als es sein sollte — und da ich keinen Freund hier habe, dem ich das Innere meines Herzens gänz-

lich anvertrauen, noch der mich hinlänglich verstehen könnte, so muß ich den Tumult desselben selbst zu besänftigen mich bemühen. Dazu ist nun zuweilen Geduld vonnöten, Geduld mit mir selbst. Deshalb muß ich auch so sehr die großen Gesellschaften anjetzt zu vermeiden suchen, weil mir diese die Herrschaft über mich selbst benehmen, ja mich noch vielmehr aufreizen. — Man wird reizbar mit den Jahren. Der leichte Sinn, der uns sonst über so manches wegtrug, ist verschwunden; die Vernunft ist an seine Stelle gekommen, und diese will erlernt und geübt sein — so alt wir auch sein mögen. Dann reizen anjetzt die Zeitumstände und die Menschen darin (die selbst ungewöhnlich gereizt sind) mehr als jemals. In dieser Rücksicht hauptsächlich kann man es eine schwere Zeit nennen; denn, was uns sonst zu den Menschen brachte, das hält uns beinahe jetzt, wenn wir es recht bedenken, von ihnen zurück. Unmut steckt den Unmut an; nur wenige, wenige sind im stande uns zu beruhigen, da sie sogar in ihrer Unzufriedenheit eine Pflicht zu finden glauben.

Verzeihen Sie mir also, gütige Freundin, und helfen mir bei unsern Freunden meinen Rückzug zur Einsamkeit mir zu verzeihen. Die große, stille, ewig in sich fortdauernde Natur kann uns unter diesen Umständen allein eine wahre Beruhigung verleihen. Es kommt und geht immer wieder, in holder Abwechslung, das große Schauspiel — und wir gehen und vergehen mit ihm.

Ja, die Natur soll mich trösten! Und was hat der Mensch am Ende zu fürchten als den Tod? — Und was ist der Tod? Er war vor uns und wird nach uns sein. Unser Leben ist ja doch nur eine Blase, die aufschwimmt. Hat sie freundlich im Sonnenlicht

geglänzt, wohl ihr! Ist sie schaumig und trüb, nun so mag sie vergehen! Eine hellere wird vielleicht nach ihr aufsteigen — und gelingt es auch dieser nicht, der Strom muß sich zuletzt abtrüben, wie oder wo, in welcher Gegend oder an welcher Küste. Wir müssen uns doch einmal dem Allgemeinen, dem Ganzen übergeben; können wir es nicht voraus in unsern Gedanken tun, wenn wir dadurch allein die Ruhe erhalten können? Ruhe, Ruhe allein ist für uns der glücklichste Zustand. Selbst die größten Bewegungen können nicht hervorgebracht werden ohne einen ruhigen Punkt, und der soll unser Herz sein.

Wie schön und richtig sagen Sie: „Wenn man an das Große und Edle nicht mehr glaubt, so ist es auch nicht mehr." Und wo ist dieser Glaube zu finden? seufze ich hinzu — wo wird er erweckt, genährt? — und bei uns? — Wo kann er, möchte ich beinahe sagen, bei uns von dem Theater zu dem Publikum herabsteigen? Hat nicht jeder mit seiner elenden Häuslichkeit genug zu tun und muß auf guten oder schlechten Wegen dieselbe zu erhalten suchen? Und dann, kommt er etwa bei Hofe an oder bei den Edeln, die meist noch knechtischer oder abhängiger sind als die übrigen? — Man sehe die ganze preußische Monarchie an, bei und nach der Schlacht bei Jena. Wo war dieser Funke in einem einzigen genährt? — Man sagt, ein paar Junker sollen ihn gehabt haben. Die Jugend ist meist immer edel — und daher auch wäre es der Mensch, wenn dieser Keim durch unsere Verfassungen genährt würde. Nun ist dieser Glaube nur noch in Spanien zu suchen — oder unter verbrannten Rittern. Bei uns würde er zum lumpigsten Elend — sogar zu allgemeiner Verachtung führen. Wer bei uns in einer Ideenwelt leben will, der muß ein Metaphysiker oder

ein Narr sein — oder er muß sich in die stille Einsamkeit zurückbegeben und den Hunger nicht scheuen. Bei unserer geringen Achtung für den Menschen, als Mensch, und wenn er zu nichts in der Gesellschaft gestempelt ist, würde er sich in dieser auf keine Weise erhalten können. Wer den wahren Glauben noch hat, muß ihn zu verbergen wissen, und das für die Klügsten und Gescheitesten.

Verzeihen Sie meinen langen Phantasien, in denen ich doch so gerne lebe. Phantasien sind's, in denen das Gute und Edle lebt; aber wer möchte, wer dürfte ganz ohne sie sein? Sie machen das Leben, das geistige Leben, ohne welches alles andere ein Nichts, ein Traum, eine Spreu ist, die keinen Wert hat.

Ich fühle jetzt und schon länger, daß es in W. eine gewaltige Disharmonie der Gemüter, Denkungsarten u. s. w. gibt. Deshalb weigerte sich auch mein Gemüt so sehr, dahin zu gehen. Es zerreißt mir das Gefühl und das Herz.

An Goethe habe ich zweimal seit kurzem geschrieben; er hat mir aber nicht geantwortet. Das ist nun nicht freundlich, doch mag er Ursachen haben.

Wir sollten zusammenhalten, freundlich und einig sein; dadurch ließe sich das Schicksal einigermaßen zähmen und das Leben sich erträglich machen. So wird es von allen Seiten aufgereizt, verwirrt, getrübt. O wehe, der falschen Politik! Der falschen Ansicht der Dinge! — Wir wollen gewalttätig sein, die wir alle Augenblicke über die Gewalttätigkeiten am meisten schreien!

Ich möchte Ihnen gerne einen Vorschlag tun, und dieser ist, daß, wenn Sie in künftiger Woche nach Rudolstadt gehen, Sie über Jena fahren.

Dienstag, den 10. Dezember 1811.

Das Schicksal des Herrn Becker hat mich auch betroffen. In seinen gedruckten Blättern findet man nichts, was ihm diese Begegnis hätte zuziehen können. Es muß also andere Gründe haben. Man sagt, es sei wegen einer englischen Korrespondenz. Ich kann es mir kaum denken. Vorsichtiger sollten freilich die Herren endlich werden und die langen Arme des Kaisers anfangen zu scheuen. Indes glaube ich, es sei mehr um Schrecken zu erregen, und die Sache wird so arg nicht werden. Es ist noch eine andere Schrift herausgekommen, um deren Herausgeber (unter uns gesagt) mir es banger ist. Es ist ein Nachlaß von dem alten Seume. Sie haben ihn ohne Zweifel gekannt! Es war ein eiserner Mensch — und so ist auch diese Schrift. Schade, daß so viel Treffliches darin ist — denn sie ist schon überall verboten. Mit Weglassung von zwanzig oder dreißig Artikeln wäre das Buch unschädlich und einzig in seiner Art. Aber unsere Schriftsteller wissen kein Maß zu finden, und unbesonnene oder wohl gar schlechte Freunde finden sich denn auch.

Dieses ist wohl auch der Fall mit dem guten Schulze. Allen seinen Sachen fehlt das Maß, sonst könnte er noch etwas Gutes hervorbringen.

Es ist schade, daß Sie nicht bei meinen Lektionen zugegen sein können, die ich zuweilen meinem Karl über die Sermonen oder Satiren des Horaz gebe. Nicht um meiner eigenen Gelehrsamkeit wegen, sondern um mein Entzücken zu sehen, mit welchem ich die hohe Vortrefflichkeit und Gebundenheit dieses Dichters auffasse. Der treffliche Wieland gibt uns durch seine Übersetzung und seine Noten noch eine reiche Fülle dazu dar, und wir wissen ihm nicht genug Dank

dafür zu sagen. Tun Sie es statt unser, wenn Sie ihn gelegentlich einmal sprechen.

Jena, den 3. Januar 1812.

Das neue Jahr ist gekommen. Unter was für Auspizien, werden Sie wohl zum Teil schon vernommen haben. Ich bin wie ein dreister Glücksspieler. Je schlechter die Karten fallen, desto mehr zähl' ich auf das Glück, das kommen wird; denn alles hat ja seinen Wechsel, und was sich am unfreundlichsten verkündet, ändert oft gar bald zum Lieblichen.

Auf den französischen Gesandten fürchten Sie Sich nur nicht. Es kann so leicht anders kommen. Ich denke sogar, daß Napoleon auf diese Art die Deutschen etwas auszusöhnen sucht. Und dann haben wir ja die Emigranten so lange gehabt — und welcher Nation gehören wir nicht?!

Jena, den 21. Januar 1812.

Der angenehme Aufenthalt unsers guten Goethe allhier seit ungefähr acht Tagen hat mir einen Teil meiner Zeit auf höhere Interessen anlegen lassen, wie gewöhnlich, und dadurch hat sich in den kleinen Umständen doch manches gesammelt, das ich jetzt erst auseinander bringen muß.

Jena, den 13. Juli 1813.

Die traurige Nachricht von dem Tode meiner lieben Schwester, deren Sie in Ihrem letzten Briefe erwähnen, und woran Sie so wahren und herzlichen Anteil nehmen, hat mich wirklich einige Tage außer Vermögen gesetzt, mich mitteilen zu können. Es ist so viel, was man sagen kann, — aber das S a g e n will uns nicht genug tun. Auch trösten kann man sich — aber wie? Mit

dem, was kein Trost ist! Es ist eben da gewesen — so lange da gewesen — und ist nicht mehr da!

Wenn ich mir durch meinen ganzen Lebenslauf bedenke, was mir meine Henriette gewesen ist, dann möchte mir das Herz brechen, zu denken, daß sie nicht mehr ist. Aber ich bin schon ein altes Kind, und meine Zeit wird auch bald vorüber sein. Vergessen lernen muß man in der Welt — das Gute wie das Böse — sich selbst, wie andere!

Jena, den 22. Oktober 1813.

Die Verse des jungen Körner haben uns sämtliche, denen ich sie las, tief getroffen. Ich sehe nicht so sehr auf die Größe seines Genies, als auf den Wert seines Charakters; und ein Mensch, der in diesen Umständen diese Zeilen schreiben kann, ist mir in der Tat ein vortrefflicher und außerordentlicher Mensch.

Die Titanen mögen ihren Himmel und ihre Erde für sich haben. Sie haben jenen nicht erstürmt, und dieser nichts gebracht, als Felsen und Ruinen; — ich liebe den Menschen, und täglich sehe ich mehr ein, wie viel dazu gehört, ein Mensch zu sein!

Unsern guten Körner hat freilich — wie so manche andere — der Moment der Zeit verführt. Was ist zu sagen? Mir bricht die Träne hervor, wenn ich daran denke. . . . Ach, wann wird der Edelmut dieser Jugend eine sichere und festere Leitung erhalten!

Jena, den 15. November 1813.

Nun sogleich aufs erste zu kommen, wegen Ihrer guten Frau Schwester, so beklage ich diese recht sehr, wenn sie ihre Ruhe vergeblich dem Schicksale ihres Sohnes aufopfert. Ich habe mir diesen Gegenstand

oft und sorgfältig bedacht, und gefunden, daß, wenn man übrigens seine Pflicht nach Art und Umständen tut und getan hat, man durchaus nicht um das Schicksal seines eigenen Kindes allzu ängstlich besorgt sein müsse. Oft kann man dadurch nur mehr verderben; denn jeder Mensch hat sein eigenes Schicksal, und was ich ihm öfters als Not aus dem Wege räumen will, kann gerade zu seinem Vorteile gereichen. Kein Mensch ist noch ohne Herumwerfen vom Glück zum Unglück zu irgend etwas gekommen, und selbst die tiefste Gefahr hat manchen vom Untergang errettet.

Es ist eine Zeit im Leben, wo wir den Menschen — zumal wenn er unsern Rat nicht begreifen kann — absolut seinem Schicksal überlassen müssen. Ich habe mir dieses bei meinem eigenen Sohne zur Regel gemacht, ob ich gleich keine Besorgnis habe, ihn je abandonnieren zu dürfen. Aber — der Mensch ist, wie es heißt, seines eigenen Glückes Schmied, und wir müssen ihm nicht zuviel hineinpfuschen; ja zuweilen ihn der Not etwas überlassen . . .

Viel Ersprießliches ist in diesen letzten Tagen geschehen, woran ich so schnell nicht geglaubt hätte. Es ist aber gut, daß (man) Napoleon und die Welt sehe und glaube, daß es noch ein Schicksal gibt, das die höchsten Gebäude des Glücks in einem Augenblick zerstören kann. Denn, daß alles durch die Weisheit unserer Herren Strategiker gekommen sei, mögen sie uns nicht weis machen. Sie haben gewiß von vielem nichts gewußt, das der Zufall herbeigeführt hat — und das allmächtig waltende Schicksal. Dies kann uns erfreuen, die wir auch Kinder des Schicksals sind und uns nicht immer auf die Weisheit unserer Obern verlassen können.

Jena, den 25. Januar 1814.

Was nun vorerst unsere Söhne anlangt, so wollen wir sie ihrem Schicksal überlassen. Wir haben als treue Eltern getan — und werden ferner tun — was in unserm Vermögen steht. Ferner an ihrem Glück künsteln zu wollen, könnte es vielleicht verderben — und allzu viel Sorgen schadet uns und ihnen. Von uns sieben Kindern hat sich jedes sein Schicksal selber gemacht, ohne großes Zutun der Eltern — ja, um besser zu sagen, unser Schicksal hat sich von selbst gemacht — oft ohne unser Wissen.

Mein Karl hat muntere Briefe von Arnstadt und Eisenach geschrieben. Die gewaltigen Schneewehen haben ihnen auf dem Marsche großen Spaß gemacht, und der darauffolgende heftige Frost hat ihm keinen Schaden gebracht, obgleich manche von den Gemeinen Nasen und Ohren dabei erfroren haben.

Der Himmel schütze sie ferner!

Ihr Ernst hat mich noch nicht besucht. Ich nehme es ihm nicht übel, denn ich weiß, wie die jungen Leute sind, und das Alter hat eben nicht viel Anziehendes, und sie mögen sich nicht gern aus ihrem Kreis bringen lassen, durch Vermahnungen und Lehren von diesen.

Das Einzige, was ich ihm raten möchte, ist, bei seinen übrigen Studien die Naturwissenschaften und das Zeichnen nicht zu versäumen. Junge Leute, denen ich dieses geraten und die es versäumt haben, haben mir nachher ihre große Reue darüber bezeugt. In beiden, vorzüglich aber in der Naturwissenschaft, haben wir hier vortreffliche Lehrer, von denen ich vorzüglich den Bergrat Voigt empfehle, den auch Goethe sehr hoch schätzt.

Indessen muß ich Ihnen doch bekennen, daß man

gegenwärtig sehr darüber klagt, daß sich junge Leute so wenig zu älteren und zu ihren Lehrern wenden. Das bringt ihnen wenigstens keinen Ruhm, und sie geraten unter ihresgleichen gar häufig in einen Schwindelgeist, von dem man sie dann nur mit Mühe losreißt.

Ich habe dieses an meinem eigenen Sohn erfahren und manche sind darüber gar zugrund gegangen. . . .

Jena, den 1. Februar 1814.

Nun, da die Erde auch anfängt, sich allgemach ihrer Bande zu entledigen, nun wollen wir Besseres für die Freiheit hoffen.

Der große Napoleon ist ein meschanter Barbar, der nichts als das Joch der Gewalt und Not gelten läßt. Der gräßlichste Winter ist nicht so erstarrend wie Er. Nimmer soll er mehr in unsre Bergstraßen kommen, noch Land und Leute zertreten und verwüsten.

Unsern Poeten tut auch die Freiheit recht wohl — wenn sie anders nicht der Hunger nagt. Ich habe in meinem Leben nicht so viel Gedichte auf einmal über einen Gegenstand kommen sehen.

Dienstag, den 15. Februar 1814.

Mein Dank für Ihre letzten lieben Zeilen und die Schilderung der holden Kaiserin hat sich etwas lange verzögert — und Sie werden es verzeihen!

Die Nachricht von einem gewonnenen Siege der Alliierten scheint sich doch nunmehr zu bestätigen, da sie anfänglich hier zweifelhaft gemacht wurde.

Ich kann nicht leugnen, daß ich jetzt etwas leidenschaftlich an der Sache und dem Glück der Verbün-

deten hänge, nicht sowohl aus bloßem Patriotismus, sondern auch, weil man täglich mehr einsieht, auf welchen schlechten Gründen die Handlungen und Taten des großen Napoleon beruhen, so daß dessen Zerstörungsgeiste mit Gewalt ein Ende muß gemacht werden. Gott helfe das Werk glücklich vollenden, und schone dabei des Lebens und Wohlseins unsrer Geliebten!

Freitag, den 4. März 1814.

Unter den vielen Zeitschriften, die ich jetzt gleichsam gedrungen lesen muß, hat mir doch die Schrift des Benjamin Constant, des Freundes der Frau von Staël, sur l'esprit de conquête et de l'usurpation, vorzüglich gewichtig geschienen. Es hebt gleichsam den Napoleonismus aus seinen ernsten tiefsten Gründen heraus.

Von dem Werke der Frau von Staël habe ich auch den ersten Teil gelesen. Er ist sehr geistreich und einnehmend geschrieben. Ihre Bemerkungen sind zum Teil äußerst fein und richtig; sonst gleicht das Werk mehr einem geistreichen Roman, als einer mit Ernst prüfenden Darstellung. Der Stil ist vortrefflich, zumal von vorneherein.

Ostermontag, den 11. April 1814.

Es scheint, treue und vielverehrte Freundin, daß sich unsre Seelen zuweilen begegnen. So war ich gestern morgen bekümmert, so lange nichts von Ihnen erhalten zu haben und wollte mich eben setzen, an Sie zu schreiben, als mir Ihr Brief in die Hand gegeben wurde, der mir doppelte Freude brachte, sowohl wegen Ihres und der Ihrigen Wohlseins, als wegen der glorreichen Siegesnachricht, von der Sie die Gefälligkeit hatten, mir zu melden. So geht

denn zuletzt noch alles gut in der Welt, und sie ist so schlimm nicht, wie man sich zuweilen in der Bedrängnis vorstellen mag. Ein solches Reinigungsmittel, wie uns der wütende Napoleon gebracht hat, ist zwar etwas angreifend und stark, aber es kann doch manches Gute hervorsprießen, das ohne dieses nicht gekommen wäre.

Wir sehen und klagen meist nur den individuellen Fall, wie es denn für uns kurzlebende Menschen auch so natürlich ist, und meinen, das Gute hätte auch auf andere Art bezweckt werden können; es ist aber nicht immer so, und die Menschen, die immer auch Kinder bleiben, wollen zuweilen durch scharfe Mittel angetrieben werden, worunter denn freilich der einzelne Unschuldige auch mitleidet. Deshalb ist es gut, daß die Menschen für den Glauben an das Ganze religiöse Heilmittel erfunden haben, weil ihre Vernunft nicht überall zulangen will.

Sie, holde Freundin, können sich mit beiden trösten: nur müssen Sie Ihre allzu zarte Empfindlichkeit zuweilen etwas zu bändigen suchen.

Der Einzug der Alliierten in Paris macht mich unendlich glücklich. Es ist eine Begebenheit, die auch nicht ohne große moralische Folgen bleiben kann. Es ist gut, daß die Welt sehe, wie eine wilde Leidenschaft, wenn sie auch durch das größte Talent unterstützt wird, doch endlich in sich zerfällt und durch sich selbst vernichtet wird.

Eben erhalte ich durch unsern Bergrat Voigt noch die Nachricht, daß Napoleon am 1. April auch wirklich vom Senat und Volk zu Paris abgesetzt worden. So wäre denn das lateinische Sprichwort erfüllt: „In einem Augenblick ereignet sich oft, was man Jahre lang nicht hoffen konnte.“ Soviel Jahre von grau=

samer List, Trug und Bosheit scheinen nun ihr Ende erreichen zu wollen. Welch' Schauspiel der Welt in so kurzer Zeit, dessen Ende ich nicht zu sehen hoffen konnte! Welch' ernste, sichtbare Lehre, daß Schelmerei doch endlich zugrunde geht und ihr eigenes Verderben ist!

Es wird noch lange nicht alles wieder hergestellt sein, aber die Welt kann doch einmal wieder Atem holen. Wie mag es in der Seele des Tyrannen aussehen, gegen den Mephistopheles selbst nur ein spaßhafter Zeitvertreib war!

Jena, den 14. April 1814.

Ein Freund schreibt uns aus Ebersdorf, daß daselbst hundert Russen, die im Quartier gelegen wären, bei der Nachricht von der Übergabe von Paris, aufs Feld gegangen seien, sich mit entblößtem Knie im Kreis auf die Erde niedergelassen hätten, und so ein Te Deum angestimmt. Dagegen sind nun wir die Barbaren und die Gemeinheit ist unser Anteil. Doch, wir wollen nichts als Gutes in diesen fröhlichen Tagen sagen! Schreiben Sie mir nur recht viel und schicken mir auch die Gedichte und empfehlen mich auch Ihrer teuren Frau Schwester und allen Angehörigen.

Jena, den 26. September 1816.

Ich wünschte wohl des Malers Cornelius Zeichnungen aus Goethes Faust zu sehen. Es ist ein geschickter Künstler, und er hat gewiß die interessantesten Punkte gewählt. Es ist seltsam, wie dieser Faust insbesondere alle Malernaturen an sich zieht. In solchen Vorstellungen lebt am meisten unsere Natur. Die mehr heiteren Vorstellungen der Griechen sind uns schon fremder. Dieses mag auch so sein, nur

kann ich die Metzeleien und Schindereien der Heiligen, auch in den Vorstellungen der größten italienischen Meister, nicht wohl vertragen. Je näher der Natur, desto schrecklicher, möchte ich wohl sagen. Mich soll der Künstler mit mir zufrieden machen, und da ich ihm in den Vortrefflichkeiten seiner Kunst nicht immer nachgehen kann, so soll wenigstens das Ganze einen angenehmen Eindruck auf mich machen . . .

Ich las vor ein paar Abenden Schillers kleine Gedichte mit großer Zufriedenheit wieder. Es sind so vortreffliche, auf jeden Bezug des Lebens so abgemessene, richtige und glückliche Gedanken und Worte darin, die bei jeder andern Nation gleichsam sprichwörtlich unter den Menschen herumgehen würden. Die unsrige weidet sich nur an der Fülle immer neuer Produkte.

Jena, den 24. Februar 1817.

Der Tod des Fürst Primas hat auch mich betroffen. Er ist gleiches Alters mit mir gewesen, und da mag man sich doch wohl zur Abfahrt bereit halten. Dann hinterläßt er keine Kinder, und dies konnte ihm das Ende leichter machen.

Was nun die Freunde und die Welt betrifft, so mag freilich für jene sein Tod bitter sein, denn er war ein höchst gemütlicher Mann; für die Welt aber, man darf es wohl sagen, hatte er bereits schon etwas zu lange gelebt. Sein empfängliches Gemüt hat ihn in die bösen Schlingen des schlauesten Bösewichts geraten lassen, und dies hat leider seinem Charakter eine großen Makel gebracht. Was man vielleicht an dem Freunde, an dem gewöhnlichen Mann entschuldigen möchte, das kann an dem Weltmann, an dem Fürsten nie entschuldigt werden. Wer in einem

hohen Stande lebt, muß wissen, daß er auch schwerere Verantwortung für Welt und Nachwelt hat. Ist es noch ein geborner Fürst, so trägt man Mitleid mit seinem Stand und seiner Geburt, aber ein Staatsmann, aber ein Weiser, für den er so lange gegolten hat, und in der Tat, alle Lehren und Grundsätze seines Berufes von früher Jugend eingesaugt, der darf, ohne Verlust seines Namens, an keiner solchen Klippe hangen bleiben. Friede sei mit seiner Asche!

Er war ein guter Mann, aber aus Gutmütigkeit zuweilen etwas schwach und eitel. Auch hatte in seinem Geiste nicht alles festen Grund, sondern schwebte und zerfloß in ungewissen und allzu weiten Räumen.

Genug, meine Liebe! Seien Sie nicht böse auf mein etwas strenges Urteil, aber ich glaube, wer so hoch im Leben steht, der müsse auch eine höhere Tugend haben!

Jena, den 13. November 1817.

Goethe ist, wie Sie wohl wissen werden, seit einigen Tagen wieder bei uns und besucht uns täglich. Der Hauptgegenstand unsrer Unterhaltungen war meist — außer dem, was die Zeit so reichlich mit sich bringt — Lord Byrons Manfred. Goethe hat es mitgebracht und übersetzt daran — was er eigentlich nur geschickt zustande bringen möchte. Es ist ein gewaltiger Geist in dem Stück — man möchte fast sagen ein Übergeist — denn er bändigt die Geister, die ihm häufig in dem Stück erscheinen, und um derenwillen das Ganze da zu sein scheint. Man kann nicht zweifeln, daß Lord Byron eine Notiz von Goethes Faust gehabt habe, und aus diesem Geist

scheint sein Werk entsprungen zu sein. Aber statt daß Goethe das Innere, Gewaltige nach außen wendet, treibt es der englische Dichter von außen nach innen und sucht seine Hölle in sich auf. Ich darf Ihnen nicht mehr von dem Werke sagen, um nicht rätselhaft zu werden, da Sie es wahrscheinlich noch nicht gelesen haben. Aber es wird Sie wunderbar ergreifen, und man kann es so leicht nicht wieder aus den Gedanken bringen. Vergessen darf ich es doch nicht, daß die höchsten und herrlichsten Gegenstände der Natur in demselben auf das trefflichste hingestellt sind und die leisesten Gefühle berührt.

Den 14. November morgens.

Goethe ist alle Tage bei uns. Er hat sich ein Reich der Kenntnisse und Wissenschaften erschaffen, worin er sich immer zu beschäftigen weiß, und seine fast unerschöpfliche Produktivität sichert seinen Geist vor äußeren Unfällen des Schicksals. Dabei hat er Ruhm, Ehre, Vermögen — mächtige Stützen, zumal für die Aussicht in die Zukunft, die ihm, bei dem Stand und den Eigenschaften seines Sohnes, nicht zweifelhaft sein kann. Ich mag ihm mit meinen kleinen Sorgen durchaus nicht hinderlich fallen, sondern suche, wo möglich, sein Gemüt noch zu erheitern. Dies ist die Pflicht des Freundes, deren Erfüllung uns selbst wieder Kraft erteilt.

9. Dezember 1817.

Byrons Manfred, Calderons Magico und Goethes Faust sind eigentlich nicht in Parallele zu setzen. Letzterer hat wohl zum Manfred die Idee gegeben — aber wie verschieden doch in der Ausführung — und vom Calderon ist fast gar nichts zu vergleichen.

Goethes Faust ist eine große Welt- und Menschenansicht, Manfred eine tiefe Geisteransicht und Calderon eine Liebesgeschichte, mit etwas metaphysischem Geschwätz und Zauberwerk vermischt. Manfreds Höllenfahrt in sein eigenes Herz zeugt von unglaublicher Kraft der Phantasie, die sich doch nie in dem Sinnlichgräßlichen verliert, sondern immer vornehm und bedeutend bleibt.

Am heiligen Christmorgen 1817.

Gestern brachte Geheimrat Goethe und unser Professor Kosegarten den Mittag bei uns zu, denen sich auch Herr Hofrat Starke abends zugesellte, um den Christbaum glänzen zu sehen.

Frau von Schwendler hat mich über manches belehrt, das mir zu wissen angenehm ist, besonders über den Charakter der Frau v. Krüdener und ihr Verhältnis zu einem gewissen Hof. Daß der Abbé de St. Pierre ihr Lehrmeister in Frankreich gewesen ist, war mir besonders auffallend.

Jena, den 9. Januar 1818.

Ich habe mir zu diesem Jahrgang ein großes Buch binden lassen, worein ich täglich meine Begebenheiten und Gemütszustände einschreiben will. Ich habe aber noch nicht angefangen, weil ich noch nicht in der Laune war. Was es werden soll, weiß ich noch nicht — aber jeder Tag, dem 364 andere folgen, ist ja ein neues Jahr.

Diese Nacht las ich im Glenarvon. Das mag ein gutes Buch für junge Frauenzimmer und andere Weltleute sein. Für mich ist es nicht mehr; doch sind Stellen darin, die mich amüsiert haben. Das Ganze von dem Werk kann ich eigentlich noch nicht

fassen. Das vorzüglichste scheint mir in persönlichen Schilderungen zu bestehen.

An Goethe habe ich das Ihrige ausgerichtet. Er ist freundlich und erwidert solches. Übrigens ist er arbeitsam und besucht uns auch noch fleißig.

Jena, den 3. September 1819.

Die Nachrichten von uns seit Ihrer Abreise sind eben von keiner sonderlichen Bedeutung. Daß wir die Frau Markgräfin von Baden bei uns gesehen haben, wissen Sie ohne Zweifel. Ihr Bruder, Landgraf Christian, begleitete sie. Beide waren auf einen Tag auch hier, und ich freute mich, die gute Markgräfin, die ich schon sonst verehrte, wiederzusehen; auch schien ihr meine Aufwartung Vergnügen zu machen. Goethe ist vor 8 Tagen von hier nach Karlsbad abgereist. Er war in der letzten Zeit sehr wohl und beschenkte mich auch mit seinem neu herausgekommenen Divan, der mir viel Freude macht. Sie werden ihn künftig — zumal die Anmerkungen — mit Vergnügen lesen, und sich wundern, wie ein Mann in Goethes Jahren noch so jugendlich phantasieren kann.

Indessen habe ich auch Schillers Biographie gelesen, die sich im V. Bande der Biographien, die Herr Brockhaus herausgibt, befindet. Einige Nachrichten von ihm, die aus seinen eigenen Briefen genommen sind, waren mir sehr interessant. Ein Mann, der sich so wie er, gleichsam aus sich selbst heraus bildet, ist ein interessanter Gegenstand. Phantasie und Urteil schwebten bei ihm in ziemlich gleicher Wage; nur das angeborene Talent gab zuweilen den Überschlag.

Freitag, den 26. November 1819.

Ich danke Ihnen, liebe Freundin, für die geistreiche und klare Darstellung, die Sie mir von der Boisseréeschen Bildersammlung gegeben haben. Sie haben mit aufmerksamem und gefühlvollem Auge gesehen, und mir einen deutlichern Begriff von dieser Sammlung gegeben, als ich noch zuvor hatte. Ich kann mir nun wohl denken, worein jene Künstler die höchste Vollkommenheit eines Gemäldes gesetzt haben, und wie sie solche erreicht. Der herrliche Fleiß dieser Künstler mit dem scharfen Blick auf die Natur und auf die Köstlichkeit der Farben hat sie auf eine hohe Stufe gebracht, und ihre Werke unvergänglicher Dauer würdig gemacht. Auch mag es wohl sein, daß die Religiosität selbst viel beigetragen hat, gleichsam durch ihren Pinsel ins glänzende Leben zu treten. Ich habe auch in Nürnberg noch manches von Albrecht Dürer gesehen, das sich in Ansicht und Ausführung mit diesem vergleichen läßt. Sein Gemälde in der dasigen Imhofschen Kapelle, das den Tod einer Frau von Imhof vorstellt, muß sehr viel Ähnlichkeit haben mit dem von Hemmling, wovon Sie mir schreiben. Es ist ein vortreffliches Gemälde, so täuschend innig und wahr.

Zu bedauern ist es nun freilich, daß diese so vortrefflichen Künstler sich nicht zu dem hohen Ideal der italienischen und der antiken Kunst haben schwingen können. Ihre Vortrefflichkeit besteht mehr in der Ausführung des untergeordneten Einzelnen.

Selbst der Geist der Religion, der sie huldigten, ließ sie das Höchste mehr im Überirdischen, als in der reinen erhabenen irdischen Darstellung suchen.

Nachmittags.

Von einem Freunde höre ich soeben, daß Goethe mit der Arbeit des Herrn Döring recht wohl zufrieden sein soll, indem er manches darin gefunden hätte, was ihm selbst von seinem Freunde unbekannt gewesen wäre u. s. w. Er meint, andere, die es besser wüßten, könnten es wieder besser schreiben; indes sei es doch Verdienst, von einem Manne Data der Welt überliefert zu haben, die sonst unbeachtet möchten geblieben sein u. s. w.

Man wünscht deshalb, wie es scheint, daß Sie, gütige Freundin, gegen dieses Werk und den Herausgeber nachsichtiger sein möchten, indem es diesem doch einen Teil wenigstens seines Glückes befördern helfe.

Fastnacht, den 19. Februar 1822.

Ich habe gestern einen Aufsatz von Schiller „über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen" gelesen, der mich gar sehr erfreut hat. Er hat diesen Aufsatz noch in der Militärschule zu Ludwigsburg geschrieben. Ich glaubte nicht, daß Schiller so viel ärztliche psychologische Erforschung in der Natur des Menschen gehabt hätte. Der Aufsatz ist ungemein gut geschrieben. Die Herausgeber der neuen Berliner Monatschrift haben ihn als einen noch ungedruckten Teil der Schillerschen Schriften herausgegeben. Er verdiente gar wohl in die Sammlung seiner Schriften aufgenommen zu werden. Noch einmal gesagt, er hat mich erfreut und belehrt. Die Aussichten darin sind weit und trefflich.

Sonntag morgens, den 6. Juni 1822.

Es scheint mir natürlich, daß Sie, als eine so nahe Freundin, manches in dem Leben unsers Schiller

durch Herrn Döring unrichtig, ja wohl widrig finden können. Ein Versehen oder Fehler des guten Döring war es, das Manuskript Ihnen selbst nicht vorher vorgelegt zu haben.

Ich habe erst ungefähr ein Drittel des Werkes durchlesen — da mich andere Lektüren abhielten — doch durchaus nichts gefunden, was Schillern nachteilig sein könnte. Dies sei genug!

Recht artig wäre es, wenn Sie, oder Ihre Frau Schwester, einen Nachtrag — unter welchem Titel es auch sei — zu dem Werke gäben! Der könnte sehr fein abgefaßt sein, und mehr auf das Innere des Mannes deuten.

Übrigens ist wohl noch keine Biographie in der Welt geschrieben, welche das Innere irgendeines ausgezeichneten Mannes hinlänglich aufgedeckt hätte. Wir selbst, wenn wir unser eigenes Leben beschreiben, sind es kaum im Stande. Man muß das Eigenste immer nur erraten lassen.

So viel in der Eile auf Ihren lieben Brief. Böse Absicht ist bei dem Verfasser des Buches nicht zu denken.

Jena, den 19. Dezember 1823.

Erst vor wenigen Tagen höre ich, daß Sie Ihre würdige Frau Mutter verloren haben. Ob sie nun wohl gleich, den Jahren nach, dem gewöhnlichen Laufe der Natur gefolgt ist, so muß doch dieser Verlust Ihnen und den lieben Angehörigen sehr schmerzlich sein. Empfangen Sie, teure Freundin, meine und der Meinigen wahre Teilnahme, und trösten sich mit dem Gedanken, daß wir bald auch den Weg nehmen werden, den Ihre Frau Mutter genommen hat.

Man scheidet sich nach und nach von den Dingen, und leider auch von den Menschen ab. Zur Linken, zur Rechten fällt ein Stamm nach dem andern, und die noch übrig bleiben, bezahlen mit uns die Forderungen eines längeren Lebens. Man darf mit der Natur nicht rechten. Sie hat uns den Anblick einer schönen Welt gegönnt, jedoch nur auf kurze Zeit. Eine längere dürfte ihn ohne Zweifel weniger erfreulich machen. Diese ersetzt sich dann in den Nachkommen, und unsere Kinder leben unser zweites Leben. Dies ist der Lauf der Natur. Dieselben Formen würden die Jahre nicht ausdauern.

Literarische Notizen.

Um den Text nicht durch Anmerkungen zu beschweren und dadurch denen, die keinen Aufenthalt wünschen, den Genuß des Lesens ganz ungestört zu verschaffen, stelle ich hier nach Abschnitten geordnet dasjenige zusammen, was durchaus der Erklärung bedarf. Zunächst sei zur Ergänzung der Einleitung bemerkt, daß Briefe von und an Charlotte, außer in dem Buche von Urlichs, das dieser Sammlung zur Grundlage dient, zu finden sind in der oft aufgelegten Sammlung: Schiller und Lotte; ferner in dem von Charlottens Tochter, Emilie herausgegebenen Werke: Schillers Beziehungen zu Eltern, Geschwistern und der Familie von Wolzogen, Stuttgart 1859, sodann in Karoline von Wolzogens literarischem Nachlaß, 2 Bände, Leipzig 1849, endlich in: Charlotte von Schillers Briefe an einen vertrauten Freund, herausgegeben von Düntzer, Leipzig 1856. (Vgl. ferner S. 395.) Da es mein Plan war, das Urlichssche Werk zu erneuern, aber auch erheblich zu kürzen, so wäre eine Hinzufügung neuen Materials aus den genannten Quellen oder aus den über Fischenich und Fritz v. Stein handelnden Büchern verkehrt gewesen. Ich habe mich daher damit begnügt, für die hier folgenden Bemerkungen die genannten Werke zu Rate zu ziehen. Nur in einer Beziehung glaubte ich mich zu einer Vermehrung verpflichtet. Die Billette Goethes nämlich, die nicht fehlen durften, sind, wie man ohne weiteres zugeben wird, etwas dürftig. Sie erlangen erst volles Leben, wenn man die von hoher Begeisterung erfüllten, inhaltreichen Briefe Charlottens wenigstens teilweise mit diesen Billetten zusammennimmt. (Charlottens Briefe waren zuerst im 4. und 8. Bande des Goethe-Jahrbuchs veröffentlicht.) — Bei den Streichungen, die ich vornahm — ich habe das sehr umfangreiche Werk auf etwa den dritten Teil reduziert — ließ ich mich von dem Gesichtspunkte leiten, die zahlreichen, kurzen, inhaltlosen Billets oder die großen Briefe, die unendlich viel Klatsch und lokales Gerede, Gefühlsüberschwang und Phrasenhaftes enthielten, entweder ganz zu entfernen oder aus ihnen das Überflüssige wegzuschneiden und im wesentlichen nur das zu belassen, was wichtige Beiträge zur Zeitgeschichte enthält, Nachrichten und

Urteile über Goethe und Schiller und tiefere Einblicke tun läßt in Charlottens Seelenleben, ihre geistigen Interessen, ihre Teilnahme an öffentlichen Angelegenheiten, ihre vielfachen Freundschaften mit Frauen und Männern der verschiedensten Art.

Erster Abschnitt. Die Hauptbriefschreiber und Empfänger sind außer Charlotte selbst folgende:

1. Fritz v. Stein (vgl. über ihn die Einleitung). Das Nähere über ihn findet man in: Briefe von Goethe und dessen Mutter an Friedrich Freih. v. Stein, herausgegeben von A. Kahlert, Leipzig 1846 und: Briefe an Fritz v. Stein, herausgegeben und eingeleitet von Ludwig Rohmann, Leipzig 1907. Besonders wichtig über ihn sind die außerordentlich zahlreichen Notizen in Goethes Briefen an Charlotte v. Stein, erste Ausgabe 1848, seitdem häufig erschienen. Denn Fritz, der Sohn der intimsten Freundin Goethes in seiner ersten Weimarer Zeit, war vom Meister erzogen worden und erfreute sich seiner vollen und ganzen Sympathie. Er studierte in Jena, bereitete sich auf die Beamten-Karrière vor, benutzte aber die Zeit des Lernens in preußischen Diensten, die ihm Herzog Karl August gewährt hatte, um sich in dieses große Getriebe hineinzuarbeiten. Er blieb dauernd in Schlesien, brachte es zwar zu Ansehen und Ehren, erreichte aber weder die innere Ausbildung, noch die hervorragende äußere Stellung, die man dem Lieblingsschüler Goethes prophezeit hatte.

2. Karoline v. Lengefeld, bekannter unter dem Namen ihres zweiten Gatten, Wolzogen, als unter dem des ersten, Beulwitz, ist in der Einleitung gewürdigt, wo namentlich auch von der sogenannten Doppelbrautschaft Schillers auf Grund von Zeugnissen gesprochen wird, die z. T. erst neuerdings bekannt geworden sind. Hier sei nur kurz erwähnt, daß sie auch als Schriftstellerin hervortrat. Nicht nur in kleinen Versuchen, die in dem schon erwähnten literarischen Nachlaß sich finden, sondern in Erzählungen und Romanen, die zuerst in Zeitschriften erschienen, dann besonders herausgegeben wurden. Von ihnen erfreute sich einer, der große Roman „Agnes von Lilien“ 2 Bde., Berlin 1798, zu seiner Zeit großer Beliebtheit, ja wurde von einzelnen Kritikern, die besonders scharfsichtig und hellhörig zu sein meinten, Goethe zugeschrieben.

3. Für Karoline v. Humboldt geb. v. Dacheröden darf ich wohl kurz auf das im gleichen Verlag wie dieses

Buch erschienene Werk: „Goethes Briefwechsel mit den Brüdern von Humboldt" verweisen. Die genannte Frau war seit ihrer frühen Jugend mit dem Lengefeldschen Hause aufs engste liiert; diese schwärmerische Jugendfreundschaft festigte sich im Gegensatz zu anderen Mädchenzuneigungen, die durch Verheiratung oder Alter so oft zerstört werden, hier infolge der Ehen, da die Gatten der beiden jungen Damen: Schiller und Wilhelm v. Humboldt, sich gleichfalls zu einer wahrhaft brüderlichen Traulichkeit zusammenschlossen.

4. Der Name der Charlotte v. Stein, der Mutter des schon erwähnten Fritz, braucht nur genannt zu werden, um den Lesern das Bild dieser merkwürdigen Frau ins Gedächtnis zu rufen. Im ganzen kann auch für sie auf die Einleitung verwiesen werden. An dieser Stelle ist zunächst zu bemerken, daß sie zu denen gehörte, die Lottchen hatten aufwachsen sehen. Sie war es, die ihre Aufnahme in die Weimarer Kreise betrieb und ihre ersten Schritte in der kleinen Residenz leitete. Eines aber muß nachdrücklich hier hervorgehoben werden: es ist nämlich durchaus nötig, das in weiten Kreisen gültige Urteil über diese eigenartige Frau zu revidieren. Sie war keine Idealfigur, als die man sie gewöhnlich anspricht. Als sie von Goethe verlassen wurde, weniger durch seine als durch ihre Schuld, da sie, alternd, herb und abweisend geworden, Ansprüche machte, die er nicht befriedigen konnte, zeigte sie sich in einer wenig würdigen und hoheitsvollen Gestalt. Sie war es, die in Briefen an ihren Sohn, sowie an Charlotte v. Schiller allen möglichen Klatsch über Christiane verbreitete, sie trug durch ihre Gespräche und ihre schriftlichen Äußerungen viel dazu bei, Goethe als Menschen herabzusetzen. Von der würdigen Resignation, die wahrhaft großen Frauen ansteht, von der Zurückdrängung persönlichen Ehrgeizes, von der Anerkennung der Leistungen eines wahrhaft großen Menschen, selbst wenn man sich von ihm gekränkt oder verletzt glaubt, war in ihr keine Spur. Wiegte sie sich auch nicht geradezu in dem Wahn, Goethe zu dem gemacht zu haben, was er war, so hegte sie doch die törichte Meinung, die sie eifrig zu verbreiten bemüht war, daß der Dichter, der sie verlassen hatte, von der stolzen Höhe herabgeglitten sei, die er, solange er mit ihr vereint war, eingenommen hatte.

5. Die Gräfin Schimmelmann, von der einzelne Briefe folgen, ist die Gattin des Grafen Ernst Heinrich v. Schimmelmann, des dänischen Finanzministers (1747—1831), der für die deutsche Literaturgeschichte unsterblich geworden ist, durch

die Pension von 1000 Talern, die er für drei Jahre gemeinsam mit dem Herzog Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg 1792 dem kranken Dichter spendete, durch welche er ihm nicht nur eine Herzenserquickung, sondern eine für sein ganzes Schaffen folgenreiche Unterstützung gewährte. Konnte mit dem liberalen Fürsten sich eine freundschaftliche Verbindung nicht gestalten, so wurden die Beziehungen des gräflichen Paares zu Schiller und seiner Gattin geradezu innige. Denn Schimmelmanns Gemahlin, Charlotte geb. v. Schubart (1757—1816), besaß nicht nur das geistige Interesse für Schillers Schaffen, sondern die erquickliche Teilnahme einer klugen und guten Frau für das menschliche Ergehen des Freundes und seines Hauses, während sich bei ihr eine Art Gegensatz gegen Goethe, wenigstens gegen sein menschliches Wesen herausbildete. Infolge der Sympathie für Schiller begann eine Korrespondenz zwischen den beiden Frauen, von der freilich infolge der Verzettelung, ja Vernichtung des Schimmelmannschen Nachlasses die Blätter der Weimarer Freundin zugrunde gegangen sind, während sich dank der Sorgfalt, mit der das Schillersche Archiv behütet wurde, die Briefe aus Dänemark erhalten haben.

6. Der letzte Briefschreiber, der im vierten Abschnitt noch einmal auftritt, Karl Ludwig v. Knebel (30. November 1744 bis 23. Februar 1834) ist als Liebhaber des jungen Mädchens und als treuer Freund der Witwe schon in der Einleitung kurz gewürdigt worden. Hier nur so viel, daß er im Bilde des damaligen Jena und Weimar eine ganz unentbehrliche Staffage abgab. Er war ein unermüdlicher Leser und ein nimmersatter Briefschreiber. Eben weil ihm teils die Lektüre stets neue Stoffe schaffte, teils die von allen Seiten eintreffenden Berichte den ruhig in seiner Klause Weilenden auf dem Laufenden hielten, wurden seine Briefe Chroniken, die viel des Neuen aufspeichern.

7. Frau Griesbach, die Empfängerin von Nr. 10, Friderike Juliane geb. Schütz, war die Frau des bekannten Theologen Johann Jakob Griesbach in Jena. Die Frau und der Mann nahmen sich der Schillerschen Gatten freundlichst an und erwarben sich dadurch deren warme Zuneigung, die das gemeinschaftliche Leben in der kleinen Universitätsstadt lange überdauerte.

8. Das Gedicht Nr. 11, während Schillers vorletzter Krankheit entstanden, ist nicht nur als Probe von Charlottens dichterischer Befähigung hier aufgenommen, sondern deshalb,

weil es die trübe Stimmung gut wiedergibt, die sich der Gattin bei der schweren Krankheit des Geliebten bemächtigt hatte.

Im Einzelnen ist folgendes zu bemerken:

Nr. 1 der 3. Februar 1787 (S. 4) ist der Geburtstag der Karoline v. Beulwitz.

Nr. 2a. S. 17. Moritzens Hirtenknabe: Anspielung auf Karl Philipp Moritzs Roman: Anton Reiser. Die Verse S. 22 aus Pope, der schon S. 17 zitiert war. Er war ein Lieblingsschriftsteller Lottens und ihr um so werter, als sie ein Exemplar des Essay of man von dem gleich zu nennenden Heron erhalten hatte.

Nr. 3. Der schottische Kapitän Henry Heron lebte 1787 in Jena und Weimar; an letzterem Orte lernte Charlotte ihn kennen und lieben. Er schiffte sich nach Ostindien ein und schrieb mehrmals von unterwegs, z. B. April oder Mai 1788 von Madras aus an Knebel; seitdem blieb er verschollen. Er hatte die Lengefeldsche Familie in Rudolstadt besucht; darauf bezieht sich die „Rückkunft" S. 27; „die kleine schwarze Gefährtin" S. 28 ist Lottens Silhouette von 1784.

Nr. 4. Fritz v. Stein war 1785 in Frankfurt bei Frau Rat, von wo aus er Bilder schickte, deren eines den Luftschiffer Blanchard darstellte. S. 29. Goethe reiste nach Karlsbad und ging von dort aus nach Italien. S. 33. Der Brief ist im ersten Druck falsch datiert: Januar 1788. Der 8. Band von Goethes Schriften (bei Göschen in Leipzig) enthielt die erste Sammlung der vermischten Gedichte. Das Kupfer stellte eine an eine Säule gelehnte Muse dar. Die „Gesellschaft" S. 34 Z. 10 ist die im Schillerschen Hause vereinte Tischgenossenschaft der jungen Leute, zu der auch Fritz gehört hatte. Über Fischenich (S. 34) vgl. die Einleitung und unten Abschnitt 2. Joh. K. von Fichard, 1773—1829, wurde später ein bekannter Geschichtsforscher; „das Köpfchen" (S. 38) ist vielleicht Niethammer.

Frl. v. Knebel (S. 34), Henriette, ist die Schwester des schon genannten K. L. von Knebel, die später mit der Erbprinzessin Karoline nach Mecklenburg ging und dort noch vor ihrer Herrin starb. Frau von Imhof ist die Mutter der Dichterin Amalia, (deren Epos „Die Schwestern von Lesbos" S. 37 angedeutet wird). Frau von Imhof ist eine Tante von Fritz; eine andere Tochter der Frau v. Imhof ist das S. 37 erwähnte Käthchen. „Die Großmutter" (S. 37) ist eine Frau v. Bernstorf. Die S. 40 erwähnte Tante ist Sophie

v. Schardt, ein lebenslustiges, aber ziemlich spitz redendes Mitglied des Weimarischen Kreises. — S. 37 Z. 8. Von Fritz Bruder, Karl und seiner Gattin, Amélie, enthält die oben erwähnte Sammlung „Briefe an Fritz von Stein", höchst liebenswürdige und charakteristische Briefe. — S. 49 Z. 7 v. u. Die „Esplanade" ist die jetzige Schillerstraße in Weimar.

Nr. 5. Karoline v. Wolzogen gebraucht mannigfache Zeichen und Abkürzungen, die ein für alle Mal hier erklärt werden sollen. G. S. = Goldschatz oder S. = Schatz ist Karl Theodor v. Dalberg, der Koadjutor, spätere Erzbischof von Mainz, dann Großherzog von Frankfurt (bisweilen wird er auch mit D. bezeichnet). Insel = glückliche Insel, die bei und von Dalberg von Schiller gehofft wurde. △ = Kurfürst von Mainz, dessen Tod ersehnt wurde, damit Dalberg an seine Stelle käme. O oder Ours = Bär, ist der erste Gatte Karolinens, v. Beulwitz, von dem sie sich scheiden ließ. Li = Karoline, ist das Fräulein von Dacheröden, die spätere Frau v. Humboldt. Das Bild = der Bruder der Genannten, der junge Herr v. Dacheröden. Bill = Wilhelm v. Humboldt. □ = die Mutter Karolinens, Frau v. Lengefeld, die als chère mère bezeichnet wird. Sch. = Schiller, (manchmal auch = S.), K = Körner. Freilich wird K. auch gelegentlich für den Kurfürsten von Mainz gebraucht. Jak. Dominikus (S. 47) in Erfurt, Professor der Geschichte 1762 bis 1819. Der in dem ersten Brief (z. B. S. 48) Angeredete ist natürlich Schiller, nicht Lotte. Trotzdem ist, wie Anfang und Schluß zeigen, der Brief an Lotte gerichtet und durfte hier nicht fehlen. S. 49 l. Z. Johannes v. Müller, der berühmte Schweizer Historiker 1752—1809, seit 1791 Bibliothekar und Staatsrat in Mainz. S. 57 ff. „Der Alte" ist der Gatte Karolinens, Wilhelm v. Wolzogen, (dagegen bedeutet S. 49 Z. 18 „der Alte" den Kurfürsten von Mainz), 1762—1809, verheiratet mit Karoline seit 1794. Er war nur ein Jahr älter als seine Frau. Wilhelm war im Jahre 1797 als Kammerherr nach Weimar gekommen und hatte vielfache diplomatische Geschäfte für den Hof zu besorgen. Wegen eines solchen war er auch mit dem Erbprinzen und dem Herrn v. Pappenheim (S. 64) nach Paris geschickt worden. An maßgebender Stelle in Weimar schien man es übel zu vermerken, daß Wolzogen seine Frau mitgenommen hatte; daraus erklären sich ihre Bemühungen, ihren Aufenthalt dort zu verheimlichen oder als harmlos darzustellen. — S. 53 Z. 3 v. u. „Die Schweizern" = Madeleine

Schweizer, mit Wolzogen von früher her bekannt, auch dem Forsterschen Kreise nahestehend, eine hochgebildete, auch in politische Angelegenheiten verflochtene Frau. — Über die Maler David und Gérard (S. 54) vgl. den Briefwechsel Goethes mit den Brüdern Humboldt passim. Wilhelms Pariser Briefe gewähren reichhaltige Ergänzungen zu Karolinens Mitteilungen. — Camille Jourdain = Jourdan (S. 54) französischer Politiker und Publizist, in den biographischen Handbüchern, selbst bei Öttinger nicht erwähnt. — Frau v. Krüdener, Barbara geb. Julie v. Wietinghoff 1764—1824, kam 1802 nach Paris. Es ist die bekannte Schriftstellerin, die später durch ihre religiösen, politischen Beziehungen berühmte oder berüchtigte Freundin des Kaisers Alexander. — Reckisch = in der Art der Elise von der Recke, wahrscheinlich in dem Sinne von Überspanntheit oder Aufdringlichkeit. — S. 55 Graf Gustav von Schlabrendorf (gest. 1824), Diplomat, Mäcen, ein Freund Varnhagens, der lange in Paris in einflußreicher Stellung lebte. S. 58 ff. Gemeint ist Friedrich Schlegel, der mit seiner Frau, Dorothea, nach Paris übergesiedelt war und mehrere Jahre dort als Privatmann lebte. — S. 68. Die „Aktrice" ist Fräulein Duchesnois.

Nr. 6, S. 72. Evelina ist ein Roman von Miß Burney. — S. 72, Rudolf Zacharias Becker, 1759—1822, Schriftsteller in Gotha, später, ohne seine Schuld in die politischen Händel verflochten. Er bewährte sich 1805 als tätiger Freund der Schillerschen Familie. — S. 73, Z. 17, das Gedicht Schillers ist „Die Künstler". — S. 78 ff. Auch Karoline von Dacheröden braucht, wie Karoline von Wolzogen manchmal Chiffern und Abkürzungen. = Schiller; L, auch Lili und Lina bedeutet Karoline v. Beulwitz; D ist der Koadjutor v. Dalberg (S. 86 aber, wird das D für Wilhelm v. Humboldt angewendet, Dalberg wird aber auch in diesen Briefen gelegentlich als K = Kaadjutor, ferner als Sch oder G S = Schatz, Goldschatz bezeichnet). □ ist Frau v. Lengefeld, ⌣ Herr v. Beulwitz, △ Herr v. Dacheröden, Karolinens Vater (dasselbe Zeichen wird aber S. 97 für den Kurfürsten von Mainz gebraucht) ⊥ = Mainz, < = Karl Laroche, ein Freund der empfindsamen Kreise, der schon ein Vertrauter der Henriette Herz in Berlin gewesen war; K: der schon einmal unter anderem Zeichen genannte Kurfürst von Mainz, der damals in Erfurt lebte; Ursus ∸ ours, = der Bär, ist Beulwitz. — S. 82. Die „kleine Frau von Kalb" ist nicht die ehemalige Freundin Schillers, Charlotte, sondern Eleonore v. Kalb, die

Frau des Weimarer Kammerpräsidenten. — S. 95, Z. 3 v. u., die Rezension über Bürgers Gedichte, die damals allgemeines Aufsehen machte, aber verschiedene Beurteilung fand.

Nr. 7. S. 102, Z. 4 v. u. Graf Statella, der Malteser, von dem Goethe in der Schilderung der sizilianischen Reise berichtete; darin auch ein ausführlicher Abschnitt über den Stammbaum und die Familie Cagliostros. — S. 110, die Römischen Elegien, die in den Horen gedruckt wurden. Charlotte v. Stein war über diese Elegien noch empörter als andere Frauen, weil sie deren Beziehung auf Christiane klar erkannte. — S. 110, Z. 13 Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen. — S. 113. Die „Bekenntnisse einer schönen Seele" waren wirklich nach den Aufzeichnungen der Susanna v. Klettenberg redigiert. Darin finden sich recht viel Stellen, durch die die überempfindliche Charlotte geärgert werden konnte. Vgl. z. B. (ich zitiere nach der Ausgabe letzter Hand) Goethes Werke Bd. 19, S. 268 fg. 276 fg. — S. 114, Z. 9 v. u. Zum Verständnis der Stelle muß man Nr. 73, 74 der Venetianischen Epigramme hersetzen, die so lauten:

Wundern kann es mich nicht, daß Menschen die Hunde so lieben:
Denn ein erbärmlicher Schuft ist wie der Mensch, so der Hund.
Frech wohl bin ich geworden; es ist kein Wunder. Ihr Götter,
Wißt und wißt nicht allein, daß ich auch fromm bin und treu.

S. 115. Dido ist das Spiel, in dem die verlassene Charlotte ihren Schmerz und ihre Wut über Goethes Treulosigkeit zum Ausdruck brachte. Das Drama, das in Freundeskreisen viel zirkulierte, ist erst Jahrzehnte nach dem Tode der Beteiligten zum Abdruck gebracht worden. — S. 116. Die Elegie „Hermann und Dorothea", nicht mit dem Epos zu verwechseln. Dort heißt es Vers 23:

Schüre die Gattin das Feuer, auf reinlichem Herde zu kochen.

S. 118, Z. 6. Das Siegel mit dem Motto: „Alles um Liebe". Wenn Frau von Stein die Freundin bittet, dies Siegel August nicht sehen zu lassen, so wird man nicht mit Urlichs sagen können: „Diese eine Zeile wiegt schwerer als Verunglimpfungen der neuesten Tage", vielmehr zeigt sich auch in diesem Wunsche nur die Kleinlichkeit: die in ihrem Stolze gekränkte Frau wollte nicht einmal bei dem Knaben eine Beschämung erleiden. — S. 118, Z. 12 v. u. Das Drama Goethes ist „Die natürliche Tochter". — S. 119. Johann

Timotheus Hermes, 1738—1821, Theologe und Erzähler, der Verfasser des zu seiner Zeit berühmten Romans „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen".

Nr. 8. S. 120 ff. Jens Baggesen 1764—1826, dänischer und deutscher Dichter, in den Weimarer Kreisen nicht übermäßig beliebt; seine erste Frau, Sophie, war eine geborene von Haller. — S. 120, Z. 8 v. u. (auch sonst häufig). Friederike Brun, geb. Münter, 1765—1835, Reisende und Schriftstellerin, auch als Dichterin, z. B. für den Schillerschen Musenalmanach tätig. — S. 124, Z. 13 v. u. Das Drama ist „Wallenstein". Das „Programm" (Z. 12 v. u.) dazu ist wohl der Brief, der in der Allgemeinen Zeitung im Oktober 1798 veröffentlicht wurde; er rührt aber nicht von Schiller, sondern von Goethe her. — S. 126. Eine Abschrift des Wallenstein war durch den Übereifer K. A. Böttigers nach Kopenhagen geschickt worden. Diese allzu große Geschäftigkeit — denn das war es mehr als eine Unredlichkeit — wodurch dem damals grassierenden Hange, bedeutende Werke in der Handschrift vor dem Drucke zu lesen, nachgegeben wurde, erzeugte für den „Herrn Ubique", wie er seitdem in den Weimarer Kreisen genannt wurde, die grimme Feindschaft Schillers und Goethes, die schließlich den gelehrten, freilich eitlen Mann aus Weimar vertrieb. — S. 128. Der jüngere Graf Joh. Lud. Reventlow, 1751—1801, stand der deutschen Literatur sehr nahe; er ist durch das große Werk L. Bobés „über die Reventlowsche Familie", Kopenhagen 1900 ff. dem literarischen Publikum bekannter geworden. — S. 132, Z. 5 v. u. Die Hofdame ist das bekannte Fräulein v. Göchhausen, die langjährige Gesellschafterin der Herzogin Mutter Anna Amalia. — S. 146, Z. 6. Schillers Gedicht „Der Antritt des neuen Jahrhunderts". Anspielung auf die Stellen

> Legt der Franke seinen ehernen Degen
> In die Wage der Gerechtigkeit

und

> Seine Handelsflotten streckt der Brite
> Gierig wie Polypenarme aus.

S. 149, Z. 3 v. u. Unter Kotzebues Geschichte ist wahrscheinlich „Das merkwürdigste Jahr meines Lebens", 2 Bde. 1801, verstanden. Dieses Lob Kotzebues mußte in Weimar um so merkwürdiger klingen, als dieser Schriftsteller sich dort damals höchst unbeliebt, fast unmöglich gemacht hatte. Darüber, wie über den kleinen Schwank, den Charlotte v. Schiller bei

dieser Gelegenheit dichtete, vgl. die Einleitung. — S. 151, Z. 5 v. u. Mit dem „Geheimnis" ist Schillers „Braut von Messina" gemeint. — S. 153. Die Familie des Engländers Charles Gore (1730—1807) lebte seit 1788 in Weimar (vgl. S. 168). — Eine der Töchter, Elisa, starb 1802, die andere, Emilie, war eine intime Freundin des Herzogs Karl August. — S. 154. Graf Reventlow ist Christian W. S. Reventlow (1748—1827), dessen Schwester Luise den Grafen Christian Stolberg geheiratet hatte. Er besaß eine nur mäßige Kenntnis der deutschen Literatur. — S. 155. Von dem Interesse Weimars für Pestalozzi hat Muthesius in seinem Buche: „Goethe und Pestalozzi", Leipzig 1908, uns unterrichtet. Schiller stand diesen Bestrebungen weniger nahe, als sein großer Freund.

Nr. 9. S. 163. Die Beichte ist trotz der Überschrift, wie schon aus dem Titel, besonders aus dem Inhalt hervorgeht, nicht von Charlotte, sondern von Knebel. Sie entsprach einer damals herrschenden Mode. — S. 166. Schillers Gedicht ist „Die Götter Griechenlands". — Die Äußerungen Knebels über Schiller spiegeln die eifersüchtige Regung ab, mit der jener den gefährlichen Nebenbuhler betrachtete. — S. 168. Goethe war unmittelbar vorher aus Italien zurückgekehrt.

Zweiter Abschnitt. Auch hier sollen nur aus Urlichs' Buch die wesentlichen Äußerungen über Schillers Tod zusammengestellt werden; das einleitende Stück S. 177 fg. war nötig (es ist entnommen dem Buche: Schillers Beziehungen zu Eltern, Geschwistern usw., Stuttgart 1859, S. 389 fg.), um die Antwort zu würdigen. Die Schreiberin ist Schillers zweite Schwester (die älteste Christophine Reinwald ist Adressatin des folgenden Briefes) Luise, geb. 24. Januar 1766, verheiratet 20. Oktober 1799 mit dem Stadtpfarrer Franckh, gestorben 14. September 1836. — Hätte es in dem Plane dieses Buches gelegen, Zeugnisse der überlebenden Freunde zu sammeln, so hätte an erster Stelle der wunderbare Nachruf stehen müssen, den Heinrich Voß (1779—1822, über den der 4. Abschnitt zu vergleichen ist; in unserem ist wenigstens ein Briefchen vom 28. Juni aufgenommen) seinem Freunde Solger sendete, am 22. Mai 1805 (vgl. G. Berlit: Goethe und Schiller im persönlichen Verkehr nach brieflichen Mitteilungen von H. Voß, Stuttgart 1895, S. 150 ff.). Ein wirklicher Kondolenzbrief von ihm konnte nicht geschrieben werden, da er ja mit Charlotte in derselben Stadt lebte und sie fast täglich sah. —

Goethe fehlt unter den Klagenden. Über seine Kälte hat sich auch Charlotte empfindlich geäußert. Aber sein Wort an Zelter, 1. Juni 1805: „seit der Zeit, daß ich Ihnen nicht geschrieben habe, sind mir wenig gute Tage geworden. Ich dachte mich selbst zu verlieren und verliere nun einen Freund und mit demselben die Hälfte meines Daseins", wiegt allein ein Dutzend Kondolenzbriefe auf. Genügte dies nicht, so kann wohl der „Epilog zu Schillers Glocke" als die schönste Totenklage gelten, die in deutscher Sprache existiert. Auch die beabsichtigte, freilich nicht ausgeführte, große Totenfeier für den Freund beweist Goethes Gesinnung. Das Verhältnis Goethes zu Charlotten geht aus den im dritten Abschnitt gesammelten Aktenstücken hervor.

Über die einzelnen Briefschreiber ist folgendes zu bemerken: J. F. Cotta (1764—1832) seit 1794 Schillers Verleger. Der Brief, der auch bei W. Vollmer im Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta, Stuttgart 1876, gefunden werden kann, ist wohl geeignet, die Legende von der üblen Behandlung, die Schiller durch den Buchhändler erfahren haben soll, zu zerstören. Man kann sich nichts Liebevolleres denken, als diesen Brief; die Sorgfalt Cottas für die Hinterbliebenen des Dichters blieb stets rege. Eine Antwort Charlottens auf diesen Brief ist nicht bekannt. Auszüge aus etwa 300 Briefen, die sie an Cotta richtete, stehen in der eben angeführten Sammlung. — Die Antwort der Christophine vom 15. Juni („Beziehungen", S. 312 ff.) braucht hier nicht wiederholt zu werden. — S. 188. Marie ist bekannter unter ihrem Namen Maria Paulowna, die russische Großfürstin, Gemahlin des damaligen Erbprinzen Karl Friedrich, die schon vorher mannigfach gerühmt wurde und die ihr Versprechen (vgl. S. 183, 195) in schönster Weise erfüllte. — S. 190. Chr. G. Körner (1756—1831), vielleicht der vertrauteste Freund Schillers seit 1785. Er war schon bei Schillers Lebzeiten Charlotte nahe getreten. Über seine Gattin Minna (Anna Maria Jakobine geb. Stock) vgl. unten. Körner wurde Schillers Biograph; seine „Nachrichten zu Schillers Leben" sind der von ihm unter dem Beirat Goethes veranstalteten ersten Gesamtausgabe von Schillers Schriften vorangestellt (Stuttgart und Tübingen 1812). Schillers letzter Brief an Körner ist vom 25. April 1805, der letzte, den er überhaupt schrieb. Seine letzte Arbeit ist doch wohl nicht die „Prinzessin von Celle", wie Urlichs angibt, sondern „Demetrius". — Fritz v. Stein und Charlotte v. Schimmelmann (S. 190 fg. u. S. 193 ff.)

sind aus dem vorigen Abschnitt bekannt. — S. 195. „Das teuere, schöne Andenken" ist Schillers Festspiel „Die Huldigung der Künste". — S. 193. Hufeland, Christoph Wilhelm (1762 bis 1836), der berühmte deutsche Arzt, der fast zwei Jahrzehnte in Weimar und Jena als Praktiker und Universitätslehrer gelebt hatte und auch dem Schillerschen Hause nicht fern stand. — Die Königin von Preußen ist die vielgeliebte Königin Luise. — S. 195 l. Z. Kotzebues Erinnerungen von einer Reise aus Lifland nach Rom und Neapel. 3 Bde. Berlin, 1805. — S. 197ff. Bartholomäus Fischenich, 2. August 1768 — 4. Juli 1831 vgl. die Einleitung, war einer der jungen Männer der Jenenser Tischgesellschaft und bewahrte auch als hoher preußischer Beamter, lange nach der Jenenser Zeit der Witwe und ihren Kindern unverbrüchliche Treue. Seine Korrespondenz mit Charlotte ist gedruckt, doch kann hier nur dieser Trostbrief wiedergegeben werden. Charlotte hatte den Getreuen in ihrem Briefe vom 4. Juni aufgefordert, nach Brückenau zu kommen, wohin sie mit einigen ihrer Kinder zur Kur gegangen war. — S. 200f. Karoline v. Humboldt, über die der erste Abschnitt zu vergleichen ist, hatte im Jahre vorher einen Sohn in Rom verloren; darauf bezieht sich der Anfang ihres Briefes. — S. 201. Johann Christian Reinhart, Maler, 1761—1847; Schiller stand mit diesem seit 1789 in Rom lebenden, tüchtigen Künstler in vertrautem, wenn auch nicht häufigem Verkehr. Der letzte Brief, von dem gleich die Rede sein muß, ist in einem besonders jovialen Tone geschrieben. Der Brief Schillers an Reinhart vom 2. April 1805 wurde ebenso wie der an Wilhelm v. Humboldt durch den Kammerpräsidenten Herda in Weimar überbracht. Karoline zitiert sehr frei. Die Worte Schillers lauten nämlich: „Nun lieber Freund umarme ich Ihn von Herzen und bitte Gott, daß er uns in dieser Welt noch einmal möge zusammenführen. Will es aber nicht gehen, so schicke ich Ihm in acht Jahren meinen ältesten Sohn, der kann denn die Kunst bei Ihm studieren." — S. 202f. Minna Körner, vgl. oben zu dem Brief ihres Gatten. — S. 204. Charlotte v. Kalb geb. Marschalk v. Ostheim 25. Juli 1761—12. Mai 1843, seit 1783 vermählt, eine der leidenschaftlichsten exzentrischsten Frauen ihrer, an derartigen weiblichen Wesen so reichen Zeit. Sie war Schiller in Mannheim so nahe getreten, daß eine Verbindung beider erwogen wurde; seitdem sich Schiller mit der Lengefeldschen Familie befreundete, trat sie schmollend zurück. Um so rührender ist dieser Brief, in dem die schönen Seiten

ihrer idealen Sehnsucht, ihr weibliches Mitempfinden hervortreten. — S. 205—208. Karl Gotthard Graß aus Livland, ursprünglich Theologe, später Schriftsteller und Landschaftsmaler (1767—1814). Er hatte zu den jugendlichen Genossen Schillers in Jena gehört und wurde zeitlebens von Schiller sehr geschätzt, wenn auch nur ein einziger Brief an ihn vom 2. April 1805 gleichzeitig mit den an Reinhart und Wilhelm v. Humboldt geschriebenen, sich erhalten hat.

Dritter Abschnitt. In den liebenswürdigen Plauderbriefen Charlottens ist, wie in allen Stücken dieses Bandes, die neue Orthographie durchgeführt, infolgedessen sind die vielen Hauptwörter, die sie klein schrieb, mit großen und die Eigenschaftswörter, denen sie große Anfangsbuchstaben gab, mit kleinen gedruckt. Dagegen wurde ihre Ausdrucksweise, alle die kleinen Fehler, die sie macht, beibehalten. Z. B. „Grüßt Ihnen herzlich; wir Frauens; mit den Bewußtsein; in ihren Leben; für ihnen" u. dgl.

S. 214. Das 8. Buch ist das des Romans Wilhelm Meister. — Hesperus oder 45 Hundspostage, eine Lebensbeschreibung von Jean Paul, erschien in 4 Bänden, Berlin 1795. — S. 215. August, Goethes Sohn, hatte den Vater auf einer seiner gewöhnlichen Exkursionen nach Jena begleitet, er befreundete sich schnell mit Schillers Sohn Karl, eine Freundschaft, die das Leben hindurch dauerte. — S. 215 fg. Der schöne Jubelbrief, auf den in der Einleitung Bezug genommen ist, betrifft Hermann und Dorothea. — S. 217. Man weiß, daß gerade durch Schillers Einfluß die Arbeit am Faust wieder vorgenommen und gerade in den Jahren 1797 ff. eifrig gefördert wurde. — Nikolaus Friedrich Thouret 1767—1845, ein Stuttgarter Baumeister, der bei der Wiederherstellung des Schlosses eifrig tätig war. — S. 218. Über diesen Humboldtschen Brief vergl. die neue Ausgabe des Goethe-Humboldtschen Briefwechsels. — S. 219. Die Worte des Kaisers Ahasverus kommen in dem Estherspiel Goethes vor, das sich in dem neu eröffneten moralisch-politischen Puppenspiel Goethes findet (Jahrmarktsfest zu Plundersweilern). — S. 220 Z. 1. Die Stelle „im zehnten Hause", die im einzelnen nicht leicht erklärlich ist, bezieht sich wohl auf die astrologischen Andeutungen im ersten Akt von „Wallensteins Tod". — S. 220. „Diesen Tag", der 28. August ist Goethes Geburtstag, dessen Feier in Weimar der Dichter gern aus dem Wege ging. — S. 221. Tankred, ein Drama Voltaires, das Goethe übersetzt und bearbeitet hatte,

um das Repertoire des Weimarer Theaters zu beleben und zu variieren. — S. 221 f. Für die einzelnen Weimarer Schauspieler ist auf das ältere Buch von Pasqué: Goethes Weimarer Theaterleitung und Wahle, Geschichte des Weimarer Hoftheaters unter Goethes Leitung, Weimar 1892 zu verweisen. — S. 222 Z. 9, u. 22. „Einsamkeit" und „Roßla". Goethe hatte das kleine Gut Roßla gekauft, das er freilich bald wieder aufgab, vgl. Geiger: Goethe und die Seinen S. 54 ff. — S. 222 Z. 17. Taratare König von Axur, vieraktige Oper von Salieri, am 6. April 1801 zum 5. Mal in Weimar aufgeführt. — Der „große Unterdrücker" (das. Z. 16) ist Paul I. von Rußland, der am 24. März 1801 ermordet worden war. — S. 222 vorl. Z. ff. Geht auf eine Würdigung der „Natürlichen Tochter", die sich nicht erhalten hat. Ein solches Lob mußte dem Dichter um so erwünschter sein, als ihm gerade aus Weimar mancherlei ungünstige Urteile zugekommen waren. — S. 223—227. Über den Besuch der Frau von Staël vgl. mein mehrfach angeführtes Buch S. 240. Ihre Billette an Goethe sind im Goethe-Jahrbuch Bd. 5 und 8 gedruckt, dort auch manche an sie gerichteten Briefe Goethes, letztere vollständiger in der Weimarer Brief-Ausgabe. Sie unterließ ihren Besuch in Jena, weil Goethe, der eine Zeitlang beabsichtigt hatte, der allzu lebhaften Französin aus dem Wege zu gehen, schließlich nicht umhin konnte, nach Weimar zurückzukehren. — S. 224. Benjamin Constant 1767—1830, kam später nach Weimar. — Villers, Charles François, 1764—1815, ein nach Deutschland emigrierter Franzose, der sich mit außerordentlicher Kraft in das Deutschtum einlebte und mit vielem Verständnis über deutsche Literatur und Geschichte schrieb. — Böttiger ist eben der „gewisse Freund" S. 224 Z. 4 v. u. (vgl. die Notiz zu oben S. 126). „Er macht sich sehr nötig" das. im Sinne von wichtig. — Die Clairon, (S. 225 Z. 11) (nicht „dem", wie im ersten Drucke steht), eine der bekanntesten französischen Schauspielerinnen jener Zeit, 1723—1803. — S. 228. „Die verdrießlichste Zeit im Jahre" wegen der kurzen Tage. Dunkles und schlechtes Wetter waren Goethe höchst widerwärtig; er erlitt dadurch eine förmliche gemütliche Depression; es ist sehr fein und anmutig, wie Charlotte diese böse Stimmung zu bekämpfen versuchte. (S. 230). — S. 231. Unter der Rezension der Hackertschen Bilder ist jedenfalls ein schriftlicher Aufsatz zu verstehen, der den Ankauf einiger Bilder des deutschen, lange in Italien weilenden Malers bei dem Herzog oder bei der Behörde emp-

fehlen sollte. — Dr. Meyer (S. 232) ist gewiß der Bremer in Minden lebende Arzt und Dichter, Nikolaus M., der als junger Mann sich lange in Weimar aufgehalten und sich dort recht beliebt zu machen gewußt hatte. — S. 235 Z. 8. Einen so betitelten Aufsatz Goethes gibt es nicht; in den naturwissenschaftlichen Schriften (Weimarer Ausgabe, II. Abt. Bd. 8) stehen nur gelegentliche Bemerkungen über den Hund. — S. 236 Z. 15 v. u. Die kleine Schrift führt den Titel: „Sammlung zur Kenntnis der Gebirge von und um Karlsbad, angezeigt und erläutert von Goethe." Karlsbad 1807. — Unter „Prolog" S. 237 Z. 4 ist zu verstehen: „Vorspiel zur Eröffnung des Weimarer Theaters am 19. September 1807", das damals nicht separat erschien, sondern nur im Morgenblatt für die gebildeten Stände 21. Oktober 1807 abgedruckt wurde. — Die Briefe Augusts, S. 237 Z. 11, der damals in Heidelberg studierte und zum Besuch seiner Großmutter in Frankfurt gewesen war. — S. 237 fg.. Der erste Teil des Faust war damals, 1808, als 8. Band der ersten zwölfbändigen Cottaschen Ausgabe der Werke zum ersten Mal erschienen, zugleich war eine Separatausgabe gedruckt. — S. 238 Z. 4 v. u. „Die Freunde stehen am rechten Platz" bedeutet wohl, daß die eingestreuten satirischen Verse gegen einzelne Richtungen und Persönlichkeiten („Freunde" also im ironischen Sinne) die Briefschreiberin befriedigt hatten. — S. 239. Pandoras Wiederkunft war kurz vorher in der Zeitschrift „Prometheus" erschienen und wurde am Schluß der oben erwähnten Cottaschen Ausgabe wiederholt. — Unter der „Freundin" (S. 239 Z. 14 v. u.) ist Frau v. Staël, unter dem „frommen Freund" (S. 240 Z. 12) der Dichter Zacharias Werner zu verstehen. Zu dessen besonderen Verehrerinnen hatte die Frau von Schardt (das. Z. 15) gehört, die wirklich später zum Katholizismus übertrat. — S. 246. K. J. Hier. Windischmann, 1775—1839, Arzt, Philosoph, Professor in Bonn. Er gehörte zu der nicht großen Schar von Gelehrten, die sich zustimmend zu Goethes Theorien äußerten. — S. 248. „Stanzen" sind die Karlsbader Gedichte, über die ausführlicher unten im vierten Abschnitte gehandelt wird. — S. 250 l. Z. Diese Stelle wird unten bei Gelegenheit ihrer Anführung durch die Prinzessin von Mecklenburg (denn das ist die „Fürstin") erklärt. Das verlangte Werk ist der 3. Band von „Dichtung und Wahrheit". — S. 253 fg. Auf die Stelle ist schon in der Einleitung hingewiesen. Es handelt sich um den Aufsatz „Über das deutsche Theater", der im Morgenblatt 10. und 11. April

1815 erschien. — S. 256. Angespielt wird auf den Aufsatz „Erste Bekanntschaft mit Schiller", der zuerst in den naturwissenschaftlichen Heften erschien. Daraus ist er dann unter dem Titel „Glückliches Ereignis" in die naturwissenschaftlichen Schriften übergegangen (vgl. Weimarer Ausgabe, II. Abt. Bd. 11, S. 18). Unter dem ursprünglichen Titel bildet er einen Abschnitt der biographischen Einzelheiten und ist als solcher in der Hauptabteilung der Werke W. A., Bd. 36, S. 252 zu finden. Die Charlotte betreffende Stelle, die so lautet: „Seine Gattin, die ich von ihrer Kindheit auf zu lieben und zu schätzen gewohnt war, trug das Ihrige bei zu dauerndem Verständnis" ist dann aber von Goethe zum drittenmal gedruckt worden in den Annalen, die erst nach Charlottens Tode herauskamen, bei der Schilderung der Anknüpfung mit Schiller 1794, so daß diese schöne Würdigung Charlottens dreimal gleichlautend in Goethes Werken vorkommt. — S. 258. Es handelt sich um den „Maskenzug" zum 10. Dezember 1818, in dem sich die wundervollen Strophen über Schiller finden: „Bei Allerhöchster Anwesenheit Ihro Majestät der Kaiserin Mutter Maria Feodorowna in Weimar, Maskenzug 1818". — S. 259—261. Die Jahreszahlen, die Urlichs ziemlich willkürlich zu einzelnen dieser Billette gesetzt hat, sind hier weggelassen; die Zettelchen finden sich einstweilen in der Weimarer Briefausgabe nicht. Sie sind als schwer einzureihende Stücke für die Schlußbände der großen Sammlung aufgespart; ich glaubte daher auch am besten zu tun, sie hintereinander abzudrucken, ohne einen Versuch der Datierung zu machen. — S. 260. Das vorletzte Billett, dem sich einzelne ähnlichen Inhalts in den Anmerkungen der oft genannten großen Briefedition anschließen, bezieht sich auf die von Goethe geplante Herausgabe seines Briefwechsels mit Schiller, eine Ausgabe, die Charlotte nicht mehr erleben sollte. Hier sei nur kurz bemerkt, daß Charlotte, obwohl sie natürlich ihre Zustimmung zu dieser Veröffentlichung gegeben hatte und für sich und ihre Kinder erfreut war das Andenken des Heimgegangenen so geehrt zu sehen und auch froh des erheblichen Honorars, das ihr zufließen sollte, die eigentlichen Unterhandlungen nicht führte, sondern diese geschäftliche Mühewaltung, die Karoline von Wolzogen begonnen hatte, dieser und ihrem Sohne Ernst überließ. Es mag nur kurz erwähnt werden, daß bei dieser Auseinandersetzung, wie bei allen ähnlichen, in denen pekuniäre Interessen ins Spiel kommen, Differenzen nicht ausblieben, daß die Schillerschen Angehörigen sich namentlich durch Augusts

Schuld übervorteilt glaubten, daß aber doch in dies schöne Verhältnis zwischen Charlotte und Goethe, das hier zum ersten Male nach den Quellen klargelegt wird, keine Störung, nicht einmal eine Trübung kam; Charlotte bewährte vielmehr bis zuletzt die Goethesche Mahnung „Erhalten Sie mir eine so viel erprobte Freundschaft".

Vierter Abschnitt. Nr. 1. Bei der Prinzessin Karoline ist außer den Lebensdaten (die S. 265 absichtlich mitgeteilt sind) nur kurz die Tatsache zu erwähnen, daß sie 1811 Weimar verließ, als sie den Erbprinzen von Mecklenburg heiratete, mit dem sie allerdings nur wenige Jahre in glücklicher Ehe lebte. Sie war die Tochter Karl Augusts und der Herzogin Luise; jener wird in unseren Briefen als „Vater", diese meist als „Hoheit" bezeichnet. Ihre oft erwähnte Schwägerin ist die schon früher mehrfach genannte Maria Paulowna. Der vaterländische Sinn der Prinzessin Karoline, ihre lebhafte Anteilnahme an Literatur, ihre Naturschwärmerei, ihre liebenswürdige, echt menschliche Anhänglichkeit an Charlotte, der sie sich erst in deren Witwenzeit näherte, treten so lebhaft aus ihren und den an sie gerichteten Schriftstücken hervor, daß es eines weiteren Eingehens darauf nicht bedarf. Die Briefe der Prinzessin sind mit Pr., die Charlottens mit L. bezeichnet.

S. 267. K. Fr. Reinhard 1761—1837, deutscher Pfarrerssohn, der es zum französischen Minister und Gesandten in Deutschland brachte. Er war ein Landsmann Schillers und ihm äußerlich sehr ähnlich. Er befreundete sich 1807 mit Goethe in Karlsbad, besuchte in dessen Abwesenheit Weimar und wurde in den dortigen Kreisen sehr freundschaftlich aufgenommen. Die Verse, die bei der Nennung seines Namens angeführt werden, sind aus Goethes Iphigenie. — S. 267 vorl. Z. K. L. v. d. Kettenburg gest. 1814, auch später noch mehrfach genannt, scherzhaft als „Vandale" bezeichnet, ein Mecklenburgischer Adliger, Dichter einiger Trauerspiele. — S. 268. Die auch sonst mehrfach erwähnte Dame ist Henriette v. Knebel, Gesellschaftsdame der Prinzessin. — S. 270 Z. 16. Die „Frau" ist die übliche Bezeichnung für Karoline v. Wolzogen; „der Meister" die gewöhnliche Benennung Goethes. — S. 272. K. L. Fernow 1763—1808, Literatur- und Kunsthistoriker, der nach langem Aufenthalt in Italien nach Jena kam, dort kurze Zeit lehrte, dann Bibliothekar der Herzogin in Weimar wurde, aber nur noch wenige Jahre lebte. Seine Freundin ist Johanna Schopenhauer, die gastlichste Dame

Weimars, die Fernows Leben schrieb. Sie erwarb sich als Reise- und Romanschriftstellerin in jener Zeit großen Ruhm. — S. 273. Karl Ludwig Kaaz 1776—1810, ein von Goethe sehr geschätzter Landschaftsmaler, der ihm bei Vollendung seiner Skizzen nützlich wurde. „Die Ballade vom verschütteten Westchen" (273 l. Z.), ist das muntere Gedicht „Wirkung in die Ferne". — Die Rede des Gothaer Philologen Chr. Fr. D. Jacobs 1764—1847 (S. 274 Z. 3) führt den Titel „über den Reichtum der Griechen an plastischen Kunstwerken". — S. 274. „Meyerchen" ist der bekannte Schweizer Heinrich Meyer, Goethes Genosse in Italien und seit 1791 sein unermüdlicher Kunstberater. — S. 277 fg. Das Urteil über Heinrich v. Kleist ist merkwürdig, nicht wegen seiner tiefen Originalität, sondern weil dieser nordische Dichter, dessen Lustspiel „der zerbrochene Krug" von Goethe nicht die gebührende Anerkennung fand, in Weimar wenig geschätzt wurde. — S. 278. Falk, J. D. 1768—1826, der Satiriker, der größeren Ruhm wegen seiner philanthropischen Bestrebungen verdiente und erhielt. — Schulze, Joh. 1786—1869, Philologe und Pädagoge, später als vortragender Rat des preußischen Unterrichtsministeriums, lange Jahre wirklicher Leiter des Schul- und Universitätswesens. Er wird gelegentlich „die kurze Ehe" genannt, mit scherzhafter Anspielung auf die kurze Zeit, die er als Lehrer im Schillerschen Hause tätig war. In Weimar wirkte er von 1808—12. — S. 288. Bettine v. Arnim (1785—1859), die schwärmerische Dichterin der Romantik. Ihr Erscheinen in Weimar und ihre Entfernung aus dem Goetheschen Hause nach einem Zank mit Christiane ist dargelegt in meinem Buche „Goethe und die Seinen" S. 92 ff. Dort sind die darüber handelnden Stellen der Charlotte und Karoline abgedruckt. — S. 288 fg. Das Urteil über Goethes Bearbeitung von Romeo und Julie mag als schönes Zeugnis für Charlottens Begeisterungsfähigkeit gelten, doch kann man ihm nicht völlig zustimmen, vgl. meine Auseinandersetzung in der biographischen Einleitung zu Max Hesses Ausgabe von Goethes Werken S. 103 ff. — S. 295 f. Der französische Gesandte St. Aignan, ein literatur- und kunstfreundlicher Mann, dem Goethe während der Jahre, die er in Weimar blieb, ziemlich nahe kam. — Tinette (S. 296, Z. 12) ist ein Fräulein von Reitzenstein. — S. 296, Z. 13 v. u. Die Marschallin Lannes, die Gattin des zum Herzog von Montebello erhobenen Feldherrn. Goethe bedankte sich bei ihr in einem französischen Briefe vom 15. Februar 1812 für ihr schönes Geschenk. — S. 297. Emma Körner, die Schwester Theodors,

gleich ihm früh verstorben, die Tochter des oben erwähnten Körnerschen Paares in Dresden. — Emilie, das früher genannte Fräulein Gore. — Fräulein v. Staff, Weimarische Hofdame, die gelegentlich in Goethes Werken erwähnt wird. — S. 298, Z. 18. Unter den Briefen sind wohl die Episteln Goethes an Frau v. Stein verstanden, welche Lotte bei der alten Freundin eingesehen und von denen sie einen tiefen Eindruck empfangen hatte. — S. 299, Z. 3. Das Gedicht des zehnjährigen Schiller, zuerst von Hoffmeister veröffentlicht, ist ein Neujahrsgedicht an die „herzgeliebten Eltern". — S. 299, Z. 3 v. u. Der Brief Goethes an die Prinzessin vom 22. Juli 1812 ist erhalten. Er ist in echt höfischem Tone geschrieben und war von einigen Kunstblättern begleitet. — S. 300. Es sind zwei Lustspiele zu unterscheiden: eines von der Kaiserin herrührend, ein anderes in ihrem Auftrage von Goethe verfertigt, „Die Wette", in allen Ausgaben der Goetheschen Werke. Die Beziehungen des Meisters zu der österreichischen Kaiserin Luise Beatrix sind neuerdings häufig behandelt. Das etwas nüchterne Urteil, das die Prinzessin fällt (S. 302), sticht sehr gegen die Verherrlichung ab, die Goethe selbst mit der hohen Frau trieb und gegen die Verhimmelung, die augenblicklich Mode ist. Goethes Gedicht an die Kaiserin bildet einen Bestandteil der sogenannten „Karlsbader Gedichte". — S. 302 ff. Das Buch von dem in den Briefen beider Korrespondenten gesprochen wird, ist „Dichtung und Wahrheit". Dem ersten, 1811 erschienenen Bande, war 1812 der zweite gefolgt. — S. 307. Horn, der auch schon früher als der Prediger genannt wurde, der einen der Söhne Charlottens konfirmiert hatte, war Stiftsprediger in Weimar, als Schriftsteller nicht bekannt, dem Goethekreise fremd. — S. 307. Die Rede Goethes zu Wielands Andenken steht in allen Ausgaben der Werke. — S. 308. Henriette v. Knebel war in der Nacht vom 13. zum 14. Juni 1813 gestorben. — S. 310. Die „Nichtchen" sind die Kinder des Erbprinzen Karl Friedrich von Weimar; Albrecht ist der Sohn Karolinens; die Prinzessinnen Auguste und Marie, eben die angeführten Nichtchen, verheirateten sich später an preußische Prinzen. Augusta ist die spätere deutsche Kaiserin. — Die Sorgen Goethes waren durch die Zeitereignisse hervorgerufen, sein von Erfolg gekröntes Bemühen, den Sohn vom Kriegsdienste zurückzuhalten, bereiteten ihm manche Unannehmlichkeiten (vgl. Goethe und die Seinen S. 139). — Der dritte Teil von Dichtung und Wahr-

heit erschien erst 1814. — S. 312. Das Buch der Frau v. Staël „de l'Allemagne“ war 1813/14 erschienen, über Schiller handelt Bd. 3 Kap. 17—20. — Vielleicht bezieht sich das undatierte, fragmentarisch erhaltene, etwas rätselhafte Schreiben (S. 313) auf die ersten Heiratsbemühungen Augusts, die „Goethe und die Seinen“ S. 138 ff. angedeutet sind. — S. 314. „Die geliebte Freundin“ (S. 313, Z. 6 v. u.) ist nicht etwa, wie man nach früheren Andeutungen vermuten möchte, Charlotte von Stein, sondern die Herzogin Luise. Seltsamerweise wird diese Intimität in dem schönen Buche von Eleonore v. Bojanowski über die Herzogin Luise, Stuttgart 1903, gar nicht berührt. (Oder ist etwa an Maria Paulowna zu denken?). — S. 314. R. Z. Becker schon oben erwähnt. Er war Charlotte durch seine Tätigkeit für die Schillerschen Hinterbliebenen besonders ehrwürdig. Sein „Not- und Hilfsbüchlein für Bauern“ ist nicht etwa damals zum ersten Mal herausgekommen, sondern schon 1788, und wurde in jener Zeit nur neu aufgelegt. — S. 325. Das Festspiel ist „Des Epimenides Erwachen“. Ein vierter Teil von Dichtung und Wahrheit erschien erst in den nachgelassenen Schriften. — Aus dem Jahre 1815 sind die Briefe Charlottens an die Prinzessin nicht erhalten.

Nr. 2. S. 326. Von Heinrich Voß ist bereits in den Anmerkungen zu Abschnitt 2 gesprochen. Vgl. ferner zu dem ganzen Abschnitt 4 die Vorbemerkungen. Heinrich, der Sohn des großen Übersetzers Johann Heinrich Voß, war ein tüchtiger Philologe, besonders als Metriker und Übersetzer von antiken Schriftstellern und Shakespeare tätig. Weit größer als seine gelehrten Leistungen ist seine Bedeutung als treuer Bewahrer der Weimarischen Erinnerungen, als begeisterter Bewunderer Goethes und Schillers. Er besitzt die Kunst des Briefschreibens in hohem Grade. Auch diese Proben seiner Briefe an Charlotte geben davon ein glänzendes Zeugnis. — Friedrich August Ukert, 1780—1851, später als Historiker, besonders als Begründer des großen Sammelwerkes der Europäischen Staatengeschichte berühmt. — Voß' Freund, K. W. F. Solger (1780—1819) hauptsächlich philosophischer Ästhetiker. — Ukert kam 1807 nach Weimar, ging aber schon 1808 nach Gotha an das dortige Gymnasium und an die dortige Bibliothek. — S. 327. Die prächtige Schilderung von Josef Görres (1776—1848), einer der vielseitigsten Männer jener Zeit: Altertumsforscher, Theologe, Politiker, ist um so merkwürdiger, als Görres durch seine Neigungen und seine

gesellschaftlichen Beziehungen dem Kreise der Romantiker sehr nahe stand, der dem Vossischen Hause so unsympathisch war. — S. 328. Ebenso auffallend ist die Sympathie für Johann Heinrich Jung, bekannter unter seinem Schriftstellernamen Stilling (1740—1817), dessen stark ausgesprochenen mystischen Ansichten und Theorien dem nüchternen Geist der Vossischen Familie fremd, ja feindlich waren. Vielleicht kam ihm das Wohlwollen zugute, das sich auch in Goethes Schilderung des Jugendgefährten geltend macht. — S. 328. Karl Daub (1765—1836), der mit dem Verfasser der „Reden über die Religion", d. h. Schleiermacher verglichen wird, gleich diesem Theologe, war jahrzehntelang eine der Hauptstützen der Heidelberger Universität. Mit ihm zusammen G. Fr. Creutzer, der mit Daub das Sammelwerk „Studien" herausgab (1771 bis 1851), der seinen Ruhm, namentlich als Verfasser der zu ihrer Zeit hochgeschätzten „Symbolik" lange überlebte. Literarisch ist er hauptsächlich bekannt durch seine Freundschaft mit Karoline von Günderrode, die seinetwegen in den Tod ging (1806). — Fr. H. Schwarz (1766—1837) Theologe und Pädagoge. — S. 329. Karoline Rudolphi, 1750 bis 1811, seit 1803 Vorsteherin einer Erziehungsanstalt in Heidelberg, auch als Dichterin tätig. — S. 330 l. Z. Wilhelm Körte, 1776—1841, Schwiegersohn F. A. Wolfs, Großneffe Gleims, Herausgeber von Briefen aus dessen Nachlaß. Vermutlich war F. H. Jacobi erbittert über die von Körte edierten „Briefe deutscher Gelehrten aus Gleims Nachlaß", Zürich 1805. Seinem Vorsatz, darüber nicht zu reden, blieb er jedoch nicht treu, wie aus dem Titel der folgenden Schrift hervorgeht: „Über Gleims Briefsammlung und letzten Willen". Ein Wort von J. H. Voß, angehängt ein Brief von F. H. Jacobi, Heidelberg 1807. — S. 331 Z. 17. Der Brief Schillers an Heinrich Voß ist vom 29. Dezember 1804. — S. 331 vorl. Z. Hubers Leben von seiner Witwe Therese, geb. Heyne, 1806, erschien als erster Band von dessen gesammelten Schriften. — S. 332. Dem hier geäußerten Wunsche, Schillers Leben zu schreiben, in der Art wie die eben genannte Therese das ihres Gatten beschrieben hatte, kam Charlotte nicht nach; erst nach ihrem Tode unterzog sich ihre Schwester Karoline v. Wolzogen dieser Aufgabe (1830). Von den Kindern taten die erwähnten nichts für das Andenken des Vaters; nur Emilie gab später manche Briefsammlungen heraus. — S. 333 l. Z. Die Herzogin Mutter, Anna Amalia, die Begründerin des Weimarer Musenhofs, war 1807 gestorben; Goethes Gedächtnisrede auf sie

steht in allen Ausgaben seiner Werke. — S. 337. Hier ist A. W. Schlegel gemeint, der berühmte Shakespeare-Übersetzer, dessen grandiose Leistung nicht durch einzelne Fehler herabgemindert werden kann. Sein Leben verdient freilich nicht dieselbe Hochachtung wie seine literarischen Arbeiten, vielmehr machte ihn seine Eitelkeit und Selbstüberhebung zum allgemeinen Gespött. Sein Sonett, in dem er das Wort „Salamander" zum Reim brauchte (ein Wort, das der ehrliche Voß auszuschreiben sich scheute), führt den Titel: „Die größere Gefahr" und steht in den Werken (Wien 1815) Bd. 2 S. 93. — S. 338. August v. Goethe ging in der Tat nach Heidelberg, blieb anderthalb Jahre dort und fühlte sich in dem Vossischen Hause sehr wohl. — Eine Heidelberger Literaturzeitung erschien unter dem Titel „Heidelberger Jahrbücher" in der nächsten Zeit; Voß' Mißtrauen dagegen erklärt sich daraus, daß Leiter und Mitarbeiter dieses Blattes im wesentlichen Mitglieder der romantischen Partei waren; erst später änderte sich dieser Zustand, wie Voß selbst berichtete. — S. 339. Über Humboldts „Agamemnon-Übersetzung" vgl. den Briefwechsel Goethes mit den Brüdern Humboldt passim; Voß' Vermutung war richtig, Humboldt arbeitete an seiner Übersetzung noch viele Jahre bis 1816. — S. 342. Schillers „Geisterseher" war von E. F. W. E. Follenius (1773—1809) fortgesetzt, d. h. dem Original ein zweiter und dritter Teil hinzugefügt, und zwar schon Straßburg 1796, ist auch noch 1846 und 1847 wieder gedruckt worden. — S. 346. Georg Andreas Gabler (1786 bis 1853), Theologe, kam nicht in das Schillersche Haus; dagegen übernahm der Philologe Bernh. Rud. Abeken (1780 bis 1866) für kurze Zeit die Erziehung der Schillerschen Kinder, ging aber schon 1810 von Weimar fort; er wurde Konrektor am Gymnasium zu Rudolstadt. Während der kurzen Zeit seines Aufenthaltes in Weimar wurde er der Familie ein treuer Freund; er wurde später durch die Verheiratung mit Christiane v. Wurmb, einer Cousine der Frau Charlotte, ein lieber Verwandter. — S. 347. Lacrimas von W. v. Schütz, eine Dichtung, herausgegeben von A. W. Schlegel. — S. 352. Voß irrte sich nicht: Ottilie in den Wahlverwandtschaften hat viele Züge eines lebenden Modells, und zwar der von Goethe einige Zeit „über Gebühr" geliebten Wilhelmine Herzlieb. — S. 353. Über Johannes Schulze s. o. — F. Passow (1786 bis 1845) bedeutender Philologe, der aber in Weimar, besonders von Goethe nicht nach Verdienst geschätzt wurde. — S. 353. Adam Gottl. Oehlenschläger, dänischer Dichter (1779—1850)

der mit Weimar, besonders mit Goethe eine Zeitlang herzliche Beziehungen unterhielt, 1805 ff., die aber bald getrübt wurden. Damals, 1810, waren nur drei seiner Dramen erschienen: Aladin, Hakon Jarl, und Axel und Wallborg. — S. 354. Achim v. Arnims (1781—1831) Studentendrama: „Halle und Jerusalem" wird hier in sehr gesunder, verständiger Weise betrachtet. — Über die Literaturzeitung vgl. die Bemerkung zu oben S. 338. — S. 355. A. F. J. Thibaut (1772 bis 1840), berühmter Rechtslehrer und Musiker, der u. a. auch August v. Goethes Lehrer gewesen war. — S. 356. Tian ist der Dichtername der bereits erwähnten, unglücklichen Karoline von Günderrode. — S. 356 fg. Der Besuch der Vossischen Familie in Weimar 1811 wird in Goethes Annalen gar nicht erwähnt. In den Tagebüchern finde ich nur die Notiz: 25. April 1811 „Prof. Voß und Madame Lortzing zu Tische" (das dürfte sich auf unseren Heinrich beziehen, so daß die Eltern überhaupt nicht eingeladen wurden oder nicht erschienen). Ein besonderer Grund zur Verstimmung ist freilich nicht bekannt; allerdings hatte Goethe dem alten Voß seinen Wegzug nach Heidelberg übelgenommen. Briefe Goethes an Voß, Vater und Sohn, seit dem Jahre 1805 haben sich sehr wenige erhalten.

Nr. 3. S. 365. Joh. Gottfr. Seume (1763—1810). Die unmittelbar nach seinem Tode erschienenen Schriften „Abschied und Vermächtnis" 1810, sowie der „Nachlaß moralisch-religiösen Inhalts" 1811, können ebensowenig wie seine 1813 erschienene Selbstbiographie, einen Grund zur Unterdrückung gegeben haben. Auch Planer und Reißmann wissen in ihrer großen Biographie Seumes (Leipzig, 1898) nichts von der Konfiskation einer seiner Schriften. — S. 375. Das Fragment einer Übersetzung aus dem 1817 erschienenen dramatischen Gedichte „Manfred" von Lord Byron, gab Goethe in einer Beurteilung des genannten Dichtwerkes in der Zeitschrift „Kunst und Altertum", Bd. 2. — S. 378. Es sind zwei biographische Skizzen zu unterscheiden, die erste ist der Aufsatz von D. (Döring) „Friedrich von Schiller", der in den „Zeitgenossen" 1819, erste Reihe, S. 129—183 erschien; die zweite, die aus dieser erwachsene, ausführliche Darstellung von Heinrich Döring: „Friedrich v. Schillers Leben aus teils gedruckten, teils ungedruckten Nachrichten, nebst gedrängter Übersicht seiner poetischen Werke", Weimar 1822, später noch in mehreren Auflagen erschienen. — S. 380. Der Jugendaufsatz Schillers ist seit 1860 in die Ausgaben seiner Werke übergegangen.

Der Charakter der zuletzt mitgeteilten Knebelschen Briefe

ist ein wesentlich anderer, als der, der in den beiden ersten Abteilungen des vierten Abschnittes sich zeigt. Karoline ist die Fürstin, die in echt menschlich freundlicher Teilnahme die irdischen Dinge betrachtet; Heinrich Voß, der reife, durch Leiden geprüfte Mann, der die innige Neigung, die er zu Schiller gefaßt hatte, auch seiner Witwe bewahrte; Knebel, der sich selbst Hoffnungen auf Charlotte gemacht, bei ihrer Verheiratung, auch während der ganzen Zeit ihrer Ehe etwas verletzt zur Seite gestanden hatte, näherte sich ihr in ihrer Witwenzeit, nicht etwa mit eigensüchtigem Verlangen, denn er war selbst verheiratet, nachdem er schon eine lange Zeit vorher gebunden gewesen war. Von den drei Briefschreibern ist er gewiß der belesenste und urteilsfähigste, aber sicherlich nicht der sympathischste. Gegenüber dem innigen Mitleben der beiden Ersteren mit den Weimarischen Ereignissen, obgleich sie von Weimar entfernt lebten, ist der in unmittelbarer Nähe der Fürstenstadt Lebende ein Gegner der dortigen Zustände, ein Nörgler an allem, was drüben geschieht; den dortigen Personen geradezu feindlich gesinnt, mit Ausnahme Goethes, dem gegenüber er sich meist freundschaftlich erzeigt. Die Zeitereignisse, die besonders Charlotte und die Prinzessin von Anfang an lebhaft erregten, ließen ihn kühl und erwärmten ihn erst dann, als ein großer Erfolg zu verzeichnen war. Trotz aller Herbheiten seines Wesens und trotz der Unliebenswürdigkeit seines Charakters bleibt er doch rührend wegen der Treue, die er der einst geliebten Frau wahrte und wegen der zarten Sorgfalt, mit der er ihr geistiges Wesen zu pflegen und zu heben versuchte. Daß zu seinen Briefen verhältnismäßig wenig angemerkt wurde, kommt teils daher, daß vieles von ihm berichtete, z. B. die Ankunft des französischen Gesandten in Weimar, die Aufführung „des standhaften Prinzen“, der Tod der Schwester, das Schicksal R. Z. Beckers, Gedichte und Tod Theodor Körners, das Werk der Frau v. Staël und vieles andere schon früher besprochen war, teils daher, daß die allgemeinen philosophischen Betrachtungen, die Erörterungen über den Charakter der Menschen und das Leben der Welt, keine Erklärungen nötig machten, da man darauf verzichten mußte, einen großen, philosophischen Kommentar zu geben.

Register.

Abeken, Bernh. Rud. 346. 352. 406.
— Christiane 406.
Agassiz, Prediger 8.
Alfieri, Vitt. 360.
Ammon, Dr. 13.
Anakreon 116.
Ancillon, Joh. Fr. 260.
Apollonius von Thyana 281.
Ariost, Lud. 57.
Arnim, Ach. von 354 fg. 407.
— Bettine s. Brentano.
— Henriette von 92.
— Frls. von 92 fg.
— Mutter d. vor. 92 fg.
Aeschylus, 32. 337. 339. 345 fg. 406.
d'Aubigny 31.
Augustenburg, Herzog von, s. Schleswig-Holstein rc.
Augustus, Kaiser 347.

Baden, Karl Friedrich Großherzog von 328.
— Markgräfin von (1819) 378.
Baggesen, Jens 120. 123. 127. 155 fg. 393. Seine zweite Frau 127. 155.
— Sophie 120. 123. 155. 393. Ihre Kinder 120. 123.
Balsamo, Josef 103.
Beaumont, Francis 346 fg.
Becker, Rud. Zach. 72 fg. 314. 365. 391. 404. 408. Seine Söhne 314.
Becker, Frau u. Tochter d. vor. 73.
Belmont, von 94 fg.
Ben Jonson 347.
Berg, von (der Vetter) 74. 103.
Berlepsch, Emilie 115.
Berlit, G. 394.
Bernstorf, Frau von 37 (Die Großmutter). 389.
Bertuch, Fr. J. 305. 315.
Bettine, geb. Brentano, verh. von Arnim 288. 292. 355. 402.
Beulwitz, Caroline von, s. Wolzogen.
— von (O; ⌣; époux; Ursus) 50 fg. 79. 84. 90. 94. 103. 390 fg.
Blanchard, N. F. 28. 389.
Bobé, L. 393.
Bode 86.
Bojanowski, Eleonore, von 404.
Boisserée, M. u. S. 275. 379.
Bonaparte s. Napoleon.
— Josephine (Madame B.) 70.
Bonelli, Sänger 69.
Bothe, F. H. 336.
Böttiger, K. A. 224. 393. 398.
Bourgoing, Minister 138.
Breitinger, J. J. 14.
Brentano, Bettine s. Bettine.
Brinkmann, H. G. von 229.
Brockhaus, F. A. 378.
Brun, Friederike 120. 122 fg. 132 fg. 157. 393. Ihr Mann und ihre Kinder 122. Ihre Mutter, Schwester und andere Verwandte 120.

Brun, Ida 157.
Bubna, Graf 324.
Buchoff, Gräfin 43.
Buffon, G. L. L. 167 fg.
Bürger, G. A. 358. 392.
Burgsdorf, Frl. 83.
Burney, Miß 72. (Evelina) 391.
Büsch, J. G. 92. seine Frau 92.
Busch, v., Major 86.
Byron, Lord 375 fg. 407.

Cagliostro 102 fg. 392. Seine Mutter und Schwester 102.
Calderon 361. (Standhafte Prinz) 376 fg. 408.
Carnot, L. N. M. von 69
Caulaincourt, A. J. G. 266.
Cellini, Benvenuto 220.
Cervantes 336 (Don Quixote) 342.
Chodowiecki, D. 348.
Christophine (Schiller), s. Reinwald.
Cicero 241. 298.
Clairon (Claire, Jos. Hipp. Leyris de la Trude) 225. 398.
Claudius, Math. 330.
Condé, s. Enghien.
Constant, Benj. 224. 371. 398.
Conz, K. Ph. 36.
Cordemann, Schauspieler 191. 221.
Corneille, P. 62 fg.
Cornelius, P. 373.
Cotta, J. F. 179. 184. 246. 351 fg. 395. 399. Seine Frau 351. Brief an Charlotte 188 fg.
Coudenhoven, Frau von 113.
Creutzer, G. Fr. 328 fg. 356. 405.
Curland, Herzogin von 270.

Dacheröden, Karoline von, s. Humboldt.
Dacheröden, von, (△) Vater d. vor. 74. 80 ff. 90. 96. 391. Sohn d. vor. 390.
Dalberg, Fritz 73.
— K. Th. von (S.; G.; der Sch. der Schatz, der G. S.; D.; K.; Der Coadjutor; der Großherzog; der Fürst Primas) 46 fg. 49 fg. 55. 60. 65. 70 f. 78 ff. 93 ff. 108. 286. 290. 374. 390 fg.
Dalton, John 234.
Dänemark, Kronprinz von 130. 138. 148 fg. 151. 154. Seine Frau und Tochter 151.
Dannecker, J. H. von 269. 349 fg.
Dante 139.
Daub, Georg 328. 348 fg.
— Karl 328. 405.
David, J. L. 54. 391.
Dawe, George 259.
De Lisle Jacques 306.
Deutschland, Heinrich II, Kaiser von 7.
— Kunigunde, Kaiserin von 7.
Diderot, Denis 65.
Doman 347.
Domenichino (Domenico Zampieri) 54.
Dominikus, Jak. 47. 91. 390.
Döring, Heinr. 378. 380 fg. 407.
Du Chatel 55.
Duchesnois, Schauspielerin 68 fg. 391.
Düntzer, H. 385.
Dürer, Albrecht 8. 379.
Dürrbusch, Frau 10.

Eichstädt, H. K. A. 247. 250. 339.
Enghien, L. A. H., Herzog von 160.
Euripides 336. 344.

Falk J. D. 240. 278. 318 (der Faucon) 402.

Fénélon, Fr. de 301.
Fernow, K. L. 224. 272. 401 fg.
Fichard, Joh. K. 34. 66. 389.
Fichte, J. G. 127. 139.
Fischenich, Barth. 34. 36 fg. 287. 385. 389. 396. Brief an Charlotte 197 ff.
Fletcher, John 346 fg.
Follenius, E. F. W. E. 342 fg. 406.
Forsterischer Kreis 391.
Fox, Ch. J. 69.
Franckh, Louise 394. Ihr Mann 183 fg. 394. Brief an Charlotte 177 fg. Briefe von Charlotte an — 178—185.
Frankreich, Heinrich III, König von 228.
— Ludwig XVI, König von 109.
— Marie Luise, Kaiserin von 324.
Frankenstein, von 7.
Friedrich, K. D. 287.
Fritsch, Präsidentin 307.

Gabler, G. A. 346. 406.
Geiger, L. 398.
Genlis, Félicité Stephanie von 99.
Gérard, F. P. de 54. 61. 391.
— Frau d. vor. 61.
Gersdorf, K. von 317.
Gezler, Bürger in Schaffhausen 13.
Gildemeister, Friedrich R. 34. 237.
Gleichen, von 83. 334 fg. 340. 349.
Gleim, J. W. L. 272. 328. 405.
Gluck, Chr. W. von 68.
Göchhausen, Luise von 99. 132. 170. 230. 393.
Goldsmith, O. 302 (Landprediger von Wakefield).
Gore, Charles 168. 394. 403.
Gore, Eliza 115. 168. 394.
— Emilie 153. 168. 270. 281. 287. 295. 297. 394. 403.
— Familie 153. 260.
Göritz 36. 38.
Görres, Jos. von 327. 404 f.
Goeschen, G. J. 48. 389.
Goethe, August von 115. 118. 215. 218 fg. 237. 240. 248. 250. 271. 279. 288. 311 ff. 338. 340. 345. 376. 392. 397. 399 fg. 403 f. 406 f.
— Christiane von 41. 113. 245. 248. 276. 288. 292 fg. 300. 313. 387. 392. 402.
— Cornelia 303.
— Joh. Caspar 279.
— Joh. Wolfgang von 29. 32 fg. 39. 41. 46. 54. 65. 73. 80. 85. 100 fg. 102 ff. 110. 112 ff. 135. 139. 153. 156. 158 fg. 168. 170. 197. 200. 265 fg. 270 ff. 274 ff. 281 ff. 287 ff. 296. 298 ff. 302 fg. 305 ff. 311 ff. 318. 322 fg. 325 fg. 331. 334. 338. 341 fg. 345. 347. 351 ff. 356. 358. 360. 364. 366. 369. 375 ff. 380. 386. 388 fg. 392 ff. 397 bis 401. 402 ff. 407 fg. Briefe an Charlotte 213. 216—220. 222 fg. 226—228. 230—232. 235—237. 241—247. 249 (und Karoline von Wolzogen) 250 fg. 252 f. 254. 259—261. Briefe von Charlotte an — 214 fg. 216. 220—222. 223—226. 228 bis 230. 233. 235. 237—241. 248. 251 fg. 253 fg. 255—258.
— Katharina Elisabeth (Frau Rat) 32 fg. 386. 389. 399.
Götz von Berlichingen 33.
Gozzi 152.
Graff, Anton 297.

Graff, Joh. Jac. 221. 293.
Graß, K. G. 397. Brief an Charlotte 205—208.
Griesbach, Joh. Jak. 388.
— Friederike, Juliane 187. 333. 388.
— Brief von Charlotte an — 171 fg.
Griesbachs 326.
Grivel 69.
Groß 36.
Grubenmann, Zimmermann 13.
Guibal, Maler 11.
Guido Reni 54. 59.
Guise, Heinrich von 228.
Günderode, Karoline von (Tian) 356. 405. 407.

Hackert, Ph. 231. 275. 398.
Hahn, Pfarrer 12.
Haller, Frau von 123.
Hand, Prof. 318.
Hemmling, Maler 379.
Harbauer 52. 55. 61.
Hase 59.
Haug 349 fg.
Haydn, Jos. 316.
Hegel, G. W. F. 224.
Heinse, W. 272.
Herbert 36.
Herda, Kammerpräsident 201. 396.
Herder, Joh. Gottfr. 21. 111. 114. 156. 168. 170. 228. 303.
— Frau d. vor. 82. 170. 229. Kinder 229.
— Luise 229.
Hermes, Joh. Tim. 119. 393.
Heron, Henry 23. 168. 170. 389. Brief an Charlotte von — 27 f.
Herward, Frau 55.
Herz, Henriette 391.
Her(t)zberg, Ew. Fr. von 84.
Herzlieb, Wilhelmine 406.
Hesiod 45.
Hessen, Christian, Landgraf von 378.
Hoffmeister 403.
Hogarth, W. 348.
Hohenzollern, Fürstin von 283.
Holland, Lord 57. 69.
Homer 69. 301. 344.
Horaz 361. 365.
Horn, Stiftsprediger 289. 296. 307. 403.
Hoven, Vater und Sohn 350 fg.
Huber, L. F. 331. 405.
— Therese 331. 405.
Hufeland, Chr. W. 36. 290. 317. 396. Brief an Charlotte 193.
Humboldt, Alexander von 92. 94. 240. 387.
— Karoline von (Li) 47 ff. 89 fg. 245. 255 fg. 386 fg. 390 fg. 396. Briefe an Charlotte 71 ff. 75—88. 91—99. 200 ff. 209 fg. Brief an Karoline von Wolzogen 73 fg.
— Wilh. von (Bill; H.) 47 fg. 71. 85. 87. 92. 93 fg. 96. 99. 201. 209. 218. 255 fg. 339. 345. 387. 390 fg. 396 fg. 406. Brief an Charlotte — 88 ff.
— Mutter d. vor. 90.
— Wilhelm, von, der Jüngere 396.
Hume, David 301. 360.

Jacobi, F. H. 199 fg. 298. 331. 336. 405.
Jacobische Familie 252.
Jagemann, Caroline (Frau von Heygendorf) 221.
— Ferd. 59.
— Prof. 315.
Jakobs Chr. Fr. D. 274. 402.

Jean Paul s. Richter.
Iffland, A. W. 217 ff.
Imhof, Amalie von 37. 61. 389.
— Frau von 34. 37. 104 fg. 389.
— — — (im 14/15. Jahrh.) 379.
— Kätchen von 37. 389. Ihre Schwester 37.
Jourdain, Camille 54. 56. 61. 67. 70. 391.
Isabeau, Königin 55.
Ith, Prof. 155.
Jung, Joh. Heinr. (Stilling) 328. 330. 405.

Kaaz, K. L. 273. 402.
Kahlert, A. 386.
Kalb, Charlotte von 40. 110. 113. 116 fg. 170. 391. 396. Brief an Charlotte 204.
— Eleonore von 82. 391. Ihr Mann 392.
Kannegießer, K. L. 346.
Kant, Imm. 112. 116.
Kauffmann, Angelika 33.
Kemble, J. Ph. 57.
Kersting, Maler 286.
Kettenberg, von 267. 275. 280. 312. 401.
Kleist, Heinrich von 277 f. 402.
Klettenberg, Susanne (d. fromme Fremde) 252. 392.
Klinger, F. M. von 69. 252.
Klopstock, Fr. G. 135.
Knebel, Henriette von 34. 172. 268. 270. 292 ff. 299. 308. 366 f. 389. 401. 403. 408.
— Karl 311. 361. 365. 368 ff.
— K. L. von 34. 80. 83. 104. 240. 252. 274. 281. 294. 303. 339. 388 fg. 394. 408. Briefe an Charlotte 163—171. 359 bis 382.
Kobler, Familie 287.
Körner, Ch. G. 203. 310. 325. 367. 390. 395. 403. Brief an Charlotte 190.
— Emma 297. 325. 402.
— Minna (Anna Marie Jakobine) 310. 325. 395 fg. 403. Briefe an Chorlotte 202 ff.
— Theodor 310. 367. 402. 408.
Körners 113 fg.
Körte, Wilh. 330 fg. 405.
Kosciusko, Th. 69.
Kosegarten, Joh. Gottfr. L. 377.
Kotzebue, A. von 119. 149 fg. 153. 195. 353. 393. 395. 396.
Krüdener, Barbara von, geb. Julie von Wietinghoff 54. 377. 391.
Kuhn 353.

La Harpe, Fréd. Cés. 69.
Lamb, Lady Caroline (Glenarvon) 377.
Langermann, Joh. G. 249.
Langhanß, Frau 15.
La Roche, Karl von 82. 85. 91. 391.
— Sophie von 252. Ihr Mann 252.
Lannes (Die schöne Marschallin) 296. 402.
Lavater, J. C. 14. 29. 100 fg. 252. 348. Seine Frau 100.
Lengefeld, Luise Juliane, Frau von (chère mère) 50 fg. 67. 70. 74. 79. 83 fg. 88. 101. 105. 108. 180. 186. 203. 222. 248. 286. 304. 321. 381. 390 fg. Brief an Charlotte 208 fg.
— Karoline von, s. Wolzogen.
Lengefeldsche Familie 387. 389. 396.
Lenz, J. M. R. 252.

Lessing, G. E. 106.
Linstow 162.
Lips, H. 33.
Lortzing, Frau 407.
Lukrez 339.
Luther, Martin 278.

Macdonald, General 146.
Mainz, Kurfürst von (d. Alte; △) 49 fg. 65. 78. 93 fg. 98. 390 fg.
Malcolmi, Schauspieler 293.
Maltzahn, Gräfin 38 fg.
Marc Anton 361.
Mariel, Schauspieler 62.
Markart 100.
Martin, die 310.
Massinger, Philipp 347.
Mazelet, die 285. 287.
Mecklenburg-Schwerin, Albrecht, Prinz von 310. 403.
— Karoline Luise, Erbprinzessin von 171. 250. 253. 399. 401 bis 404. 408. Ihr Mann 299. 401. Ihre Kinder 325. Briefe an Charlotte 265 ff. 270 fg. 273 fg. 278. 284. 286 fg. 289 ff. 299 fg. 302. 303 fg. 324 fg. 389. Briefe von Charlotte an — 267—270. 271 ff. 274—284 ff. 287 ff. 291—299. 300 fg. 302 fg. 304—323.
Mecklenburg-Strelitz, Großherzog von 268.
Mengs, Raph. 10.
Mercier, L. S., 52.
Merck, J. H. 252.
Meyer (Joh.), Heinrich 39. 61. 70. 254 fg. 274. 283. 285. 287 fg. 293. 306. 318. 323. 402.
Meyer, N. 232. 399. Seine Frau 232.
Mirabeau 48.
Montebello, Herzog von 402.
Moritz, K. Ph. 17. 32. 106. 170. 389.
Moser, F. K. 108.
Mozart, W. A. 317 (Zauberflöte).
Müller, Johannes von 49. 159 fg. 301. 390. 402.
Muthesius, K. 394.

Nahl, Bildhauer 15.
Napoleon I, 52. 55 fg. 69 fg. 124. 133. 161. 266 fg. 324. 365 fg. 368. 370 ff.
Necker, Jacques 58. 61. 157. 160.
Nelson, H. V., Admiral 141 fg.
Niebecker 108.
Niebuhr, B. G. 210. 361.
Niethammer, Fr. J. 36. 38? (Das Köpfchen) 389. Frau des letzteren 38.
Novalis (Hardenberg) 280 fg.

Oehlenschläger, Ad. 269. 353. 406 fg.
Oken, Lorenz 281 fg.
Örtel 40.
Ossian 31.
Österreich, Kaiser Franz II. von 50. 55.
— Luise Beatrix, Kaiserin von 300. 302. 403.
Öttinger, E. M. 391.
Outram 73.

Pappenheim, (P.) 64 fg. 390.
Pasqué, E. 398.
Passow, F. 352. 354. 406.
Pausanias 287.
Pestalozzi, Joh. Heinr. 155. 158. 394.
Pignatelli, Prinzessin 57.
Pindar 336. 339.

Planer, Oskar 407.
Plato 287. 336.
Plutarch 25.
Pope, Al. 17. (Cit.) 22. (Cit.) 298. 389.
Portugal, Prinz Heinrich von 30.
Preußen, Auguste, Königin von, s. Weimar.
— Königin Luise von 193. 265 ff. 396.
— Friedrich Wilhelm III., König von 265 fg.
— Marie, Prinzessin Karl von, s. Weimar.
Prevost, P. 234.
Purgstall 119 fg. 126 fg. 136. Seine Frau 127.

R., Frau von 292.
Racine, Jean de 68. 225. 344.
Rantzau, Sänger 299. 302.
Raphael 12. 54. 60 fg. 301.
Rapp, G. H. 269. 350 fg. Seine Frau 350.
Raucon, Schauspielerin 63.
Reck(e), Elisa von der 54. 283. 391.
— Herr und Frau von 243.
Redern, Graf 57.
Reinhard, K. Fr. 234 ff. 267. 275. 401.
Reinhart, Joh. Chr. 201 fg. 396 fg.
Reinwald, Christophine, geb. Schiller 394 fg. Brief von Charlotte an — 185 ff.
Reißmann, Cam. 407.
Reitzenstein, Frl. von (Tinette) 296. 402.
Retz, Kardinal von 48.
Reventlow, Christian, Graf von 154. 394. Seine Schwester s. Stolberg.
— Ludwig, Graf von 128. 131. 142 fg. 393.
Reventlow, Frau d. vor. 128 fg. 131. 149. 155. Ihre Töchter 128 fg. 155. Ihr Sohn 195.
Rheinbaben, die 111.
Richter, Jean Paul 215 (Hesperus) 219. 327. 397.
Rist 126.
Rochow, Eb. von 131.
Rohmann, L. 386.
Rollin, Chr. 149.
Rousseau, J. J. 117. 128.
Rudolphi, Karoline 329 fg. 348. 405.
Rudolstadt s. Schwarzburg.
Rumford, Benj. Th. 133.
Rußland, Alexander I., Kaiser von 140. 160. 310. 315. 318 ff. 391. Seine Brüder 320.
— Maria Feodorowna, Kaiserin von 370. 400.
— Paul I., Kaiser von 69. 130. 138. 140 fg. 222 (d. große Unterdrücker) 398.

Sailer, Joh. M. 7.
Salieri 222 (Axur) 398.
Salzmann, Joh. Dan. 303.
Sch . . . die 36.
Schardt, E. von 104. 116.
— Ernst von 37. 40. 317.
— Sophie von 37. 40. 61. 230. 240. 317. 389 fg. 399.
Schelling, F. W. J. 139. 159. 298.
Scheler, General 10.
Schill, Ferd. 312.
Schiller, Emilie von 180. 185. 187. 286. 288. 328. 332. 340. 355. 385. 405.
— Ernst von 124. 150 fg. 158. 180. 183. 186. 189. 195. 242. 250. 260. 286 ff. 296. 309 ff. 326. 332. 355. 369. 400.

Schiller, Friedrich von (Sch.; Sr.; —; S.) 34 fg. 38 ff. 46. 49. 52. 55. 58. 62 fg. 65. 70. 73 ff. 81. 83 ff. 88 ff. 103. 107 fg. 110 ff. 115 fg. 118 ff. 131 fg. 134 fg. 137. 140. 143 ff. 151. (Geheimnis) 152. 155. 158 ff. 166 fg. 169 fg. 172. 213—230 passim. 253 fg. 255 ff. 265. 267 fg. 272 fg. 279. 285 fg. 290. 294. 297 ff. 304. 309. 312 fg. 316. 319. 321 fg. 326 ff. 330 ff. 337. 340 ff. 346 ff. 354. 356 ff. 374. 378. 380 fg. 385 fg. 388 ff. 393 ff. 400 ff. 404 ff. —'s Tod 177—210. —'s Kinder 38. 40. 43. 107. 120. 122. 124. 177—210 passim. 232. 268. 309. 320. 326. 333 fg. 340 fg. 346. 352. 396. 400. 403. —'s Mutter 148. —'s Eltern 181. 385. 394. 403. —'s Geschwister 385. 394.

— Karl von 118. 180. 183. 186. 189. 195. 199. 202. 215. 218. 241 fg. 279 fg. 286 ff. 310. 312. 317. 326. 332. 396 fg.

— Karoline von 39. 117. 286 ff. 301. 326. 332. 355.

Schimmelmann, Charlotte Gräfin von 387 fg. 395. Briefe an Charlotte 119—163. 193 bis 197. Ihr Bruder siehe Schubart.

— Ernst H., Graf von 120 fg. 124 ff. 131 fg. 134. 136. 144. 146 ff. 154. 158. 161. 194. 196 fg. 387 fg. Sein Bruder 145. Seine Nichte s. Schimmelmann Josephine. Seine erste Frau 136.

— Josephine von 145 fg. 149 ff. 155. 162. 193 fg.

— Karl von 155.

Schimmelmann, Luise von 144 fg. 149 ff. 194.

Schlabrendorf, G. von 55. 57. 60. 391.

Schleswig-Holstein — Sonderburg — Augustenburg Christian Herzog von 127. 134. 388.

Schlegel, A. W. von 239. 280. 293. 336 ff. 344. 354. 357. 406.

— Dorothea 58. 60. 66. 391.

— Fr. von 58. 60. 66. 280. 391.

Schlegels, die 43.

Schleiermacher, Fr. E. D. 328. 336. 338. 405.

Schleußner, Joh. Friedr. (?). 38.

Schmidt, M. J. 25.

Schopenhauer, Johanna, Freundin Fernows 272. 401 fg.

Schröder, F. L. 106.

Schröter, Corona 114.

Schubart, Chr. Fr. D. 11.

— von, Bruder von Charl. Schimmelmann 129. 136. 143. 153. 160. Dessen Frau 129.

Schubert, G. H. von 322.

Schulze, Joh. 278. 290 (kurze Ehe) 353. 365. 402. 406.

Schütz, W. von 347. (Lacrimas) 406.

Schwarz, F. H. Cl. 329 fg. 405.

— Frau d. vor. 330.

Schwarzburg-Rudolstadt, Fürst von 334. Seine Kinder 334.

— — Fürstin von 266 fg.

— — Prinzessinnen von 84. 108.

— — Prinz Karl von 32 fg.

Schweizer, Madeleine 53 fg. 390 fg.

Schwendler. Frau von 377.

Seckendorf, Leo von 345.

Seume, J. G. 365. 407.

Shakespeare, W. 135. 146. 149. 288. 291. 293 fg. 336 fg. 342. 345. 347. 354. 357. 402. 404. 406.
Solger, K. W. F. 326. 394. 404.
Sophokles 32.
Staël, Anne Louise, Germaine de 45. 54. 58. 139. 156 ff. 223 ff. 239 fg. 312. 337. 371. 398 fg. 404. 408. Ihre Söhne 58. Ihre Tochter 224.
Staff, Frl. von 297. 403.
St. Aignan 295 fg. 366. 402. 408.
Stark, Joh. Chr. 41. 179. 200. 377.
Statella, Graf 102. 392.
Stauch, Oberhofmarschall 143.
Stein, Charlotte von 29 fg. 34. 37. 39 fg. 44. 46. 52. 61. 65. 76. 80. 82 fg. 128 fg. 134. 169 fg. 235. 240. 242. 260. 279. 287 fg. 291 ff. 301. 359. 386 fg. 392. 403 fg. Briefe an Charlotte 99—119. 190 fg.
Stein, Fritz von 82. 102. 106. 118. 233. 265. 385 ff. 389 fg. 395. Briefe an Charlotte 29. 33. 42 fg. 190 fg. Briefe von Charlotte an 28 fg. 30 ff. 33 fg. 35 fg. 36 fg. 38 ff. 41 fg. 43 fg. 44 ff. 191 fg.
— Brüder d. vor. 35. 102. 104.
— Josias, Oberstallmeister von 35. 95. 101 fg. 104. 106 fg. 109 fg.
— Karl von 100. 102. 106. 110. 115. 390. Seine Frau 390.
Steuben, von 295.
Stolberg, Chr. 394 und F. L. von 336. 356. 358.
— Louise von 394.
St. Pierre Abbé de 377.
Sydow, Theodor von 333.

Tacitus 360.
Talma, Schauspieler 61 ff. 68.
Tell, Wilhelm 15.
Thibaut, A. F. J. 355. 407.
Thielemann 317.
Thomson, James 26.
Thouret, N. Fr. 217. 219. 397.
Tian, s. Günderode, Karoline.
Tibull 351.
Tieck, Ludwig 139. 280. 336. 353.
Tinette s. Reitzenstein.
Troß, Oberst 9.
Truchseß, von, Freiherr 355 fg. (d. Bettenburger).

Ukert, Fr. A. 242. Der Hofmeister 326. 334 fg. 340. 346. 404.
Urlichs, L. 385. 392. 394 fg. 400.

Varnhagen von Ense, K. A. 391.
Vaudreuil, Frau von 65.
Villers, Chr. Fr. 224. 236. 398.
Vitzthum, Baron von 320.
Voigt, F. S. 369. 372.
Vollmer, W. 395.
Voltaire, Fr. M. A. de 153. 221 fg. 397.
Voß, Abraham 329. 354.
— Ernestine 199 fg. 330. 335. 340. 349. 351. 354. 356 fg. 407.
Voßens 105. Voßisches Haus 405 fg.
Voß, Heinrich 226. 240. 394. 404—407. 408. Briefe an Charlotte 199 fg. 326—358.
— Joh. H. 199 fg. 330 fg. 335. 343 fg. 349 ff. 356 ff. 404 fg. 407.

Wahle, J. 398.
Weimar, Anna Amalie, Herzogin von 57. 61. 105. 168. 224. 292. 333 fg. 393. 405.
— Augusta, Prinzessin von 291. 310. 403.
— Christian, Prinz von 162.
— Karl August, Großherzog von (H) 47. 67. 96. 101. 107. 109 ff. 152. 168. 224. 259. 266 fg. 296. 302. 310. 317 fg. 320. 386. 394. 398. 401.
— Karl Friedrich, Großherzog von 52. 58 fg. 68. 162. 171. 295. 310. 317. 321. 390. 395. 403. Seine Kinder 162.
— Karoline Luise, Prinzessin von, s. Mecklenburg, Erbprinzessin von.
— Luise, Großherzogin von (H) 58. 108. 111. 118. 152. 183. 224. 239 fg. 279. 288. 294. 296. 305. 307. 313 fg. (?) 315. 322 fg. 401. 404.
— Maria Paulowna, Großherzogin von 171. 183. 195. 266. 271. 274. 277. 279. 285. 291. 294. 301. 306 fg. 313 fg. (?) 315. 319. 395. 401. 404. Brief an Charlotte 187 fg.
— Marie, Prinzessin von 287. 295. 310. 315. 403.
Werner, Zach. 240 (der fromme Freund) 243. 286 fg. 289. 306. 324. 345. 347 fg. 355. 399.
Werther 310.
Westfalen, Jerôme, König von 338.
Wieland, Chr. M. 69. 111. 157. 224. 240 fg. 270. 287. 298. 304 ff. 313 fg. 318. 365 fg. 403. Seine Töchter 304.
Wieland, Luise 305.
Williams, Miß 57. 69.
Willmeose, Leutnant 141 fg.
Windischmann, K. J. Hier. 246 fg. 355. 399.
Withworth, Lord 137.
Wolf, F. A. 405.
Wolzogen, Adolph von 58. 270. 286. 290. 317. 340. 367.
— Familie 385.
— Karoline von, geb. Lengefeld, gesch. Beulwitz (Li.; L.; Lili; die Frau) 35. 39. 73. 75 ff. 79 fg. 84. 87. 90. 93 ff. 101 fg. 105. 108. 116. (Agnes von Lilien) 180 fg. 184. 202. 208. 222. 240 ff. 246 fg. 256. 270. 283. 286. 300. 306. 315. 317. 321. 340. 367. 373. 381. 385 fg. 389 ff. 400 ff. 405. Briefe an Charlotte 46—71. Brief von Karoline von Humboldt an — 73 fg.
— W. von (der Alte; W.) 52 fg. 57 ff. 64 fg. 67 fg. 70. 180. 184. 187. 204. 232. 235. 240 ff. 327. 390 fg.
Wurmb, Bruder von Frau von Lengefeld 286.
— Christiane von, s. Abeken.
Würtemberg, Friedr. Eugen Herzog von 107.
— Karl Eugen, Herzog von 11.
— Wilhelm I., König von 269 (Kronprinz).

Zelter, C. Fr. 395.
Ziegesar, Kammerherr von 295.
— Silvie von 273.
Zimmer, Verleger 357.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Einleitung.
Erster Abschnitt. Charlottens Jugend und Ehejahre . . 1
1. Jugenddichtungen 3
2. Reise nach der Schweiz 1783 5
2a. Blätter aus dem Tagebuch 16
3. Brief von Heron 27
4. Briefwechsel mit Fritz von Stein 28
5. Karoline v. Beulwitz-Wolzogen 46
6. Karoline v. Humboldt 71
7. Charlotte v. Stein 99
8. Gräfin Schimmelmann 119
9. Knebel 163
10. Charlotte an Frau Griesbach 171
11. Charlottens Gedicht „Klage" 172
Zweiter Abschnitt: Schillers Tod . . . . 175—210
Dritter Abschnitt: Goethe . . . . 211—262
Vierter Abschnitt: Charlottens Witwenjahre 265
1. Prinzessin Karoline von Mecklenburg 265
2. Heinrich Voß 326
3. K. L. v. Knebel 358
Literarische Notizen . . . . 383—408
Register 409

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig

[illegible]